

ERNST SORGE

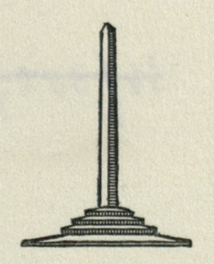
Mit Flugzeug, Faltboot und Filmkamera in den Eisfjorden Grönlands

Mit Flugzeug, Faltboot und Filmkamera in den Eisfjorden Grönlands

Von

Ernst Sorge

Erlebnisse mit Knud Rasmussen
und Ernst Udet



Drei Masken Verlag A.G., Berlin

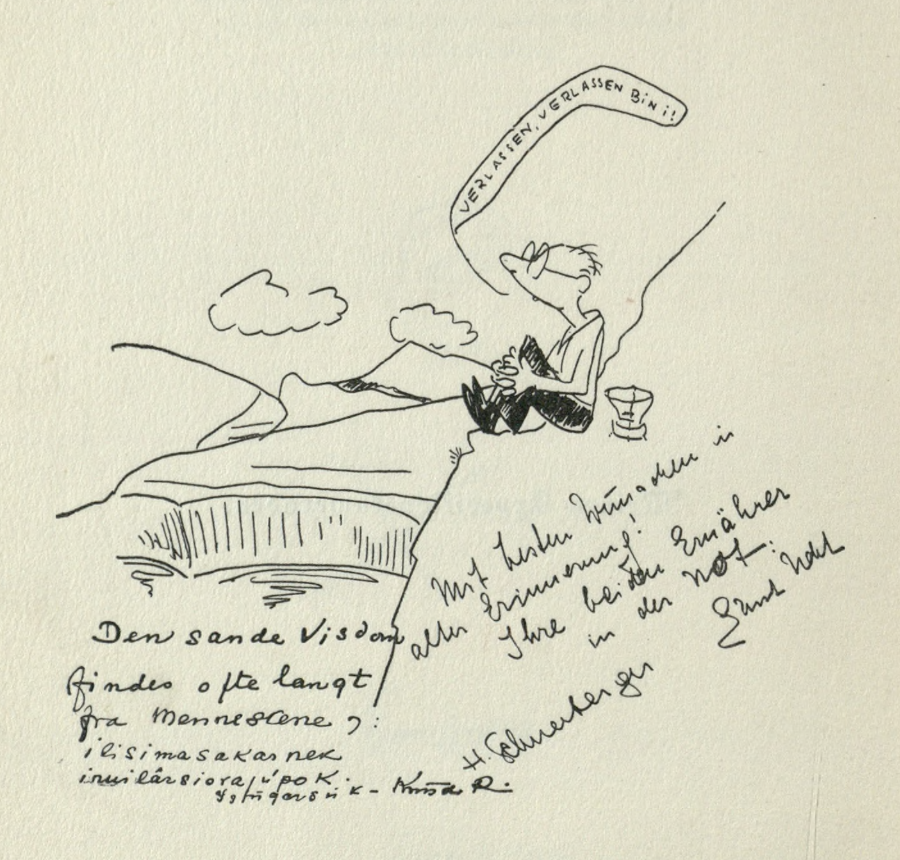


Mit 208 Abbildungen, davon 190 Abbildungen in Kupfertiefdruck

Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig
Printed in Germany

Die Universal-Dr.-Fanck-Grönland-Expedition wurde von Carl Laemmle, dem Präsidenten der Universal Pictures Corporation, New York, ausgerüstet. Die Expedition fand mit Unterstützung der dänischen Regierung unter dem Protektorat des Polarforschers Knud Rasmussen und unter der Leitung des Regisseurs Dr. Arnold Fanck statt.

Meinen Expeditionskameraden!



Aus meinem „Deutschen Liederschatz", der die Stelle eines Gedenkbuches dieser Expedition einnehmen mußte. — So sah Udet mich am Rinkgletscher, nicht sehr schön, aber wahr. — Links unten einige Worte von Knud Rasmussen auf dänisch und grönländisch (Übersetzung auf S. 13, Zeile 7—10).

In 2 Stunden
ist Boot
bei Ihnen!!
Weiken

Nach 9 Tagen Einsamkeit am Rinkgletscher das erste Lebenszeichen und die Gewißheit auf Rettung (Seite 90)

von Udet am 6. Sept. 18^{h} 20 am Rinkgletscher abgeworfen
E. Sorge

Meine Lieben –

Wir ~~[illegible]~~ vermissen das Euch seit vorgestern früh um 4 Uhr geschickte Motorboot. – Ich konnte es nicht auffindig machen und habe ernste Befürchtungen. Vorläufig mache ich den Versuch Euch etwas Proviant abzuwerfen. In einigen Tagen komme ich wieder. Wenn Ihr Motorboot gesehen habt gebt durch getrennte Armbewegung uns Bescheid. –
Im Motorboot sind Krauss-Zogg Ole-Holzbauer und 6 Grönländer. –

Habt Ihr die Katastrophe des Boots gesehen so legt eine 3 aus. –

Immer Euer
Ernst Udet

Wieder war Udet der rettende Engel — aber diesmal war ich wenigstens nicht allein (Seite 140)

Im Sommer 1932 ging die Deutsche Universal-Dr.-Fanck-Expedition nach Grönland. Ihre Ziele waren Filmaufnahmen und wissenschaftliche Untersuchungen von Fjorden und Eisbergen. Der Expedition haben zwei Männer ihr besonderes Gepräge gegeben: Ernst Udet und Knud Rasmussen. Ihr Geist bestimmte den Expeditionsgeist, ihre Kraft und Geschicklichkeit, ihr Frohsinn und guter Wille halfen über jede Schwierigkeit hinweg. Wer kennt nicht unseren Ernst Udet, den Kampfflieger des Weltkrieges, den tollkühnen Luftakrobaten, den glänzenden Karrikaturenzeichner, den hilfsbereiten Kameraden. Nicht so volkstümlich ist in Deutschland Knud Rasmussen. Ein unglückliches Geschick fügte es, daß er, der sein Leben lang Polarstürmen getrotzt hatte, ein Jahr nach unserer Expedition einer Erkältungskrankheit erlag. (21. Dezember 1933.) Seinem Andenken sind die folgenden Zeilen gewidmet:

In dem Augenblick, als Knud Rasmussen starb, ging einer der ganz großen Polarforscher dahin wie in den letzten Jahren Shackleton, Scott, Amundsen, Nansen und A. Wegener. Der Tod jedes einzelnen dieser Männer bedeutet für uns Besinnung auf große menschliche Schicksale und auf die Urkräfte, die diese Männer auf ihrem Lebenswege vorwärtstrieben.

Seit altersher ist es immer dasselbe: Der männliche Wille zur Überwindung von Schwierigkeiten, der Mut zum Bestehen von Gefahren, der Drang, das Unbekannte zu erforschen, die Freude, das Leben für eine große Aufgabe einzusetzen, all das treibt heute noch die Polarforscher wie vor 1000 Jahren die Wikinger ins Eismeer und läßt sie die Todesnähe für nichts achten. Bezeichnend ist, was Knud Rasmussen vor Antritt seiner großen Schlittenreise nach der Nordküste Grönlands 1916 sagt: „Die Gefahr, die man auf solchen Expeditionen läuft,

stand mir klar vor Augen. Aber wenn man sich auf eine Reise begibt, beschäftigen sich die Gedanken niemals mit den möglichen Gefahren. Jeder Polarreisende kennt das Wagnis, wenn er sein Heim verläßt, um den Fuß auf unbekannte Ufer zu setzen. So war es auch bei uns der Fall. Alle meine Kameraden begrüßten meine Pläne voll Begeisterung und jeder von ihnen war einzig und allein erfüllt von dem einen Gedanken an den sicheren Erfolg."

In diesem Geiste zogen sie hinaus, und es läßt sich nicht leugnen, daß sich darin die nordische Seele offenbart. So war auch Knud Rasmussen. Allerdings bekommt er durch seine Abstammung noch einen besonderen Charakterzug, der sein Leben und seine Forschungen in höherem Grad zu einem Ganzen zusammenfügt als bei allen anderen Polarforschern. Seine Mutter stammt ja aus einer grönländisch-dänischen Blutmischung, daher hat Knud Rasmussen Eskimoblut in seinen Adern. Er selbst ist 1879 in Jakobshavn an der mittleren Westküste Grönlands geboren und aufgewachsen. Schon als Kind sah er die Eisbergriesen des gewaltigen Jakobshavner Gletschers vor dem Hause seiner Eltern vorbeiziehen und erhielt dadurch von Anfang an den richtigen Eindruck von dem Eis als überragender Naturkraft in der Arktis.

In dem heranwachsenden Jüngling reiften Pläne, die im Laufe seiner Expeditionen zu einer großen einheitlichen Lebensaufgabe heranwuchsen. Er wollte die Kultur aller Stämme der Eskimorasse erforschen, die sich von Ostsibirien nach Ostgrönland über einen Bogen von 6000 km Länge ausbreitet.

Eine solche Aufgabe liegt naturgemäß außerhalb des Gedankenkreises eines Eskimo. Das Leben der Eskimos ist ein harter Kampf ums Dasein in einer Natur, gegen die sich nur kraftvolle anspruchslose Menschen durchsetzen können, Menschen, die mit den Gewohnheiten der Jagdtiere vertraut sind, Menschen, die sich in den stürmischen eisbergerfüllten Fjorden heimisch fühlen, Wetter und Wind deuten können und geschickt genug sind, um aus dem wenigen, was Tiere und Pflanzen

bieten, ein Leben aufzubauen. Das haben die Eskimos in bewunderns-werter Weise getan. Aber ihr Gesichtskreis ist verhältnismäßig eng begrenzt. Keiner unter ihnen ist auf Grund seiner rassischen Bindungen fähig, die Verbreitung der Eskimokultur zu erforschen. Eine solche kulturgeographische und volkskundliche Aufgabe mußte einem Menschen nordischer Rasse zufallen. Knud Rasmussen hat sie zu seiner Lebens-arbeit gemacht und die Aufgabe gelöst.

In den Polargebieten, wo die Menschen sich an der Grenze der Lebensmöglichkeit befinden, tritt menschliches Leben hinter der Natur fast völlig zurück. Daher beschäftigt sich der Großteil aller Polar-forschung mit der Landesnatur, mit dem geologischen Aufbau, den Eigenschaften von Schnee, Eis, Wasser und Luft und schließlich auch mit Tieren und Pflanzen. Alles das hat Knud Rasmussen zusammen mit seinen Expeditionskameraden auch getan, und zwar mit solchem Erfolg, daß er allein dadurch schon in die erste Reihe der Polarforscher zu stellen ist. Nachdem er 1910 in Nordgrönland die wissenschaftliche Station „Thule" als Standlager für Forschungsreisen gegründet hatte, machte er 1912 über das grönländische Inlandeis hin und zürück seine bewundernswerte Hundeschlittenreise von über 2000 km Länge. 1916–17 erforschte er auf einer tragischen Expedition, die zwei seiner Kameraden das Leben kostete, große Küstenstrecken von Nordgrönland, 1921–24 Nordkanada, auf weiteren Reisen wieder die Küsten Grön-lands. Das alles sind geographische Großtaten. Aber für Knud Ras-mussen waren sie nur Mittel zu einem edleren Zweck. Seine wahre Größe besteht in der liebevollen Erforschung der Polarmenschen. Und in dieser Hinsicht sind seine Fähigkeiten und Leistungen in der Tat einzigartig in der ganzen Geschichte der Polarforschung. Als nordischer Charakter mit der ganzen Männlichkeit und Wahrheitssehnsucht der Rasse begabt, war ihm dazu noch durch die glückliche Beimischung von Eskimoblut und durch seine Jugendzeit in Grönland das Eskimoleben zur zweiten Natur geworden. Er sprach die verschiedenen Sprachen des Vaters und der Mutter und gewann dadurch Eingang in die Kultur

der Weißen und der Eskimos. Er handhabte die Technik des Kajak- und Hundeschlittenfahrens, des Schneehüttenbaus, der Jagd auf Seehunde, Renntiere und Moschusochsen. Unter den Eskimos fühlte er sich wie einer der ihren und wurde auch als solcher angesehen. Und so sind denn die drei Wurzeln klargelegt, aus denen sein Lebenswerk erwuchs:

1. Die grönländische Jugendzeit, die ihn mit der Eskimolebensweise vertraut machte und die Liebe zu den Eskimos in ihm entfachte.
2. Die nordischen Rasseeigenschaften, denen er die Größe der Aufgabe und die Energie zur Durchführung verdankt; und schließlich
3. Die Verbindung beider auf den großen Forschungsreisen. Er konnte mit nordischer Energie und zugleich mit der unbegrenzten Anpassungsfähigkeit der Eskimos in der Polarnatur leben.

Und der Erfolg dieser Verbindung? Kein Mensch ist tiefer in das Seelenleben der Eskimorasse eingedrungen als Knud Rasmussen. War es doch schließlich ein Teil seines eignen Selbst, was er erforschte. Auf seinen „Thuleexpeditionen", die aus einer langen Kette von Mühsalen und Gefahren bestanden, stellte er fest, daß tatsächlich alle Eskimostämme nach Sprache, Rasse und Kultur eine Einheit bilden. Zwischen den Küsten Ostgrönlands und Sibiriens sprechen alle Eskimos die gleiche Sprache, glauben den gleichen Glauben, singen die gleichen Lieder und erzählen die gleichen Mythen und Märchen. Mit unendlicher Liebe und Geduld hat Knud Rasmussen in den Schneehütten den Erzählungen der Eskimos gelauscht und getreulich alles aufgeschrieben, damit wir nun die Äußerungen des Seelenlebens eines wunderbaren Volkes lesen können. — Auch den Ort, wo sich die arktische Kultur zuerst entwickelt hat, fand er: Westlich der Hudson Bai lebt ein Eskimostamm, der sie noch fast unverändert bewahrt hat. Damit war die Heimat der Ureskimos gefunden.

So ist Knud Rasmussen, in weltgeschichtlichem Zusammenhang gesehen, ein großartiges Beispiel für die Entdecker- und Schöpferkraft

der nordischen Rasse, die nicht anders leben kann, als daß sie sich Aufgaben stellt und ihr Leben für Ideale einsetzt.

Von seiner menschlichen Größe erhält man einen Eindruck beim Lesen seiner Expeditionsberichte. Er ist bescheiden und zurückhaltend. Schwierigkeiten erscheinen kaum als solche. Sie sind für ihn die selbstverständliche Lebensweise im hohen Norden. Jeder kraftvolle Ausdruck, jedes Hervorheben von Tatsachen und Ereignissen ist Hingabe an sein Werk, Kameradschaft zu seinen Begleitern, Liebe zur Natur, Feingefühl für den Polarmenschen.

Einmal schreibt er in seinem Tagebuch über die Eskimos: „Immer wieder habe ich auf meinen Reisen die Erfahrung gemacht, daß man den besten Eindruck von den Eskimos bekommt, wenn man als armer Mann, der nichts besitzt, zu ihnen kommt. Hat man große, reiche Vorräte, so können selbst die besten Freunde bei dem, was sie für einen tun, auf eine Bezahlung spekulieren. Hat man dagegen nichts, so tun sie doch alles für einen mit derselben Freude und Freigebigkeit, nur von ihrem guten Herzen getrieben." Diese Worte kennzeichnen auch Knud Rasmussens gutes Herz ebenso wie seine ideale Stellung zu den Eskimos.

Über Schwierigkeiten und Kameradschaft schreibt er: „Die Widerwärtigkeiten, die uns das rauhe Klima und die Strapazen, welche für jeden in einem unbekannten Lande Reisenden unvermeidlich sind, bereitet hatten, wirkten nur wie eine Art Gewürz, und was nun, außer den wissenschaftlichen Ergebnissen, in den Stunden des Aufbruchs als etwas Unvergeßliches vor uns stand, das war die gute Kameradschaft, die vom ersten bis zum letzten Tage zwischen sämtlichen Mitgliedern der Expedition den grönländischen wie den dänischen bestanden hatte."

Im Sommer 1932 war Knud Rasmussen mit uns zusammen in Grönland. Eine kleine Geschichte aus dieser Zeit möchte ich hier mitteilen, weil sie zeigt, daß Knud Rasmussen auch in späteren Jahren derselbe blieb. Wir hatten damals unser Zeltlager an der grönländischen Außenküste. Nun geht bei vielen Eskimosiedlungen seit alters her die

Sage, daß irgendwo weiter drin auf eisfreien Landflächen im Innern Grönlands noch Menschen leben sollen. Das übt auf alle Eskimos einen großen Reiz aus, sich diese sagenhaften Menschen anzusehen. Aber dabei bleibt es auch. Sie gehen nicht aus eigenem Antriebe ins Innere, weil es lebensfeindlich ist und als Sitz böser Geister gilt. – In Knud Rasmussen erwachte sofort der Forscherdrang, nach den Spuren dieser „neuen Menschen" wie früher einst in Kanada zu suchen. Er erkannte die einzigartige Gelegenheit, die ihm unser Flugzeug bot, und flog an einem klaren Tage mit Ernst Udet zusammen in einer kleinen Sportmaschine durch einen riesigen Fjord weit hinein aufs Inlandeis und entdeckte dabei, daß es noch viel mehr eisfreies Land gibt, als auf den Landkarten verzeichnet war. Von Menschen fand er keine Spur, auch keine Zeichen ehemaliger Wohnplätze. Die kleine Flugmaschine war gewiß weder geeignet noch ausgerüstet für einen so weiten und gefahrvollen Flug. Aber was tut das, wenn Knud Rasmussen einem Ideal nachjagt und wenn außerdem Udet das Flugzeug führt? Jedenfalls konnte Knud Rasmussen die Grönländer beruhigen und ihnen versichern, daß dort hinten niemand wohnte.

Nun ein Beispiel für Knud Rasmussens Hochachtung vor den Leistungen anderer:

1907 reiste er in Nordgrönland und traf unterwegs zurückkehrende Eskimo-Familien, die Peary auf seinen Vorstößen zum Nordpol begleitet hatten. Er erzählt davon: „Mit Gespannen von zwei bis drei Hunden, ohne Reiseproviant wanderten Männer, Frauen und Kinder über einen Monat lang einen 1000 km langen Weg zum nächsten Wohnplatz, immer wie Raubtiere um ihre Nahrung kämpfend. Einige Frauen hatten neugeborene Kinder im Rucksack, andere gebaren Kinder, während sie mühsam vorwärts wanderten über Felsen, Schnee und Packeis. Und sie kamen an, völlig unberührt vom Kampf ums Leben, übersprudelnd von guter Laune, strotzend von Gesundheit bis zum jüngsten Säugling. Nie habe ich mich als Polarfahrer so klein gefühlt wie gegenüber diesen Frauen, die mit Säuglingen an der Brust Reisen

unternahmen, die manch einem weißen Mann das Leben gekostet hätten."

Bei aller Sorglosigkeit und Fröhlichkeit war Knud Rasmussen im innersten Kern seines Wesens ein tiefernster Mensch. Davon zeugen die Worte, die er in mein Liederbuch schrieb, als meine Kameraden mich von dem Hungerplatz am Rinkgletscher erlöst hatten:

„Die wahre Weisheit findet sich fern von den Menschen, draußen in der großen Einsamkeit, und sie kann nur erlangt werden durch Leiden. Entbehrungen und Leiden sind die einzigen Wege, den Sinn eines Menschen für das zu öffnen, was andern verborgen ist."

Diese Worte müssen am Anfang der Expeditionsgeschichte stehen. Ein kanadischer Eskimo sprach sie einst zu Knud Rasmussen. Der schrieb sie mir in mein Liederbuch. Ich schreibe sie nun für meine Kameraden und für alle Menschen auf, die in das Leben und die Seele einer Grönlandexpedition hineinschauen wollen.

Leiden bedeutet nicht, daß wir in Grönland mit hängenden Köpfen dasaßen. Wo Kameradschaft ist, herrscht Frohsinn. Das galt bei uns ebenso gut wie bei den Eskimos. Doch im Hintergrunde des fröhlichen Lebens lauert das Eismeer mit seinen Gefahren; und wo Menschenleben eingesetzt werden, herrscht Ernst! Schnell und schroff wechselt Ernst und Frohsinn miteinander ab. Daher die Spannung des arktischen Lebens. Leiden im Sinne des Eskimowortes bedeutet auch nicht Waffenstrecken vor der Härte des Daseins; es hat mit dem Buddhismus nichts zu tun. Der Mensch der Arktis muß kämpfen oder sterben. Jeder Ruderschlag im Kajak, jeder Peitschenschlag auf den Hundeschlitten ist ein Ringen ums Leben. Einsamkeit macht den Menschen nachdenklich, Leiden schärft seine Einsicht, Leiden stählt seinen Willen zum Sieg, Leiden erzieht ihn zum Mannestum. Und wenn eine Expedition nicht untergehen will, muß sie daran glauben, daß jedes Leiden zum Besten dient, und muß — fröhlich sein! — — —

Nach Umanak

Man sollte in einem Buch nicht zu viel die Vorbereitungen einer Polarexpedition schildern. Erstens steht alles schon in Büchern drin, und zweitens kann jeder, der etwas ähnliches plant, in den Bestelllisten nachsehen oder nachfragen, wieviel Lebensmittel, Kleidung, Werkzeug, Instrumente, Ausrüstung usw. wir mithatten und wie sich alles bewährt hat. Was uns Firmen umsonst zur Verfügung stellten, war natürlich erstklassig.

Auch die Geschichte der Expedition, bevor sie losgeht, ist schon vielmals beschrieben worden. Es dreht sich dabei immer um zahllose unerquickliche Arbeiten, für deren Erledigung man den davon Betroffenen nur danken kann: Kabeltelegramme, Briefe, Ferngespräche, Reisen, Bestellungen, Verabredungen, Mißverständnisse, Abänderungen, Verträge, Geldsendungen, Zollformalitäten, Geschäfte usw. Und es soll auch Leute geben, für die eine Expedition nicht ein Ringen um das Ziel einer großen Sehnsucht, sondern eine nahrhafte Melkkuh bedeutet.

Wer aber nach Grönland mitfuhr, war von dem Gefühl beseelt, daß dort nicht das Geld regiert – so notwendig es auch für die Expedition ist – sondern die Leistungsfähigkeit des Menschen. Turmhoch steht dort die anfeuernde Kraft einer sittlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Idee über der Macht des Mammons; es würde für manchen Menschen eine gesunde Kur sein, im Norden seinen verbogenen Lebensmaßstab wieder gerade zu richten. Mancher würde zerknicken, mancher glücklicher werden!

Es erwies sich bald als sehr vorteilhaft, daß auf der Expedition keine eigentlichen Schauspieler, am wenigsten Filmstars dabei waren,

die mit ihren ungeheuren Ansprüchen an Behandlung und Geld so eine Expedition glatt zum Scheitern gebracht hätten. Im Gegenteil: alle Menschen, die mitgingen, waren in erster Linie von dem Gefühl beseelt, daß hier eine Gruppe von kameradschaftlich eingestellten Menschen einzig und allein um einer großen Sache wegen und nicht um der Einzelperson wegen zusammenarbeiten sollte.

Es gibt wohl keine Expedition, bei der nicht am Schluß der Vorbereitungen ein großes Gehaste und Getobe ausbricht, so daß alle wie erlöst aufatmen, wenn der Dampfer endlich seine Trossen loswirft und den heimatlichen Hafen, in diesem Falle Hamburg, verläßt. Es ist ganz merkwürdig, wie ähnlich sich alle Expeditionsberichte in diesem Punkte sind. Unser Schiff – ein 2000 t Frachtdampfer – hieß „Borodino" und war für unser „Filmpack" reichlich groß, so groß, daß Ernst Udet bequem nach der Scheibe schießen, daß man Tischtennis spielen konnte, und daß unsere Ladung in den riesigen Lasträumen ganz hübsch durcheinanderkullerte. Nur an Kabinen war Mangel, so daß manche von uns in den Mannschaftsräumen schlafen mußten.

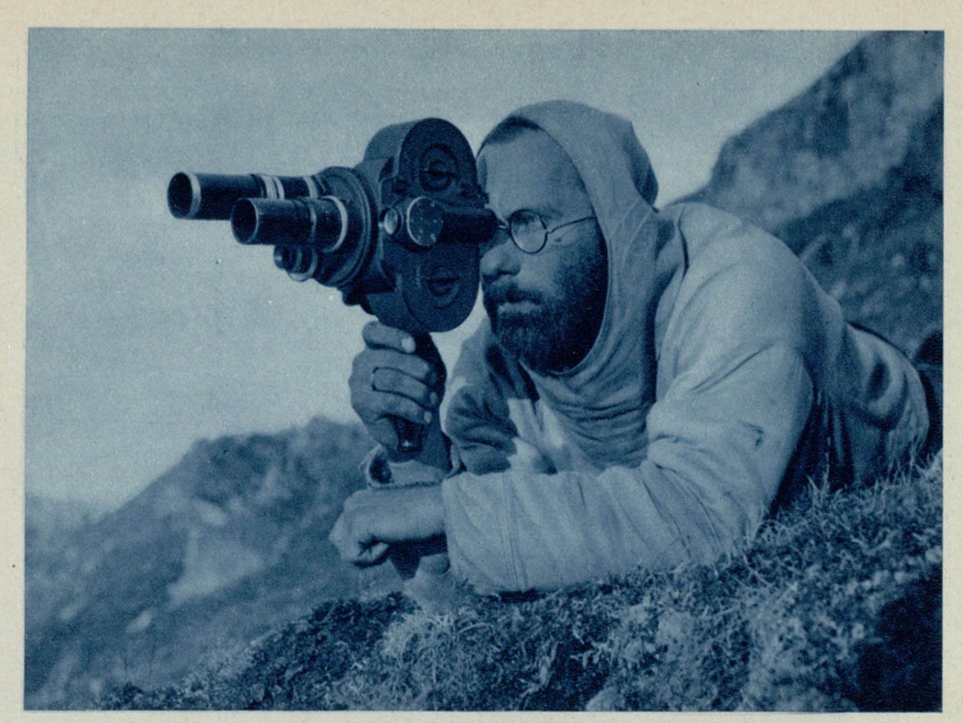
Eine der ersten Fragen der „Neuen" war natürlich: „Wie fährt man nach Grönland?" – „Sehr einfach, von Schottland immer nach Westen und dann zweite Querstraße rechts." Das stimmt nämlich wirklich, die erste ist die Dänemarkstraße und die zweite ist die Davisstraße, und da mußten wir hinein. Die Westküste Grönlands ist nämlich nicht so stark durch Eis blockiert wie die Ostküste, und darum ist es sicherer und bequemer, an der Westküste zu arbeiten und zu filmen. Das Eis reicht auch da für jeden Bedarf.

Hinter Schottland probierten bereits einige von uns die Mittel gegen Seekrankheit aus, die uns unser dänischer Arzt Dr. Fuhrmann angelegentlichst empfahl. Es machte keinen großen Unterschied, ob man die Mittel vor oder nach der Seekrankheit einnahm.

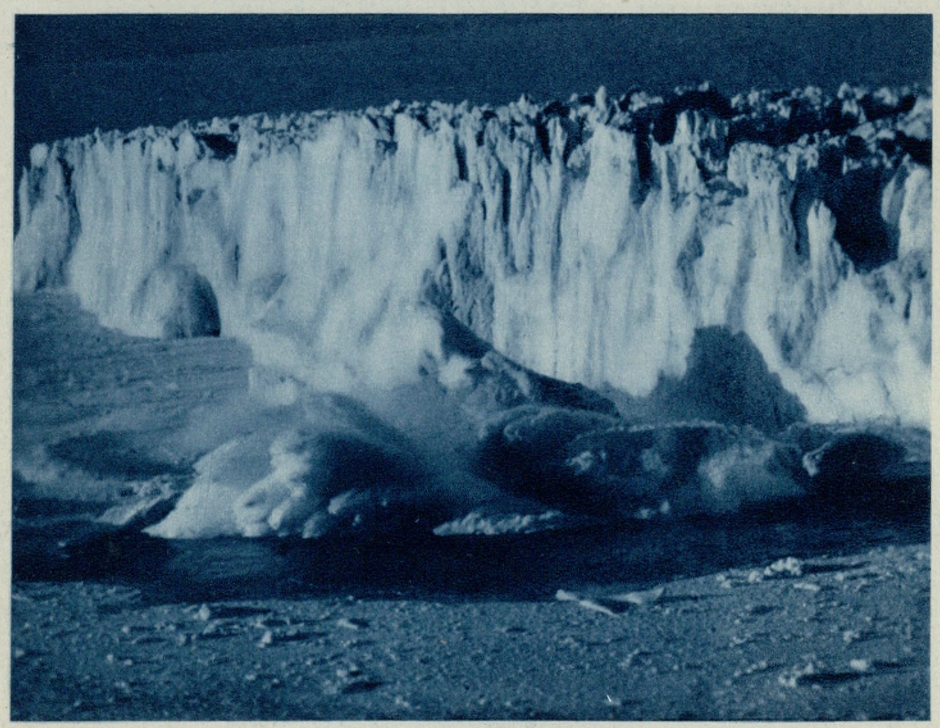
Ich gestehe, daß ich einer Seereise nicht viele Reize abgewinnen kann. Es ist zwar immer wieder ein großartiges und eindrucksvolles

Bild, wenn man auf der Brücke steht und die gewaltigen Wogen des Atlantik um das Schiff herum rollen und schäumen sieht, aber die Stimmung, die das ewige Einerlei des Zitterns und Brummens der Schiffsmaschinen hervorbringt, und die dösige Stimmung, in die man allmählich hineingeschaukelt wird, erzeugen bei mir bald einen Landhunger. Diesmal war es nun nicht so schlimm, denn wir hatten einen unerschöpflichen Gesprächsstoff, das Filmmanuskript. Schon in der Nordsee lagen wir uns deshalb in den Haaren; dem einen schien dies, dem anderen das unmöglich. Der einzige, dem alles möglich schien, war natürlich Dr. Fanck, der sich hierbei mit vollem Recht auf die anfeuernden Worte des Präsidenten der Universal Pictures Corporation, Carl Laemmle, berufen konnte: „It can be done". Dieser Spruch hat noch manchmal Wunder gewirkt, wenn irgendetwas schief zu gehen drohte.

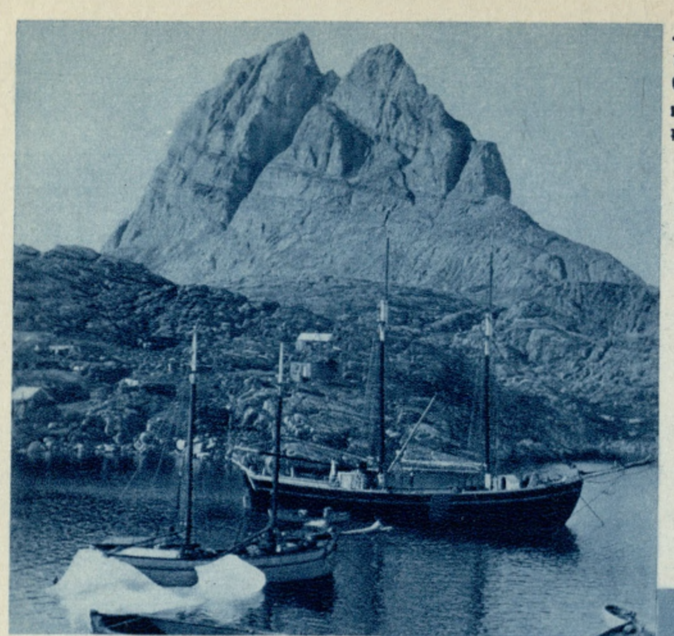
Allgemeiner Teilnahme erfreute sich unser kleiner zoologischer Garten, der auf dem Verdeck eingerichtet und jederzeit ohne Eintrittsgeld zugänglich war. Es war ein sehr glücklicher und filmisch gesehen überaus kluger Gedanke von Dr. Fanck gewesen, drei Eisbären und zwei Seehunde von Hagenbeck mitzunehmen. Es klingt zunächst etwas lächerlich, Polartiere wieder in ihre Heimat mitzunehmen, um sie dort zu photographieren. Der Verlauf der Expedition hat Dr. Fanck jedoch völlig Recht gegeben. Wir wären mit den Aufnahmen wilder Eisbären niemals in einem Sommer fertiggeworden. Und schließlich waren es ja richtige Eisbären, warum sollte man also nicht Zeit und Kosten sparen? Die zehn Tage Seefahrt genügten jedenfalls längst nicht, um über die zukünftige Statistenrolle der Tiere ins Klare zu kommen. Da meinte einer: „Wir kriegen unsere Eisbären ja niemals aus dem Käfig", der Zweite: „Wir kriegen sie niemals wieder in den Käfig", der Dritte: „Mit den Eisbären ist überhaupt nichts zu machen, die haben längst das Schwimmen verlernt", der Vierte: „Wir kriegen die Eisbären nie vor die Kamera, die schwimmen gleich auf und davon", der Fünfte: „Die Eisbären denken nicht daran, auf die Eisberge zu



Dr. Sorge



Kalbung des Rinkgletschers

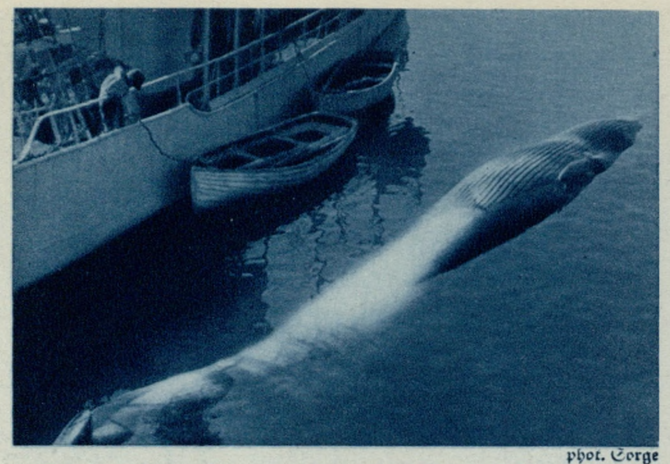


Hafen der Kolonie Umanak mit dem 1250 m hohen Felsen, der 1929 von Georgi und Sorge zuerst erstiegen wurde
phot. Sorge

Grönländerhaus aus Steinen und Gras, mit allerlei Überresten von europäischen Gebrauchsgegenständen verbessert (Fensterscheibe, Ofenrohr, Weidenkorb, Konservenbüchsen)
phot. Sorge



Der Herr des Hauses vor dem Eingang
phot. Vogel



phot. Sorge

Ein 15 m langer Furchenwal wird nach Umanak eingeschleppt

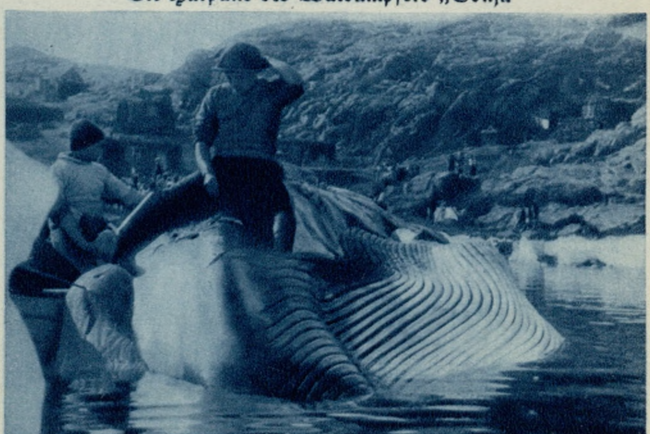


phot. Sorge

Die Harpune des Waldampfers „Sonja“



phot. Sorge



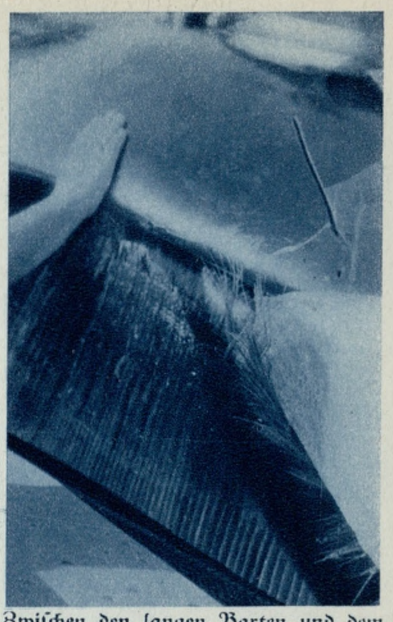
phot. Sorge

Das Abspecken und Ausschlachten des Wals ist für die Grönländer ein wahres Volksfest



phot. Sorge

Die gummiartige Haut und die dicke Speckschicht läßt sich nur mit sehr großen und scharfen Messern durchschneiden. Unten ist das Auge des Wals zu sehen



Zwischen den langen Barten und dem Unterkiefer (oben, da der Wal auf dem Rücken liegt) quillt die fleischige Zunge heraus. Als Größenvergleich dient die Hand

phot. Angst

Die Männer rechts ziehen an einem langen Seil große Stücke des Wals an Land. Auf den Holzbrettern wird das Fleisch in kleinere Stücke zerschnitten. Der Speck kommt in die Fässer



Fleisch in Sicht

phot. Lindeck



phot. Lindeck

Hungrige Mäuler lauern darauf, daß von dem Wal auch etwas für sie abfällt. Wohlweislich werden die Fellboote der Grönländer auf hohen Gerüsten aufbewahrt, da sie sonst von den stets hungrigen Hunden aufgefressen werden würden



phot. Lindeck

Vollgefressen

Gepäck-ausladen am Zeltplatz in Umanak. Unter einer 2-Zentnerkiste macht es Sepp Rist nicht
phot. Sorge





Mitte:
Loewe beim Funken
phot. Vogel

Unten:
Beim Bau des Eisbärenzwingers
phot. Sorge



phot. Udet

Burgen aus Eis



Flugaufnahme Udet

Manche Eisberge sehen wie die schönsten Gipfel der Alpen aus, —

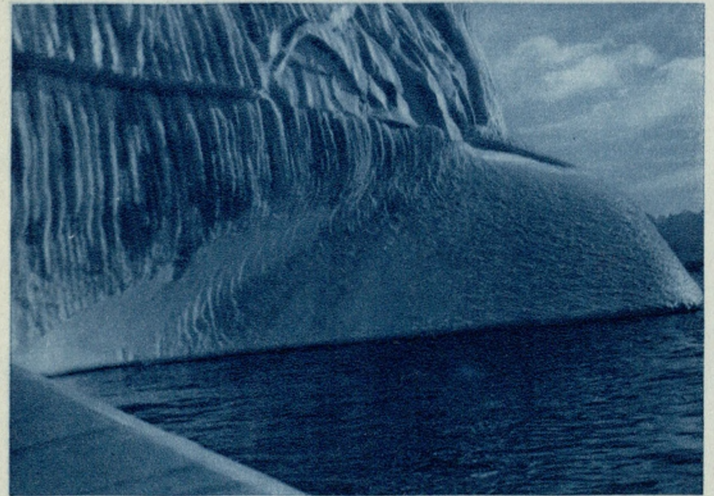


phot. Vogel

besonders im Abendlicht



Sieben Achtel der Masse eines jeden Eisberges schwimmen unter Wasser und tragen das letzte Achtel. Vom Flugzeug aus kann man bei guter Beleuchtung sehen, wie breit der Eisberg unter Wasser ist. Die kleineren Eisstücke bilden mit dem großen einen Eisberg
phot. Udet



Bei diesem Eisberg liegt eine alte Wasserlinie hoch oben. Durch Eisabbrüche verändern die Eisberge sehr oft ihre Lage im Wasser. Im Sommer zerfurcht Schmelzwasser die Wände. Unter Wasser wird der Eisberg durch Abschmelzung geglättet
phot. Udet



Eisbergtor. Die Tore entstehen durch die Wirkung des Wassers, besonders durch die Brandung
phot. Sorge



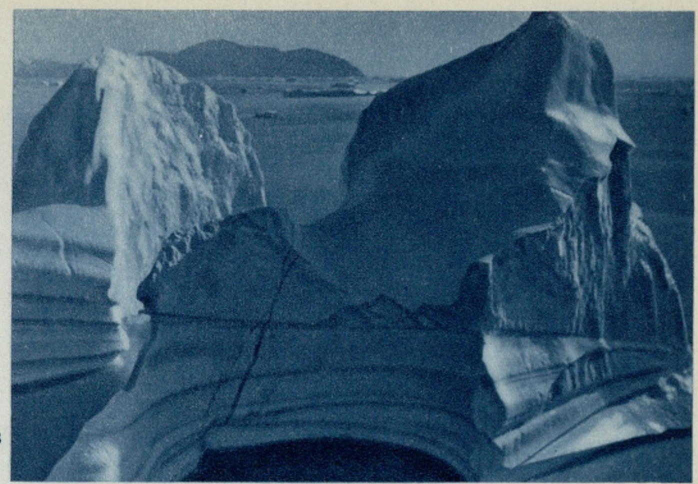
Flugaufnahme Udet

Durch das Tor zieht die Meeresströmung mit abgebrochenen Eisstücken. – Ein grönländisches Märchen.



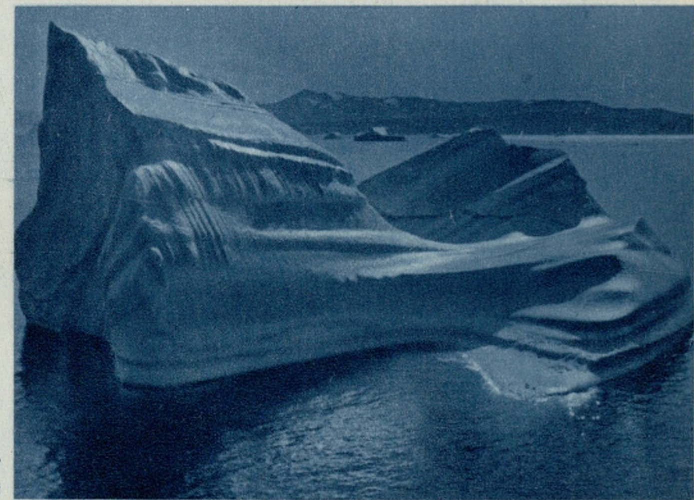
phot. Vogel

Glitzernd und leuchtend zieht der Strom der kleinen Eisstücke davon. Überall knackt und raschelt es. Unser Tonmeister Metain fand den treffenden Vergleich: „Es brutzelt ebenso wie Fett in der Pfanne“



Burgen aus Eis

phot. Udet



Dieser Eisriese hat schon ein bewegtes Leben hinter sich. An den vielen Uferlinien kann man seine Lebensgeschichte ablesen phot. Udet



Die Größe der Eisberge ahnt man erst beim Vergleich mit dem Flugzeug. Zwischen solchen Ungetümen flogen unsere Flieger Udet und Schriek einen ganzen Sommer hindurch phot. Udet



phot. Udet

Fliegerlager in Igdlorſuit



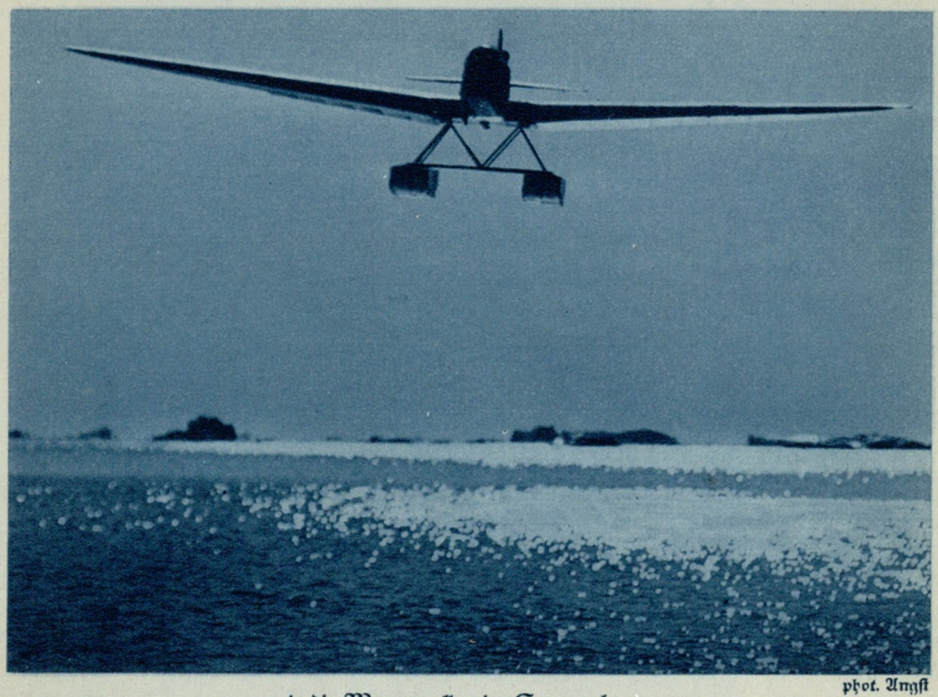
phot. Vogel

Udet im Fliegerlager. Das Grönländerhaus hat europäiſchen Holzvorbau und Blumen hinter dem Fenſter



phot. Vogel

Die Wollgrasflöckchen auf einer grönländischen Wiese leuchten ebenso schön — — —



phot. Angst

wie die Meereswellen im Sonnenglanz



Udet: „Toll, toll, so was Frisches!"
phot. Vogel

Ole spielt zum Tanz. „Schön sind die Mädchen von 17, 18 Jahren"
phot. Vogel

klettern", der Sechste: „Wenn sie erst oben sind, werden sie nie von selbst wieder herunterkommen", der Siebente: „Das wird ein schöner Betrieb werden, wenn die auf uns losgehen", schließlich der Achte: „Die Eisbären werden sich vor Angst überhaupt nicht rühren". (Nebenbei war Richard Angst unser zweiter Operateur!). Gefährlich konnten sie uns im Ernst jedenfalls nicht werden. Denn unsere Sportsleute und Alpinisten hatten ein ganzes Waffenarsenal mitgebracht zum Schutz gegen die Eisbären, aber mehr noch vielleicht, um auf die Jagd zu gehen. Tommy, Jimmy und Charlie – so hießen die Eisbären – waren die Lieblinge der Frauen, vergalten diese Liebe aber nicht so, wie es sich Damen gegenüber eigentlich schickt. Leni Riefenstahl pflegte die Bären mit Zucker zu füttern und einmal, als sie dabei nicht genügend aufpaßte, hatte der Bär mit seiner Tatze schon ihren Fuß erwischt und riß ein tüchtiges Stück aus ihrem Strumpf heraus. Oder sollte das nur eine besondere Freundschaftsbezeugung sein?

Der Dompteur Carl Herbig, unser Ältester, dem wohl manch ernste Lebenserfahrung eine tüchtige Dosis Skepsis verabfolgt hatte, meinte dann: „Ach Jotte doch, Frollein Riefenstahl, dat is doch nischt. Mit die Tiere hier nochmal nach Grönland ruff, in die kleinen Käfige, ohne richtige Bewegung, da muß so'n Tier ja tück'sch werden". Und in der Tat, was den Eisbären an Bewegung fehlt, suchten sie zu ersetzen durch Pendeln mit dem Kopf und stundenlanges Kratzen mit der Tatze auf dem blechernen Boden des Käfigs. Wohnungsnot ist nie sehr schön, aber schließlich sollte es ja nur zehn Tage dauern, und dann hat ein Eisbär wirklich ein dickes Fell und seine Nerven werden auch nicht von Pappe sein.

Viel empfindlicher waren die Seehunde. Der eine starb aus unerklärlichen Gründen unterwegs, der andere allerdings, unser guter August, wurde so fett, daß er nachher, in Grönland angekommen, kaum mehr tauchen konnte.

Jeden Mittag wurde auf der Seekarte der Ort unseres Schiffes eingetragen, und es war ein beglückendes Gefühl für uns, wie schnell wir vorankamen. Die meisten, die nicht in Grönland gewesen sind,

stellen sich unter diesem Lande gewöhnlich Eis und Schnee vor, und je länger unsere Fahrt dauerte, desto eifriger wurde der Horizont nach den sehnlichst erwarteten Eisbergen abgesucht. Man konnte kaum noch ruhig bei Tisch sitzen und essen, gar zu leicht stürzte einer mit dem alarmierenden Ruf herein: „Endlich der erste Eisberg", und dann war es doch wieder nichts. Und das ging immer so weiter, bis es doch einer war, und dann kamen gleich Dutzende. Das war ein Fressen für die Photographen. Man konnte wirklich denken, daß etwas nie Wiederkehrendes der Nachwelt aufbewahrt werden sollte. Das ist aber die einzig richtige Einstellung auf Expeditionen. Von da ab hatten wir das Gefühl: jetzt sind wir in Grönland, jetzt sind wir „Polarfahrer". Die Bärte schossen schon ganz hübsch in die Länge, so daß die Einfahrt ins Polargebiet durchaus „zünftig" verlief. Einen Tag später waren die Eisberge wieder außer Sicht, da wir uns immer weitab von der Küste hielten.

Ein Sturm hatte eingesetzt und ein großer Fischdampfer, „Arctic Prince", von mindestens 4000 Tonnen bat uns radiotelegraphisch um ärztliche Hilfe, da der eigene Arzt krank geworden war. Bald kam der Dampfer in Sicht, wir stoppten, ein Motorbeiboot kam längsseits und Dr. Fuhrmann kletterte die Strickleiter hinunter und fuhr hinüber, begleitet von allen, die den hohen Wellengang nicht fürchteten. Es war nämlich wirklich nicht ganz ohne, da das kleine Boot vollkommen offen war und die Wellen so hoch gingen, daß es zwischen ihnen jeden Augenblick verschwand.

Auf dem „Arctic Prince" gewannen wir dann ein eindrucksvolles Bild davon, mit welch modernen Hilfsmitteln die Fischerei heute betrieben wird. Mit Netzen wurden Heilbutte von über 1 m Länge zu Tausenden gefangen und in Fässern eingesalzen. Das Leben auf den Fischdampfern, die monatelang draußen auf hoher See bleiben, ist aber trotz aller technischen Fortschritte hart und entbehrungsreich. Und gerade ein Zwischenfall wie dieser, bei dem es sich herausstellte, daß der Arzt schwere Lungenentzündung bekommen hatte und schleunigst

an Land hätte gebracht werden müssen, zeigt Berufsgefahren, an die man zunächst gar nicht denkt.

Zum Dank für die Hilfe erhielten wir ein paar Zentner Heilbutt geschenkt, und die frischen Fische bildeten von nun an unser tägliches Frühstück. Schon jetzt merkte jeder, daß frische Lebensmittel in der Arktis unvergleichlich besser schmecken als die allerfeinsten Konserven.

Wir näherten uns nun Godhavn, der Hauptstadt von Nordgrönland. Die Küste der Insel Disko erhob sich mauergleich aus dem Meer. An den schwarzen, über 1000 m hohen Basaltfelsen sieht man von oben bis unten lauter wagerechte Linien. Sie geben die einzelnen Lavaströme an, die sich hier vor langer Zeit über die ganze Landschaft ergossen haben. Heute sind die Lavadecken nur noch in kleinen Resten erhalten, und die übriggebliebenen Gebirgsklötze sind durch die Verwitterung stark zerschluchtet und in Spitzen und Türme aufgelöst, so daß einzelne Massive wie zinnengekrönte Burgen aussahen. Außer den schwarzen Felsen sieht man aus größerem Abstand nur noch weiße Schneeflecken und Schneebänder, wodurch die waagerechte Schichtung noch betont wird. Erst wenn man ziemlich dicht an die Küste herankommt, erkennt man den feinen grünen Hauch, mit dem die unteren Hänge überkleidet sind. Es gibt ja hier keine Wälder mehr. Niedriges Gebüsch, Moospolster, Gräser und Heidekraut bilden die Pflanzenwelt. Beim ersten Landausflug ist man aber doch erstaunt über den Reichtum an Blumen, und gerade als wir zum erstenmal landeten, standen die Zwergweiden in voller Blüte; jeder Zweig war mit den reizenden Weidenkätzchen geschmückt.

Godhavn war nicht das Ziel unserer Expedition. Aber es ist der Sitz der Regierung von Nordgrönland. So stellten wir uns selbstverständlich dem Gouverneur, Landsvogt Rosendahl, vor und verabredeten mit der Radiostation für später Funkzeiten. Wenige Stunden danach schon fuhren wir weiter nach Norden und erreichten am nächsten Tage unser Hauptziel, Umanak.

Umanak ist eine kleine Insel. Die Landschaft sieht hier ganz anders aus als bei Godhavn. Alle Felsen bestehen aus Gneis und sind rundgebuckelt durch die frühere Schleifarbeit des Eises. Als weithin sichtbares Wahrzeichen steigt der gewaltige Umanakfelsen 1250 m hoch, schroff aus dem Meer, und nach ihm ist auch die Insel und Kolonie benannt worden, denn Umanak bedeutet in der grönländischen Sprache „herzförmig". In der Tat ähnelt der Berg einem Herzen mit der Spitze nach oben.

Noch nie war so ein großer Dampfer in dem winzigen Hafen eingefahren. Es war wirklich ein Kunststück für den Kapitän, sich zwischen den vielen vor dem Hafen sitzenden Eisbergen hindurchzuzwängen, und das Schiff in den Hafen vor Anker und Trosse zu legen. Der Hafen paßte wie nach Maß gemacht. Im Nu waren die Grönländer an Bord, und zu unserer großen Freude konnten wir auch viele Bekannte von Alfred Wegeners Expedition wieder begrüßen. Ich war nicht wenig stolz, daß ich den Grönländern nunmehr meine Frau vorstellen konnte, von der ich ihnen im vorigen Jahr schon viel erzählt hatte. Sie bewunderten sie sehr. Das sah man ihren Augen an und ihren Ausrufen, die immer wieder in dem Worte „pingnerpok", „pingnerpatlakra" (hübsch, sehr hübsch) gipfelten. Das bezog sich wohl hauptsächlich auf die langen blonden Haare, die den Grönländern ungewohnt sind. Die Grönländerin Sarah Elisabeth, die 1930/31 auf der Wegener-Expedition die Weststation bewirtschaftet hatte und meinen Expeditionskameraden in vieler Beziehung wie eine Mutter gewesen ist, war vor Rührung völlig überwältigt. Wir hatten damals 1931 eine Grammophonplatte mit dem Schlager: „Wenn die Elisabeth . . ." mitgehabt und Sarah Elisabeth betrachtete dieses Lied als besonders ihr gewidmet, da sie von dem Text nur ihren Namen verstand. Als nun meine Frau dies Lied sang, kullerten Sarah wahrhaftig die Tränen über die Backen.

Die Dänen in der Kolonie überhäuften uns mit Einladungen, und es war ziemlich schwierig, neben dem Löschen der Ladung, noch die

gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erfüllen. Da trafen wir wieder die so liebenswürdigen Ärztinnen, Fräulein Dr. Gudrun Christiansen, Fräulein Kappel und Fräulein Österby. Ihr Haus wurde bald der Treffpunkt der ganzen Expedition bei Tag und bei Nacht, d. h. Nacht gab es ja eigentlich nicht, es war während des Sommers immer hell.

Umanak ist mit 250 Einwohnern schon eine der größten Siedlungen in Grönland. Die Häuser stehen dicht am Meer im Hintergrund einer kleinen Bucht. Die dänischen auf der einen Seite sind aus Holz gebaut und sehr farbenfreudig rot oder gelb gestrichen, sie leuchten weithin übers Meer. Der Landungsbrücke zunächst stehen Packhäuser. Hier werden die Handelswaren aufgestapelt: Tonnen mit Walfleisch und eingesalzenen Fischen für die Ausfuhr, Butter, europäische Lebensmittel und Kleidung, Bootsbedarf für den Verbrauch in Grönland. Das größte Haus ist die Trankocherei. Etwas weiter hinten wohnen der Kolonieverwalter und sein Assistent in kleinen sehr schmucken Häusern. Auf der Südseite haben sie sich winzige Gärten angelegt, in denen im Sommer noch einige Küchenpflanzen gedeihen, Radieschen, Salat, Petersilie. Höher oben auf den Felsen stehen weithin sichtbar das Krankenhaus und ein Säuglingsheim nebst den Wohnhäusern der Ärztinnen. In der Mitte des Ortes weht auf hoher Flaggenstange der Danebrog. Davor stehen drei Böller, alte Vorderladekanonen, die bei Festlichkeiten abgefeuert werden; an dem Holzkreuz erkennt man die Kirche, gleich daneben ist auch eine Schule. Die grönländischen Kinder müssen nämlich auch zur Schule gehen, und zwar vom 6. bis zum 14. Lebensjahr. Auf der andern Seite der Bucht entdeckt man erst bei genauerem Hinsehen die Häuser der Grönländer. Sie sind aus unbehauenen Steinen und Torfstücken gebaut und unterscheiden sich kaum von der Farbe der Felsen. Die Decke besteht gewöhnlich aus Balken und Brettern. Holz ist teuer, da es in Grönland keine Wälder gibt und jedes Stück eingeführt werden muß. Das Geld hierfür verdienen sich die Grönländer durch Fischfang oder durch Tagelohnarbeiten in der Kolonie. Am liebsten würden sich die Grönländer auch solche schmucken

Holzhäuser bauen wie die Europäer, aber in den meisten Fällen wird es nur ein Mittelding zwischen Stein- und Holzhaus. Auf den freien Plätzen zwischen den Häusern sahen wir beim Umhergehen die Kajaks und Hundeschlitten. Sie waren auf hohen Gestellen aufgebaut, zum Schutz vor den Hunden, die so ziemlich alles fressen, was nicht aus Metall oder Stein ist. Dann besahen wir uns das Innere der Grönländerhäuser. Fast jedes hat nur einen einzigen Raum. Der Fußboden besteht aus Holz, bei Ärmeren nur aus festgestampftem Lehm. In den besseren Häusern steht ein eiserner Ofen für Kohlenfeuerung; vereinzelt wird noch in Specksteinschalen Tran gebrannt. Als Abzug ist ein Ofenrohr durch das Dach hindurchgesteckt. Einige Holzschemel, ein Holztisch mit einer Tranlampe aus Messing und eine erhöhte Schlafpritsche aus Brettern für die ganze Familie bilden die Inneneinrichtung. Renntierfelle, Heu, oft auch wollene Decken machen das Lager warm und gemütlich. Die Fenster bestehen heute überall aus Glas, an den Wänden hängen religiöse Bilder, Familienphotographien, Zeitungsausschnitte und Plakate. Ich bin nie dahinter gekommen, ob die Grönländer diesen für unseren Begriff stillosen Mischmasch wirklich schätzen, oder ob sie es bloß aufhängen, weil es europäisch ist.

Gesund ist die Wohnweise der Grönländer gewiß nicht. Die Luft in den Häusern ist meist so feuchtheiß und stickig, daß wir Atembeschwerden bekamen. Die Temperaturwechsel zwischen drin und draußen sind sehr groß. Es ist schrecklich zu sehen, wie viel die Grönländer husten und spucken. Erkältungen sind weit verbreitet, und jeder dritte Grönländer stirbt an Brustkrankheiten. Die dänische Regierung bekämpft durch Errichtung von Krankenhäusern und durch Erziehung zu hygienischer Lebensweise diese traurigen Zustände, aber der Erfolg ist bis jetzt gering.

Unter solchen Umständen war es besser, nicht in Umanak zu bleiben.

Wir suchten einen passenden Platz für unser Zeltlager aus und fanden eine schöne ebene Grasfläche, etwa 1 km nördlich der Kolonie, dicht am Ufer. Nun wurden zuerst die beiden Motorboote zu Wasser

gebracht. Kraus und Kelbl, die beiden bewährten Propellerschlittenführer der Wegener-Expedition, waren die Kapitäne. Sie hatten den Verkehr zwischen dem Schiff und dem Lager zu besorgen und vor allem unsere ganze Ausrüstung dorthin zu schaffen. Dann wurden die Flugzeuge vorsichtig aus dem Laderaum herausgehoben und aufs Wasser gesetzt. Die beiden Wassermaschinen (eine B. F. W. und eine Klemm) waren sehr schnell flugbereit. Das Landflugzeug blieb zunächst noch in den Kisten verpackt. Es sollte erst am Schluß der Expedition gebraucht werden.

Die Fliegergruppe wohnte in der Kolonie, und zwar hatten sich Baier und Schriek ein sehr praktisches Haus aus den leeren Flugzeugkisten aufgebaut. Udet wohnte bei dem Kolonieverwalter Nielsen.

Gerade besprach ich im Speisesaal der „Borodino" mit Dr. Fanck den Bau eines Eisbärenzwingers, als auf dem Vorderdeck ein lautes Geschrei und Gebrüll anhub. Alle stürzten hinauf, und da sahen wir schon, daß die Photographen ein prachtvolles Objekt erwischt hatten. Ein kleines Boot, von dem Regieassistenten Klingler gerudert, war nämlich nahe am Versacken. Am Heck saß Frau Illing schon mehr im Wasser als darüber. Der Bug ragte hoch gen Himmel. Sie hatte den Ernst der Lage noch nicht erkannt, denn sie lachte wie eine Besessene. Und tatsächlich war der Anblick so drollig, daß jeder eher ans Photographieren, als ans Retten dachte. Wenige Sekunden später war das Boot schon verschwunden. Klingler und Frau Illing pantschten im Wasser herum wie zwei Seehunde; sie wurden von einem andern Boot schnell gerettet. Triefend kamen sie an Bord der „Borodino", und die abgehärtete Frau Illing war von diesem ersten Bade in Grönland bei $+ 3^0$ Celsius so begeistert, daß sie immer wieder ausrief: „Kinder, war das herrlich!" Das ging so einen ganzen Nachmittag lang. Trotzdem war dieser Zwischenfall nicht gerade eine gute Einleitung der Expedition, denn das Vertrauen der Grönländer auf unsere seemännischen Fähigkeiten wurde dadurch natürlich nicht gesteigert, und auf das Vertrauen kommt es bei der Mitarbeit der Grönländer in allererster

Linie an. Als aber Ernst Udet mit seinem Wasserflugzeug loslegte, war unsere Überlegenheit wieder hergestellt. Die Grönländer betrachteten das Fliegen eines Menschen als Wunder, sahen aber in dem ganzen Vorgang nichts Übernatürliches, da viele von ihnen Flugmotore auf Alfred Wegeners Expedition kennen gelernt hatten.

Unser Lagerplatz ähnelte jetzt schon einem großen Jahrmarkt. Da wurden Gerüste gezimmert, Zelte aufgebaut, Holzbuden errichtet, ein Sägen und Hämmern fing an, daß es weithin übers Meer klang. Walter Riml und Hans Ertl bauten eine großartige Küche auf. Die Holzwände wurden bis unters Dach mit Konservenbüchsen bepackt, so daß sie wie ein großes Lebensmittelgeschäft aussah. Hier waltete unser italienischer Koch Giuseppe Marinucci, dessen Hauptsorge in Europa gewesen war, eine Eismaschine, Spaghetti mit Parmesankäse und Tomatensauce und echt italienische Salamiwurst mitzunehmen. Sein Ruhm war sogleich begründet, als er ein paar Kisten voll selbstgebackener Kekse auspackte, über die wir uns mit derselben Gier stürzten, wie wir es später bei den Grönländerhunden noch oft sehen sollten. Nicht weit von der Küche hatte Karl Buchholz, der waschechte Berliner aus Frankfurt a. O. ein reizendes Wochenendhaus mit Kantine gezimmert. Da konnte sich jeder, der glaubte, besonders viel gearbeitet zu haben, Zigaretten, Schokolade, Konfekt oder Schnaps abholen. Da gabs Seife, Zahnpasta, Nähzeug, Streichhölzer, Toilettenspiegel und allerlei andere Gegenstände. Die meisten von uns machten sehr schnell die Erfahrung, daß man durchaus nicht immer alle diese Sachen zum Leben braucht.

Ringsherum baute sich jeder irgendwo in der Gegend ein grünes Schlafzelt auf. Das Ganze zusammen sah fast so aus wie eine Gruppe von Heustadeln auf einer Alm in den Alpen. Am stattlichsten machten sich die drei großen runden weißen Spitzzelte, in denen das gemeinsame Essen eingenommen wurde. In jedem Zelt hatten etwa 20 Mann Platz.

Nun merkten alle, daß Grönland nicht nur aus Eis und Schnee bestand. In den Zelten herrschte eine Bruthitze, und es war vor Mücken

kaum auszuhalten. Vor jeder Mahlzeit gab es daher erst eine große Jagd mit Flit-Spritzen, solange bis die letzten Mücken sich in die oberste Spitze des Zeltes geflüchtet hatten.

Fritz Steuri und Hans Ertl hatten aus Zement einen wundervollen Backofen gebaut, und so bekamen wir zum Frühstück jeden Tag frische Brötchen. Auf der ganzen Insel Umanak gibt es kein frisches Quellwasser. Man kann sich Wasser gar nicht anders verschaffen, als dadurch daß man Eisberge in den Hafen schleppt und dies Eis in Fässern schmilzt. Zu diesem Zweck hatten wir auch zwei Schmelzöfen für Eis gebaut. Aber natürlich war das Wasser immer knapp, und das Waschen wurde, wie bei Polarexpeditionen üblich, alsbald für Luxus erklärt. Hoch über allen Häusern im Lager spannte sich die Antenne unserer Radioanlage.

In dieser Zeit hatte mir Dr. Fanck eine besondere Aufgabe gegeben, nämlich einen Eisbärenzwinger zu bauen, damit die Tiere endlich aus ihren kleinen Kästen herauskommen konnten. Der richtige Zwinger aus langen kräftigen Eisenstangen war versehentlich in Hamburg zurückgeblieben. Als Ersatz kamen dafür nur Rundhölzer und gewöhnliches Drahtgitter in Betracht. In der Nähe des Lagers fanden wir eine passende Bucht, die rings von senkrechten Felsen begrenzt war und nur einen 20 m breiten Ausgang zum Meer hatte. Auf der Landseite war an einer einzigen Stelle ein schmaler schräger Zugang zum Wasser. Wenn man diesen Zugang durch eine hohe Mauer und ein Gitter absperrte und den Ausgang zum Meer ebenfalls durch ein versenktes Gitter schloß, mußte ein wundervoller Aufenthalt für die Eisbären entstehen. Die Arbeit dauerte, wie es oft kommt, länger als wir gedacht hatten, denn je weiter wir bauten, desto mehr glaubten wir, daß die Eisbären immer noch über die Mauer und das Gitter hinwegklettern könnten.

Eines Tages, als wir auch gerade wieder eine Drahtrolle straff spannten, kam ein kleiner Junge angelaufen und sprudelte einen Wortschwall hervor, von dem ich nichts verstand. Meine Grönländer sagten

zu mir nur das eine Wort: „arfek“ (Wal), ließen dann Hammer, Beil, Nägel, Säge, Schrauben und Draht fallen und stürzten wie von der Tarantel gestochen davon. Ich wußte sofort, jetzt ist nichts mehr mit ihnen zu machen, und fuhr mit meinem Faltboot zum Hafen von Umanak, um mir das Schauspiel anzusehen. Der dänische Regierungsdampfer „Sonja“ hatte einen etwa 15 m langen harpunierten Grönlandwal in den Hafen geschleppt, und für die gesamte Bevölkerung der Kolonie einschließlich Hunden bestand die ganze Welt gegenwärtig nur aus Walfleisch. An einem langen Seil zogen 50 Mann den Wal, soweit es ging, auf den Strand. Und dann wurde er mit riesigen Messern, die etwa die Form und Größe von Eishockeyschlägern hatten, in lange Streifen geschnitten. Diese zentnerschweren Stücke wurden dann mit großen Eisenhaken auf eine hölzerne Plattform geschleppt und dort weiter in kleine Stücke zerschnitten. Der Speck wandert in Fässer; daraus wird Tran gekocht. Das rote Fleisch wird streifenweise an hohen Gerüsten im Freien aufgehängt, damit es dort trocknet, aber vor der Gier der Hunde geschützt ist. Die Haut der weißen Bauchseite des Wals bildet einen besonderen Leckerbissen („Matak“). Während der Arbeit kauten die Grönländer ununterbrochen kleine Stücke davon und gaben den umherstehenden Frauen ebenfalls etwas ab, den schönsten am meisten. Die Haut schmeckt tatsächlich ausgezeichnet, ungefähr so wie Walnuß und ist nebenbei eins der besten Mittel gegen Skorbut.

Nach einigen Stunden geht das Geschrei der Menschen allmählich in ein Geheul der Hunde über, denn die Menschen sind satt, und die Hunde stürzen sich mit immer größerer Wildheit auf die abfallenden Stücke, Knochen, Eingeweide und das Blut. Dabei entsteht eine entsetzliche Beißerei. Die Kinder machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, mit den 6 m langen Seehundpeitschen dazwischen zu schlagen und üben sich so für ihre spätere Tätigkeit als Hundeschlittenkutscher. Noch ein paar Stunden weiter, und auch die Hunde verstummen. Die Menschen haben sich in ihre Häuser zurückgezogen und nur einige Hunde, die vielleicht zu spät gekommen sind, räumen die letzten Reste

von dem Schlachtfeld auf. Das Wasser im Hafen hat sich in eine rote schmutzige Brühe verwandelt. Und rings am Strande liegen die Hunde mit geschwollenen Bäuchen unfähig sich zu rühren. Es grenzt ans Übernatürliche, was Menschen und Hunde bei solchen Gelegenheiten verschlingen können, und man sieht hier so richtig, wie die Raubtiernatur sich zeigt. In den nächsten 24 Stunden ist niemand in der Kolonie, der zu irgend einer Arbeit zu gebrauchen wäre. Von den Hunden rühren sich manche überhaupt nie wieder, weil sie sich zu Tode gefressen haben.

Trotz der Unterbrechung durch die Walschlacht wurde der Eisbärenzwinger schließlich fertig, und feierlich wurden die drei Bären in ihren Holzkästen auf dem Prahm vom Motorboot hingebracht zu ihrem neuen Heim. Der Prahm fuhr in die kleine Bucht hinein, lange Balken wurden auf die Zwingermauer am Land hinübergelegt, und dann zogen wir eine Kiste nach der anderen auf den Balken entlang. Um die Reibung zu verhindern, wurden die Balken mit Wasser bespritzt. Es war aber doch ein schweres Stück Arbeit für 20 Mann, und manches Mal rissen die Zugseile, ehe alle drei Kisten nebeneinander auf der Mauer an der Landseite der Bucht standen, gerade so hoch, daß die höchste Flut nicht mehr ganz an die Kästen heran reichte. Kraus schleppte nun mit dem Motorboot eine große Eisscholle in die Bucht, um den Bären eine besondere Freude zu bereiten. Und dann wurde an der Seeseite das Verschlußgitter in 5 m breiten Drahtgitterlagen an einem Drahtseil aufgehängt und quer über die Bucht gespannt. Es lag natürlich auf Grund auf, damit aber die Eisbären dennoch nicht darunter durchtauchen konnten, wurde es am Boden durch zentnerschwere Steine beschwert. Der große Tag kam, und mir klopfte etwas das Herz, ob sich die ganze Anlage bewähren würde, denn mit Eisbären ist nicht zu spaßen. Um einen Kasten zu öffnen, mußten die Gitterstäbe einzeln nach oben herausgezogen werden. Tommy war der erste, der sein enges Gefängnis verlassen durfte. Er fühlte sich in der neuen Freiheit unglaublich wohl. Namentlich das kalte Wasser tat ihm gut. In seinem dicken Pelz war ihm bei dem warmen Sommerwetter gewiß

sehr unbehaglich zumute. Er betrachtete die Eisscholle nachdenklich, und wer weiß, ob nicht in ihm dunkle Erinnerungen an eine jahrelang zurückliegende Vergangenheit auftauchten. Schließlich biß er herzhaft in das Eis hinein und zerknackte es mit seinen Zähnen kilogrammweise, so als ob man Bonbons zerbeißt. Es gefiel ihm so gut da draußen, daß er nicht wieder in den Kasten zurück wollte, sondern sich ruhig auf die Steine legte um dort zu schlafen. Herbig, Ertl und ich blieben als Nachtwache beim Zwinger. Am nächsten Tage lockte Herbig Tommy wieder in den Käfig hinein. Es war eine große Geschicklichkeit nötig, um die mittleren Gitterstäbe in dem Augenblick wieder von oben durchzustecken, wo der Bär seine Aufmerksamkeit gerade auf das Fressen richtete. Keiner konnte das so gut wie Angst. Der Bär war sichtlich erstaunt, daß der Kasten schon geschlossen war, als er sich blitzschnell umdrehte.

Am nächsten Tag kam Jimmy an die Reihe. Schon seine ersten Bewegungen im Zwinger zeigten ihn als einen äußerst intelligenten Burschen, der jede Möglichkeit untersuchte, in Freiheit zu gelangen. Er kratzte an allen Ecken und Enden des Gitters, um einen schwachen Punkt zu entdecken. Alle, die sich unter einem Eisbären vielleicht ein ungeschicktes, täppisches Tier vorstellten, wurden hier eines besseren belehrt. Jede Bewegung war geschmeidig und überaus gewandt, kraftvoll und zielbewußt, und jeder von uns hatte wohl das Gefühl: das ist der Herrscher der Arktis. Wenn er sich auf den Hinterbeinen aufrichtete und in die Weite schaute, war seine Haltung wahrhaft königlich. Schließlich tauchte er in die Tiefe, um vielleicht am Boden unter dem Netz ein Loch zu finden. Die ganze Expedition und die halbe Einwohnerschaft von Umanak sah diesem Schauspiel mit höchster Spannung zu, und offen gestanden: mir war nicht ganz wohl dabei. Auf einmal muß ich etwas bleich geworden sein, denn plötzlich tauchte Jimmy außerhalb des Gitters auf und war auf dem besten Wege, ins offene Meer hinauszuschwimmen. Was nun? Draußen lag zur größeren Sicherheit eins unserer Motorboote, daß jedoch mit seinem

Motorgeräusch auf den Bären nicht den geringsten Eindruck machte. Auf einmal erschien der Eskimo Tobias Gabrielsen ganz allein in dem kleinen Beiboot und ruderte auf den Bären los. Es war wirklich ein tolles Stück, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß der Bär mit einem einzigen Tatzenschlag das Boot umwerfen würde. Aber Tobias war einer der gewiegtesten Eisbärkenner. Jahrzehntelang hatte er an Expeditionen in West- und Ostgrönland teilgenommen und kannte die Eigenschaften der Eisbären ganz genau. Er klapperte mit den Riemen auf der hölzernen Bordkante und jagte dadurch dem Eisbären einen solchen Schrecken ein, daß dieser seine Intelligenz vergaß und in größter Angst zu dem Netz zurückschwamm, das ihm nunmehr natürlich den Rückweg in den Zwinger versperrte. Krampfhaft bemühte er sich, über das Netz hinüberzuklettern, offenbar in dem Gefühl, daß er soeben etwas ganz falsch gemacht hatte. In größter Eile rannten wir zu den Befestigungsstellen des tragenden Drahtseils hin und ließen es samt dem Gitter so tief herunter, daß es schlaff hing und der Bär wieder in seinen geliebten Zwinger hineinschwimmen konnte. Zum Glück kroch er sogar von selbst wieder in den Holzkasten hinein, und damit hatte dieser erste größere Eisbärenausflug ein Ende. Dr. Fanck meinte nachher, daß alle eigentlich das Interessanteste zu betrachten vergessen hätten, nämlich mein Gesicht, als der Eisbär außerhalb des Käfigs auftauchte. Aber es ist doch wohl besser so, daß niemand es gesehen hatte.

Jedenfalls zogen wir die Lehre daraus, daß der Eisbärenzwinger nichts taugte, und er wurde auch später nicht gebraucht, da wir die Eisbären sogar in voller Freiheit auf den Eisbergen filmten.

Die Geschichte der Seehunde ist kurz. Einer war ja schon auf der Überfahrt gestorben, der zweite folgte ihm sehr bald in Umanak nach. Er soll sich überfressen haben. Aber die beabsichtigten Filmaufnahmen konnten noch gerade rechtzeitig gemacht werden.

Filmen im Eis

Ernst Udet hatte inzwischen längst mit seinen Flügen über dem Fjord angefangen. Es war schwer zu entscheiden, was zauberhafter war: sein Flug in den Lüften oder die Schönheit des eisbergbesäten Umanakfjords. Er hatte seit vielen Jahren kein Wasserflugzeug geführt und war nach seinem ersten Flug sehr froh und stolz zugleich, daß ihm das Wassern so gut gelang. Für uns war das eigentlich kein Wunder, denn jeder, der Udet einmal hat fliegen sehen, weiß, daß er mit seiner Maschine augenblicklich so eng verbunden ist, als wäre sie ein Teil seines Körpers.

Seine wichtigste Aufgabe war nun zuerst, Eisschollen zu suchen, auf denen sich die geplanten Filmszenen abspielen sollten. Dazu flog er etwa 150 km weit nördlich von Umanak und fand dort (Mitte Juni) noch die Reste der Wintereisdecke. Im mittleren und nördlichen Grönland frieren die Fjorde regelmäßig im Winter zu. Das Eis kann einen halben Meter und mehr dick werden und bleibt 6 Monate und oft noch länger liegen. Die Schiffahrt in den Fjorden ist natürlich in dieser Zeit unmöglich. Dafür ist es die schönste Zeit der Hundeschlittenreisen. In der Übergangszeit zwischen Winter und Sommer, wenn das Eis aufbricht, wenn die Dünung die riesigen abgetrennten Eisfelder in immer kleinere Stücke zerschlägt, dann ist das Reisen mit Booten oder Hundeschlitten gleich gefährlich und im allgemeinen sogar unmöglich.

Da unsere Expedition unbedingt Eisschollen zum Filmen brauchte, mußten wir uns beeilen, bevor das ganze Wintereis zertrümmert und aus den Fjorden hinausgetrieben oder geschmolzen war. Eine Abteilung von 16 Mann unter Führung von Dr. Fanck fuhr am Tage der Sommersonnenwende mit den Motorbooten nach Norden, um in der von Udet angegebenen Gegend die ersten Filmaufnahmen zu

machen. Es wurde unendlich viel schöner als wir uns vorgestellt hatten; Grönland zeigte sich in seiner ganzen Pracht.

Dr. Loewe übernahm von nun an die Leitung der Radiostation in Umanak. Die Freizeit benutzte er, um mit seiner Frau zusammen wissenschaftlich zu arbeiten. Er beobachtete regelmäßig das Wetter und untersuchte gelegentlich die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Meerwassers.

Die Nordgruppe überquerte zuerst eine breite Meeresbucht und blieb dabei 30 km von der Küste entfernt. Zwischen den dunklen Küstenbergen und dem blauen Himmel zog sich ein feiner weißer Streifen hin. Es war das Inlandeis, das weit hinter den Bergen lag, aber wegen seiner großen Höhe und wegen der Klarheit der Luft deutlich sichtbar war. Bei Kraus, Kelbl und mir erwachten lebhafte Erinnerungen an unsere Erlebnisse auf Alfred Wegeners Expedition. Gerade dort oben auf diesem feinen weißen Streifen da hatte sich alles abgespielt. Wir konnten sogar den Aufstiegsgletscher erkennen, auf dem wir 1930 unser schweres Gepäck mit den isländischen Pferden hinaufbefördert hatten. Und wir sahen im Geist noch einmal alle unsere Reisen mit Hunde- und Propellerschlitten quer über diesen weißen Streifen weit in das Innere hinein. Wir hörten noch einmal in Erinnerung alle Worte, die Alfred Wegener zu uns gesprochen hatte und wir glaubten fast, ganz hinten auf dem feinen weißen Streifen das schwarze Kreuz zu erblicken, das jetzt die einsame Grabstätte unseres Führers bezeichnet. Wir erlebten noch einmal unsere einsame Überwinterung dort ganz hinten tief eingegraben in den Schnee des feinen weißen Streifens, und wir dachten voll Trauer an den Schluß der Expedition, als ein fremder Mann Expeditionsleiter wurde, der weder uns noch Grönland kannte.

Es ist gut, daß man aus diesen wehmütigen Erinnerungen schnell herausgerissen wird und wieder zur Gegenwart zurechtfindet, weil andauernd Eisberge in der Fahrtrichtung liegen und man aufpassen muß, um Zusammenstöße zu vermeiden.

Wir kamen an diesem Tage bis nach Igdlorsuit auf Ubekendt Eiland. Der holländische Name dieser Insel erinnert noch an die Blütezeiten des Walfangs, als alle seefahrenden Nationen aus den nordischen Meeren Reichtümer nach Hause brachten. Gerade holländische Namen sind an der Westküste Grönlands sehr häufig. Ein Vorsprung aus dunklem Basaltgestein heißt heute noch Svartenhuk, ein kesselförmiger Teil eines Fjords, in dem die Gezeiten das Wasser im Kreise herumwirbeln lassen, wird heute noch der Rummelpot genannt. –

Igdlorsuit hat keinen Hafen, dafür aber etwas, was in Grönland sehr selten ist, einen richtigen schönen Sandstrand. Darum wurde dieser Ort zum Fliegerlager ausersehen. Hier kann man mit Leichtigkeit die Wasserflugzeuge an Land ziehen und vor Eispressungen retten.

Wir wurden beim Landgang mit den Worten „How do you do?" begrüßt. Da stand nämlich Mr. Rockwell Kent aus New York, der bekannte amerikanische Schriftsteller und Zeichner. Er hatte sich in Grönland und seine Bewohner verliebt, daß er immer wieder hinfuhr und nun schon ein volles Jahr dort verbracht hatte, um mit dem Leben der Grönländer recht vertraut zu werden. Heute feierte er seinen fünfzigsten Geburtstag. Das war für die ganze Siedlung ein großes Fest. Wir taten uns an dem ausgezeichneten grönländischen Bier gütlich, besuchten dann den sehr freundlichen dänischen Verwalter Jörgensen mit seiner liebenswürdigen kleinen grönländischen Frau Anina, und wurden schließlich auch zu einem Tanz aufgefordert. Das ist nun in Grönland etwas wirklich Herzerfrischendes. Dicht am Strand wird aus Brettern eine hölzerne Plattform aufgebaut, die als Tanzboden dient. Einer nach dem anderen setzt sich mit einer Ziehharmonika hin und spielt einfache Tanzweisen, und ohne große Förmlichkeiten nimmt man eins der reizenden kleinen Grönländermädchen bei der Hand und tanzt so, wie es die Grönländer machen. Die Musik kann dasselbe achttaktige Motiv hundertmal hintereinander spielen, und ebenso gleichmäßig sind auch die Tanzbewegungen, die sehr an unsere Volkstänze erinnern,



Landschaft im Kangerdlukfjord bei Nuliarfik phot. Vogel



Unser Zeltlager bei Nuliarfik phot. Angst



Richard Angst betrachtet die Eisberge im Kangerdluk phot. Angst



Unser Matterhorn im Kangerdluk phot. Udet



Unser Matterhorn im Kangerdluk phot. Angst



Filmszene: Eine Expedition überquert einen Fjord auf Eisschollen phot. Vogel



phot. Vogel

Gefahren der Fjordüberquerung: Ein Stück der Scholle ist abgebrochen und treibt mit dem Hunde fort. Unter Wasser springt die große Scholle weit vor



phot. Sorge

Kajakfahrt zum Umiamakogletscher. Der Eskimo Thue trägt eine weiße Windjacke als Schutzfarbe auf der Seehundjagd



phot. Sorge

Oft ist der Weg —



phot. Sorge



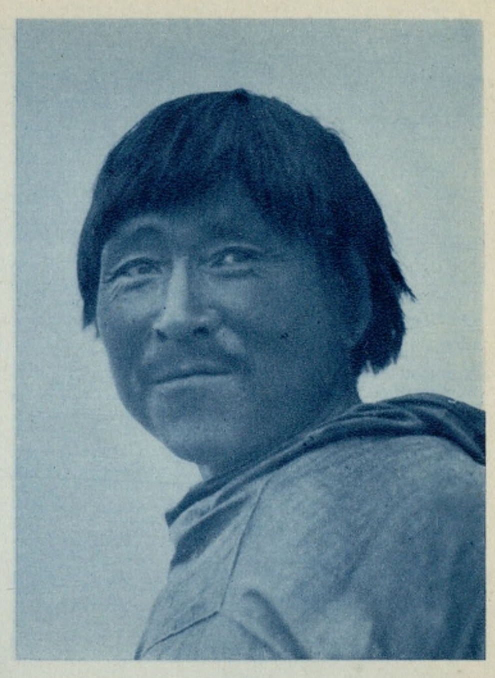
phot. Sorge

— durch Eis versperrt. — Bild rechts: Thue hält von einem Eisberg Umschau nach offenem Wasser. Das kleine Leinwandsegel auf dem Bug dient als Deckung auf der Seehundjagd. Es soll den Seehunden einen Eisberg vortäuschen



phot. Angst

Das Kajak von vorn



Thue



phot. Sorge

In der Nähe des Umiamako liegen Eisberge und Wintereisschollen dicht gedrängt



phot. Vogel

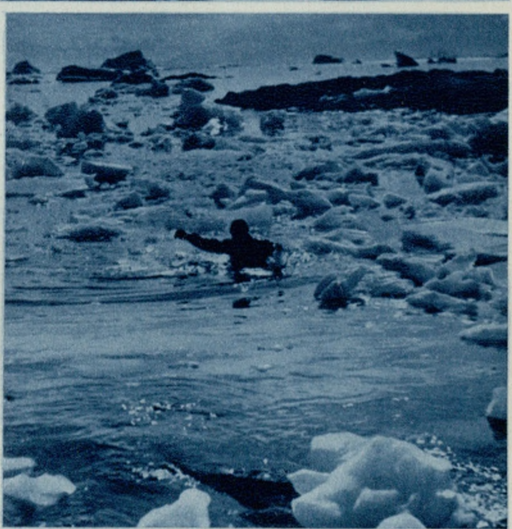
Gletschermessungen am Umiamako



phot. Vogel

E. Sorge am Theodolit





Oben:
Sepp Rist springt von Scholle zu Scholle
phot. Vogel

Mitte:
Sepp Rist mußte 26mal im Eiswasser schwimmen phot. Vogel

Unten:
Sepp Rist und Max Holsboer







phot. Sorge

Oben: Rasmussen=Eisberg mit 2 Mann auf dem Gipfel. Auf diesen Eisberg sollte der Eisbärkäfig hinaufgezogen werden. Durch das Einschlagen eines Eisenbolzens brach die Wand herunter, und mit ihr stürzten 4 Mann ins Wasser

Unten: Die Wand ist nach dem Abbruch viel höher geworden

aber es gibt durchaus nichts Eintöniges darin. Im Gegenteil: Begeisterung und Fröhlichkeit steigern sich immer mehr. Man hört das schon von weitem, denn je ausgelassener, desto kraftvoller trampeln die Grönländer auf die hölzernen Bretter, daß es weithin schallt.

Die Grönländermädchen, nicht größer als 12- bis 13jährige deutsche Mädchen, sind allerliebst gekleidet. Sie tragen zu Feiertagen schöne, weiß oder rot gefärbte Stiefel aus Seehundsleder, Hosen aus Seehundsfell, die mit Längsstreifen aus Vogelfedern oder Fuchsfell verziert sind. Am Oberkörper tragen sie eine europäische baumwollene Bluse und auf den Schultern einen großen Perlenkragen, dessen Muster an das Maßwerk gotischer Fensterrosen erinnert und auch ebenso farbenfreudig ist. Und nun muß man sich zu dem Farbenkleid noch den Kopf mit seinem pausbäckigen, knallroten Gesicht, den dunklen, immer lachenden Schlitzaugen und den schwarzen, glänzenden Haaren vorstellen. Als Ernst Udet zum erstenmal so ein kerngesundes Grönländermädel sah, fand er nur die Worte: „Toll, toll, so was Frisches!"

Zu dieser ganzen Buntheit paßt aufs Beste die Frohnatur der Menschen, die ihr Leben, das wirklich nicht immer leicht ist, von der heitersten Seite anfassen und sich durch keinen Unglücksfall in schlechte Laune bringen lassen. Es ist rätselhaft, wie sich dies Temperament unter so schweren Daseinsbedingungen erhält, und alle wissenschaftlichen Erklärungsversuche versagen hier vollkommen. Das Temperament liegt in der Rasse. Man darf aber nicht etwa glauben, daß die Grönländer oberflächlich wären. Nein, die einfachste und beste Bezeichnung für ihr Verhalten ist: sie sind natürlich, weiter nichts. Sie passen sich den Notwendigkeiten des Lebens mit einer bewundernswerten Genauigkeit an. Darum sind Männer und Frauen in den Dingen, auf die es besonders in ihrem Leben ankommt, sehr gründlich und gewissenhaft. Zum Beispiel gibt es in der ganzen Welt keine besseren Näharbeiten als die der Eskimofrauen. Selbstverständlich ist jede Naht wasserdicht, denn die Frauen wissen ganz genau, daß von der Wasserdichtigkeit des Kajaks das Leben ihrer Männer abhängt. Und ebenso peinlich genau

sind die Männer beim Bau eines Kajakgerüsts und des Hundeschlittens oder bei der Anfertigung ihrer Waffen. Alle wissenschaftlichen Beobachter sind sich darin einig, daß die Eskimos die Aufgabe, mit gegebenen sehr einfachen Hilfsmitteln sich in einer harten gefahrvollen Natur ein Dasein aufzubauen, in einem Grade der Vollkommenheit gelöst haben, wie er nicht übertroffen werden kann.

Was den Verkehr mit den grönländischen Eskimos so besonders angenehm macht, das ist ihre Bescheidenheit, von der man einen Begriff erhält, wenn sie z. B. von den Gefahren ihrer Hauptbeschäftigung, der Seehundsjagd, erzählen. Ebenso groß ist ihre Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft, die sich besonders darin zeigt, daß sie auch unaufgefordert zur Hilfe herbeieilen. Der Grönländer ist ein ausgezeichneter Arbeiter, wenn man ihn nur bei guter Stimmung erhält und wenn man ihm klarmacht, worauf es ankommt. Gegen diese beiden Grundsätze ist von früheren Expeditionen oft verstoßen worden, und nur so wird es verständlich, daß manche Weißen mit ihnen unzufrieden waren.

Heute arbeiten sehr viele grönländische Eskimos im Dienste der dänischen Regierung. Sie fangen Fische, die eingesalzen und nach Europa verschickt werden; sie kochen Tran aus dem Fett der Wale und sie arbeiten auch in den Fischkonservenfabriken. Außerdem werden sie ständig zum Beladen und Entladen der Schiffe und als Arbeiter in den Siedlungen gebraucht.

Mit der Einführung der Kultur der Weißen ist zum Teil die ursprüngliche Kultur der Eskimos verschwunden. Die Bekleidung, die Wohnweise, die Waffen, der Beruf, die geistige Bildung, all das ist heute ein Gemisch. Und obwohl die dänische Verwaltung mit großem Taktgefühl und mit warmer Fürsorge für ihre Grönländer bemüht ist, so daß die Eskimos eins der wenigen Naturvölker bilden, die von den Weißen nicht ausgerottet worden sind, bleibt die Frage doch in ihrer ganzen Schwere bestehen, ob dies Volk durch all das nicht zutiefst Schaden an seiner Seele genommen hat. –

Wir waren nach Grönland nicht des Tanzens wegen gekommen und mußten uns daher schließlich losreißen, um unser Arbeitsgebiet zu finden. In Igdlorsuit hatten wir den Grönländer Esekias angeworben, der dann während der ganzen Expeditionszeit bei uns blieb und uns durch seine schnelle Auffassungsgabe und seine großen Kenntnisse viel genützt hat.

Wir durchquerten den Karratfjord und fuhren nach Nugatsak, einer erst 1921 gegründeten Siedlung, die heute bereits 129 Einwohner hat, also für grönländische Verhältnisse ein geradezu amerikanisches Wachstum aufweist. Ihre günstige Lage am Eingang in den seehundreichen Kangerdluk ist hierfür wohl maßgebend gewesen. Für uns war indessen wichtiger, daß dieser Fjord mit Eisschollen und Eisbergen vollgestopft war, und gerade das brauchten wir. In Nugatsak bekamen wir zum erstenmal Seehundsfleisch. Es war einfach in Wasser gekocht ohne jeden Zusatz, und daher mundete es meinen Expeditionskameraden nicht so, wie ich nach den Erfahrungen von der Wegener-Expedition erwartet hatte. Es zeigte sich wieder einmal die übliche Erscheinung, daß die Europäer durch scharfe Saucen und das starke Salzen gegen den wundervoll feinen Naturgeschmack des Fleisches abgestumpft sind. Wer längere Zeit reines Seehundsfleisch ohne jeden Zusatz ißt, empfindet es bald als sehr wohlschmeckend. So weit kamen wir indessen niemals auf der Expedition, denn unser Koch und unsere alpinen Führer bereiteten später regelmäßig das Seehundsfleisch mit den verschiedensten Gewürzen. Wenn es auch nicht die Art war, wie es die Grönländer essen, muß man ihnen zum Lobe sagen, daß es ganz hervorragend war. Wir haben uns immer gewundert, daß das Seehundsfleisch, auf europäische Weise zubereitet, nicht viel mehr Eingang in die europäische Küche findet.

Es ist gut, sich rechtzeitig mit den Eigenschaften der Eisberge und Eisschollen vertraut zu machen, denn man weiß nie, wie man später einmal damit zu tun haben kann. Zu diesem Zweck machten wir Vorübungen. Hans Ertl und ich wollten gern einmal sehen, wie schnell man auf einer Eisscholle fahren kann. Jeder nahm ein Paddel, stellte

sich auf eine Eisscholle von der Größe 3 × 4 m und 40 cm Dicke und paddelte los, bald links, bald rechts. Wir wollten über eine 100 m breite Bucht fahren. Es ging ziemlich schwer, aber doch besser, als wir gedacht hatten. Die Schollen drehten sich natürlich dauernd ringsherum, und wir mußten genau in der Mitte stehenbleiben, damit das Eis nicht untertauchte. Mitten drin sagte Ertl zu mir: „Du, ich glaube, die Scholle wird immer kleiner", und das stimmte auch wirklich. Wir hatten nicht daran gedacht, daß durch die Wirbelbewegungen der Paddelschläge die Eiskristalle am Rand der Scholle dauernd abbröckelten, und Ertl stand am Schluß der Fahrt schon mehr im Wasser als auf der Scholle. Seine Scholle war nach einer Stunde um ein Fünftel kleiner geworden. Aber da erreichten wir zum Glück das andere Ufer. Wir zogen daraus die nützliche Lehre, daß man solche Fahrten im Fjord nur dann machen kann, wenn genügend Schollen zum „Umsteigen" da sind, und außerdem ist die Fahrtbewegung durch Menschenkraft viel zu gering. Große Strecken kann man nur mit Hilfe der Meeresströmungen in den Fjorden zurücklegen.

Es genügte Dr. Fanck nicht, am Eingang des Fjords zu bleiben; er wollte sehen, ob weiter drinnen die Bedingungen zum Filmen nicht vielleicht noch günstiger wären. Und so fuhren wir in den Fjord hinein. Vom offenen Wasser war nur noch sehr wenig zu sehen, denn Eisberg an Eisberg und Eisscholle an Eisscholle erfüllten kilometerweise fast lückenlos die große Fläche zwischen den über 1000 m hohen schroffen Felswänden auf beiden Seiten des Fjords. Mit langsam laufendem Motor fuhren wir durch die schmalen offenen Wasserrinnen, im Zick-Zack-Kurs, wie durch einen Irrgarten, bei dem man nie weiß, ob man den Ausgang erreicht. Das Wettter war ruhig, und die Bewegungen der Eisberge langsam. Daher gab es keine starken Pressungen, und wir kamen nach einigen Stunden tatsächlich bis zum Ostende der Insel Karrat, wo die letzte Siedlung der Grönländer im Fjord liegt. Hier in Nuliarfik wollten wir einige Tage bleiben. Aus einigen Tagen wurde eine Woche, und aus einer Woche wurden drei.

Die Insel Karrat teilt den Kangerdluk in zwei Arme. Alle Eisberge treiben daher nördlich oder südlich von Nuliarfik vorbei. Man kann also von dort aus in weitem Umkreis die schönsten Eisberge bei der besten Beleuchtung aufnehmen. Freilich sind dazu große Brennweiten nötig, denn die Entfernung kann leicht 1 km und mehr betragen.

Die Schauspieler bekamen hier eine dankbare aber schwere Aufgabe. Eine Filmszene stellt nämlich dar, wie eine wissenschaftliche Expedition versucht, sich nach einer menschlichen Siedlung zu retten. Das geht nicht anders als durch eine lebensgefährliche Überquerung des Fjords. Es blieb nichts übrig, als diese Szene in voller Naturwahrheit darzustellen. So zogen sie denn los, Max Holsboer, Sepp Rist, Gibson Gowland und Walter Riml, mit Hund und Schlitten, mit Seil und Eispickel. Von Scholle zu Scholle springend und über Eisberge hinwegturnend mit all ihrer schweren Ausrüstung konnte es dabei nicht ausbleiben, daß sie oft ins eiskalte Wasser fielen, sich blutig schrammten und vor Anstrengung oft ermatteten. Von der unfaßbaren Größe der Eisberge erhielten wir plötzlich eine Vorstellung, als Sepp Rist auf der Spitze eines 70 m hohen Eisberges erschien, um von dort aus den Weiterweg für die Fjordüberquerung zu suchen. Eine Strömung führt sie auf einen Eisberg dann schließlich vom rettenden Land doch noch fort; und als die Gefahr besteht, daß sie ins offene Meer hinaustreiben, da wagt Sepp Rist im Bewußtsein seiner Kraft, mit Todesverachtung durch den Fjord hindurchzuschwimmen. Es war ein wahrhaft ergreifendes Bild, wie er todmüde von der übermenschlichen Anstrengung sich an Eisbergen anklammert, um sich ein wenig auszuruhen, wie ihm die Kräfte versagen, an den Eisbergen emporzuklettern, wie er dort triefend vor Nässe im eisigen Sturm auf einem kleinen Felsen wartet, dann wieder weiterschwimmt und schließlich todesmatt das Land erreicht.

Und nicht weniger heroisch waren Udets Flugleistungen, der auf der Suche nach der verschollenen Expedition die gewagtesten Flüge zwischen diesen Zehntausenden von Eisbergen ausführt, um irgendein

Lebenszeichen zu entdecken, Flüge, bei denen das Leben des Piloten von seinen eisernen Nerven und dem fehlerfreien Arbeiten der Maschine abhängt. Ein einziges Streifen eines Eisberges, eine einzige Notlandung in diesem wirren Haufenwerk von hochgetürmten Eismassen, und das Schicksal des Flugzeuges und des Fliegers ist besiegelt. Einmal war es uns allen, die wir vom Lande aus plötzlich die Unterbrechung des gewohnten Surrens vernahmen, als ob auch unser Herzschlag aussetzte. Im Gleitflug ging Udet herab, fand zum großen Glück mit unerhörter Geistesgegenwart eine kleine eisfreie Stelle, sprang vom Sitz auf den Schwimmer, warf den Motor wieder an, und während das Flugzeug mit rasender Geschwindigkeit auf die nächste Eiswand losjagte, kletterte er ebenso schnell wieder in seinen Sitz zurück und warf im letzten Augenblick die Maschine herum, so daß er gerade noch vom Eisberg freikam. Und all das, man kann es kaum fassen, wurde von den Operateuren kaltblütig gefilmt, als ob es zum Programm gehörte. In diesen Sekunden hätte ja auch niemand Udet helfen können, sein Flugzeug war für jedes Boot unerreichbar.

Es ließ sich nicht anders machen, als daß Udet von dem Fliegerlager bei Igdlorsuit jeden Tag die 50 km weit zu uns nach Nuliarfik hin- und zurückfliegen mußte, um bei den Filmaufnahmen zu helfen. Denn nur dort, wo das Fliegerlager war, gab es offenes Wasser und flachen Sandstrand, und nur dort, wo die Filmoperateure arbeiteten, gab es Eis in der Mannigfaltigkeit, wie wir es brauchten.

Die ersten Aufnahmen wurden vom Lande aus über den Fjord hin gemacht, dann aber, als wir mehr in die Einzelheiten gingen, wurden die Filmapparate oft auf Eisbergen aufgestellt. In diesem einen Satz steckt die ganze Summe von Leiden und Gefahren, die unsere vier Operateure samt Alpinisten und Schauspielern auf sich nehmen mußten, um den Eisbergen ihre tiefsten Geheimnisse zu entreißen. Beim ersten Betrachten der Eisberge fehlt jeder Größenvergleich. Selbst wenn das Flugzeug darum herumschwirrt wie eine Mücke, weiß man nie, ob es näher daran oder weiter weg ist. Und ebenso ist es auch,

wenn der Eisberg vor einer Siedlung vorbeitreibt. Wegen der unbekannten Entfernungen haben wir uns zuerst alle ganz gewaltig über die Größe der Eisberge getäuscht. Um nicht zu übertreiben, schätzten wir selbst gegen unser Gefühl die Eisberghöhen viel zu niedrig, und erst nach einigen genauen Messungen der wirklichen Höhe bekamen wir allmählich einen Maßstab und eine Ahnung von der Ausdehnung dieser schwimmenden Eisgebirge. Es erschien uns damals beinahe unglaubwürdig, als Sepp Rist wie ein winziger Strich auf dem schräg ansteigenden Grat eines 70 m hohen Eisberges hinaufstieg. Später haben wir noch viel höhere Eisberge wiederholt über 100 m gemessen. Auf so einem Eisberg könnte man ausgezeichnet Versteck spielen. Es ist eben in Wahrheit ein ganzes Eisgebirge mit Dutzenden von Tälern, Hügeln, Flußläufen und Seen darauf. Man kann stundenlang darauf herumlaufen. Wir pflegten von dem kristallklaren Schmelzwasser der Eisberge unser Trinkwasser zu holen und benutzten dann die Gelegenheit, um in den tief dunkelgrünblau leuchtenden Seen auf Eisbergen zu baden. Dies Wasser hat natürlich 0° C und daher kann man nicht lange drinbleiben, und man muß auch ein gesundes Herz haben. Aber bei der oft drückenden Sommerhitze und der Mückenplage, die am Lande herrscht, war es eine wundervolle Erfrischung.

Bei Filmarbeiten auf Eisbergen trugen unsere Operateure Steigeisen, um festen Stand zu haben. Zuerst schien es wohl den meisten, als ob das Filmen vom Eisberg aus gar nicht so gefährlich und schwierig wäre. Nach einiger Erfahrung merkten wir es bald, daß die Scheu der Eskimos vor jedem Eisberg vollkommen begründet ist. Sie umfahren mit ihren Booten jeden Eisberg in weitem Bogen und steigen nur in seltenen Fällen hinauf, nämlich dann, wenn sie Umschau halten müssen, also um ihren Horizont zu vergrößern.

Was für ein Leben in so einem Eisberg drinsteckt, welche Kräfte in ihm schlummern und nur darauf warten, durch einen kleinen Anlaß ausgelöst zu werden, das wurde uns am Anfang noch recht schonend beigebracht. Es begann damit, daß plötzlich ein unterirdisches dumpfes

Dröhnen anhub, etwa wie ein fernes Gewitter. Manchmal gibt es einen einzigen scharfen durchdringenden Knall wie bei einem Peitschenschlag. Dann ist im Innern eine Spalte aufgerissen. Und wie um uns zu warnen, zeigten uns die Eisberge im Eisfjord oft ihre gewaltigen Eisabbrüche, bei denen plötzlich große Teile überhängender Wände herausbrachen und ins Meer stürzten. Die ganze Umgebung geriet dann in Aufruhr, mächtige Wellen liefen nach allen Seiten auseinander und schlugen so heftig an benachbarte Eisberge an, daß sie ins Schwanken gerieten und ebenfalls in Stücke brachen. So setzte sich das metallische Dröhnen des abbrechenden Eises meilenweit durch den Fjord fort, bis es allmählich immer leiser klingend sich in der Ferne verlor.

Wir fingen natürlich mit niedrigen, verhältnismäßig kleinen Eisbergen an, und wenn auch am Anfang nichts Böses geschah, so gab es doch schon allein dadurch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, daß die Eisberge nicht ihre Lage behielten, sondern sich dauernd verschoben und drehten, so daß die Einstellungen beständig wechselten. Gerade das gab freilich den Filmaufnahmen die Mannigfaltigkeit und den Reichtum an Abwechslung.

Also kurz gesagt, wir merkten, daß das ganze Eis ringsherum lebendig war, und Dr. Fanck war von einem ganz richtigen Gefühl geleitet worden, als er sich vornahm, die lebendige Schönheit der grönländischen Eisfjorde zu filmen. Aber die Ausführung dieser Ideen verdankt er der Kunst und Hingabe seiner vier Operateure Hans Schneeberger, Walter Traut, Richard Angst und Luggi Foeger. Nur durch die überlegene Beherrschung der gesamten Filmapparatur, durch den schnellen Blick für die richtige Einstellung des Gesichtsfeldes und durch den Mut, auch bei Lebensgefahr auf dem schwankenden Boden der Eisberge auszuharren, kamen die zauberhaften Aufnahmen zustande.

Vor dieser Grönland-Expedition hatte ich wie so viele Menschen die Vorstellung gehabt, daß Filmaufnahmen zwar gewisse Fähigkeiten

verlangen, aber doch verhältnismäßig leicht seien. Nach den ersten Erlebnissen in Grönland wurde ich eines besseren belehrt. Ich empfand vor unseren Operateuren, Schauspielern und Alpinisten ein Gefühl der Hochachtung, ähnlich wie man es Frontkämpfern schuldig ist, und es wurde mir klar, warum Dr. Fanck nur solche Menschen bei seinen Alpenfilmen benutzt hatte, die ganz besondere sportliche und charakteristische Eigenschaften besaßen. Nur solche Menschen gehören nach Grönland.

Umiamako

Schon in der Nacht, als wir Nuliarfik mit dem Motorboot zum erstenmal erreichten, leuchtete ganz in der Ferne silberweiß glänzend ein mächtiger Gletscherstrom. Es war der Umiamako im Glanz der Mitternachtssonne. Seit diesem Augenblick war meine Ruhe dahin. Ich wollte ja in Grönland Gletschermessungen machen und wußte, daß noch niemand die Geschwindigkeit des Umiamako gemessen hatte. Heute waren wir nur 20 km von ihm entfernt. Wer weiß, wo wir morgen filmten. Und wenn man auf eine Idee versessen ist, dann erscheinen einem die Eisverhältnisse immer günstig, selbst wenn die Packeismassen noch so dick gepreßt sind. Hauptsache, erst mal losfahren, der Gletscher findet sich schon. Fanck fragen, mit Thue sprechen (Thue Simeonsen war einer der besten Seehundsfänger und Kajakfahrer von Nuliarfik), Packen, Einsteigen und Lospaddeln war das Werk weniger Augenblicke.

Man kann in Grönland in unbekanntem Gelände natürlich auch allein fahren, aber man verbraucht viel Zeit, die unerwarteten Schwierigkeiten kennen zu lernen und zu meistern. Es ist daher viel richtiger, von den Grönländern die Technik der Befahrung von Eisfjorden zu lernen, denn es kommt wirklich nicht viel darauf an, ob man gelesen hat, was in Polarbüchern über Kajakfahrten und -abenteuer drinsteht; das wäre etwa so, als wenn man Schwimmen aus Büchern lernen wollte. Der beste Unterricht ist der, daß man den Grönländer selbst unmittelbar bei seiner Arbeit im Gelände sieht, und dadurch den Blick für alle unscheinbaren Einzelheiten schärft, von denen doch soviel abhängt.

Thue war ein guter Lehrmeister. Er fuhr mit dem Kajak voraus, und ich folgte ihm mit einem Faltboot. Mit spielender Leichtigkeit

fand er zwischen den dicht gedrängten Eisbergen immer wieder eine schmale Rinne, und selbst wenn jeder Ausgang versperrt war, entdeckte er eine schwache Stelle, wo er durch ganz langsamen Seitendruck mit dem Paddel kleinere Eisschollen beiseiteschieben konnte, so daß sich zu meiner Überraschung dann regelmäßig dahinter eine wundervolle offene Wasserstraße öffnete. Es war ein wahrer Genuß, Thue zu beobachten, wie er das eine Paddelende gegen eine Eisscholle neben seinem Kajak stemmte, mit beiden Händen die Enden des andern Paddelblattes ergriff, und dann ganz langsam sein Körpergewicht nach der Seite der Eisscholle überneigte, so daß diese langsam, ganz langsam sich von dem Kajak loslöste und einen solchen Schwung bekam, daß sie eine ganze Schar anderer Schollen mit sich nahm. Währenddessen richtete Thue mit vollendetem Gleichgewichtsgefühl seinen Oberkörper wieder auf. Alle seine Bewegungen vollzogen sich in vollkommener Ruhe und Ausgeglichenheit. War der Abstand für sein Kajak groß genug, so schob er es langsam vorwärts, wandte dann sein Gesicht nach mir um und beobachtete aufmerksam meine Bewegungen. Faltboote sind ebenso lang aber breiter als Kajaks, und Thue verbreiterte jedesmal, wenn es nötig war, meine Durchfahrt, so daß ich ihm ganz mühelos folgen konnte. So half er mir in einem Gelände, wo man das Boot nicht drehen und wenden kann, und froh ist, selbst geradeaus vorwärts zu kommen.

Wir waren wegen meiner Ungeduld kurz nach Mitternacht am 24. Juni von Nuliarfik abgefahren. Es zeigte sich bald, daß dieser Zeitpunkt falsch gewählt war. Ein Grönländer wäre gewiß nicht bei klarem Himmel nachts durch den Fjord gefahren. Wir kamen nämlich sehr bald in eine richtige, während der Nacht ganz neu gebildete Eisdecke von 5 mm Stärke. Das genügte schon, um die Boote so zu bremsen, daß wir nicht weit kamen. Es erscheint sonderbar, daß sich mitten im Hochsommer zur Zeit der Mitternachtssonne in den grönländischen Fjorden Neueis bilden kann. Bei näherer Überlegung werden die Gründe dafür klar. Von den vielen Schmelzwasserbächen, die durch

die steilen Schluchten der Felswände herabfließen, kommt im Sommer sehr viel Süßwasser in den Fjord, und da es leichter ist als das Salzwasser, so bleibt es als eine dünne Schicht auf dem schwereren Salzwasser liegen und vermischt sich nur wenig mit ihm. Des Nachts, wenn die Sonne tief steht, sinkt die Temperatur an der Wasseroberfläche infolge der starken Ausstrahlung gegen den klaren Himmel unter 0⁰. Die oberste Schicht friert und hat leider die unangenehme Eigenschaft, daß sie, weil wenig salzig, eine ziemlich harte Eiskruste bildet, während gefrorenes Meerwasser weiches biegsames Eis gibt. Es gehört mit zu den kleinen Schönheiten der grönländischen Natur, die Entstehung der Eisdecke zu verfolgen. Wenn man nachts vom Boot aus ein kleines im offenen Wasser schwimmendes Eisstückchen aufmerksam betrachtet, so sieht man, wie sich ringsherum kleine sechsstrahlige Sterne bilden, die Eisnadeln schießen immer weiter hervor, nach allen Richtungen setzen sich neue Strahlensternchen an und schon hat sich die spiegelblanke, offene Wasserfläche mit einem matten Hauch überzogen, der eilig Meter um Meter vorwärtsschreitet. So bildet sich die Eisdecke am liebsten um Eiskristalle herum, und daher umrändern sich auch die Eisberge und Eisschollen mit einem zarten Kranz von Eissternen.

Das märchenhafte Spiel der Eiskristalle hatte mich einen Augenblick ganz vergessen lassen, daß wir ja vorwärts wollten, und da erwies sich die Eisdecke doch als ein böses Hindernis. Thue zeigte mir jetzt seine Kunst als Eisbrecher. Beim Paddeln wippte er beständig mit seinem Oberkörper abwechselnd nach vorn und hinten, so daß der Bug auf das Eis niederschlug, und es dadurch zertrümmerte. Er tat dies nicht nur, um schneller vorwärts zu kommen, sondern auch um das Seehundsfell seines Bootes zu schonen, und ich merkte ihm an, daß ihm die Fahrt wegen des Eises kein reines Vergnügen machte. Er hatte ja auch vollkommen recht, denn das Kajak ist des Grönländers wertvollster Besitz. Daher suchten wir die nächste Gelegenheit, um an Land zu kommen und zu warten, bis das Eis von der Morgensonne

geschmolzen war. Nach einer Fahrt an steilen Felsen entlang fanden wir bald einen flachen Steinstrand am unteren Ende langer Schutthänge. Dort trugen wir die Boote an Land und legten uns daneben an einer sonnigen Stelle ins Moos um zu schlafen. Trotzdem war es aber doch lausig kalt, denn die Luft war um 0° herum, und auf der Schattenseite fror ich ganz erbärmlich. Viel habe ich nicht geschlafen, weil ich dauernd mit Umdrehen beschäftigt war. Thue schien von alldem, weder von der Kälte, noch von dem Krach, den ich machte, etwas zu merken. Er schlief wie ein Sack. Morgens um acht wurde auf dem Primuskocher ein kräftiger Kaffee gekocht, und dann paddelten wir weiter, quer über den Fjord durch die ungeheuren Eislabyrinthe des mittleren Kangerdlukfjords. Hier kamen von Osten wahre Ungeheuer von Eisbergen angefahren, die offenbar von dem noch weit entfernten, und noch von keinem Menschen besuchten Rinkgletscher stammen mußten. Damals entstand in mir der brennende Wunsch, die Ursprungsstätte dieser Riesen kennen zu lernen. Aber mein nächstes Ziel war der Umiamako. Mittags um zwölf Uhr waren wir auf der Nordseite des Fjords und landeten an einem schönen grünen Landvorsprung zwischen dem Hauptfjord und seinem nördlichen Nebenarm. Von hier war die Front des Umiamakogletschers als ein weißer Streifen sichtbar, aber an vielen Stellen durch Eisberge verdeckt. Es war leider unmöglich, näher an den Gletscher heranzufahren, da die Wintereisdecke noch unaufgebrochen vor ihm lag (24. Juni). Auf dem Eis weiter zu gehen mit der Ausrüstung im Rucksack wäre mit unberechenbaren Gefahren verbunden gewesen, da das Eis viele schwache Stellen enthielt und offenbar nahe daran war, sich aufzulösen. Ich ließ daher das Boot am Landungsplatz und verabredete mit Thue, daß er nach Nuliarfik zurückfahren und mich nach zwei Tagen wieder abholen sollte. Wir aßen noch zusammen Mittag, und dann fuhr er ab. Lange Zeit konnte ich ihn noch in seinem kleinen dunklen Kajak sich zwischen den Eisbergen hindurchwinden sehen, und dann war ich allein.

Geographisch betrachtet befand ich mich auf einer kleinen Halbinsel, aber da sie im Osten vom Inlandeis, im Norden und Süden von Gletschern und Eisfjorden umgeben war, wirkte sie wie eine Insel. Ähnlich ist es mit allen den vielen Tausenden von Landvorsprüngen an der ganzen langen Küste von Grönland.

Das Gefühl, völlig abgeschnitten zu sein von jeder menschlichen Hilfe, schafft eine eigentümliche Stimmung und Einstellung jeder, auch der kleinsten, unscheinbarsten Tätigkeit gegenüber. Es ist ähnlich dem Gefühl des Alleingängers in den Gipfelregionen der Hochalpen, nur noch außerordentlich gesteigert. Die Entfernungen zu den Menschen sind größer und das Gefühl, daß in der Luft irgendwelche unbekannten Gefahren liegen, gegen die man sich nicht wehren kann, erzeugt anfangs eine niedergedrückte Stimmung bei aller Großartigkeit der Natur. Und doch kann man sich daraus befreien. Es braucht nur ein kleiner Schmetterling um den Lagerplatz zu flattern, und schon ist die Sorglosigkeit dieses zarten Tieres, das sich in der Sonne wärmt, auf mich übergegangen.

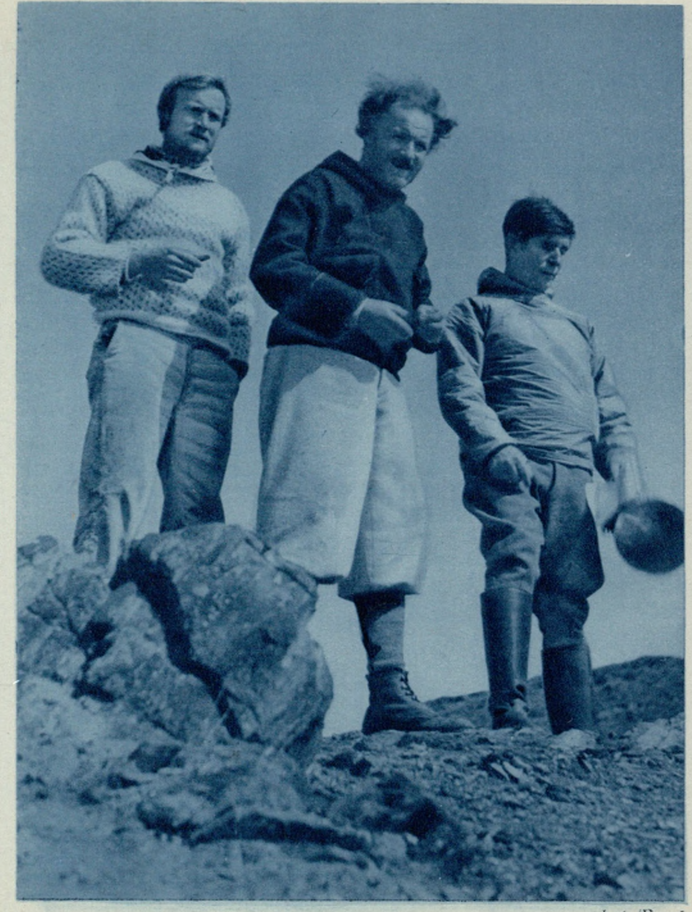
Aber das beste Mittel gegen alle trüben Gedanken sind doch die wissenschaftlichen Arbeiten. Die achtundvierzig Stunden, die mir zur Verfügung standen bis Thue wiederkam, sollten ausgenutzt werden, um die Geschwindigkeit des Umiamakogletschers zu bestimmen. Ich packte also sofort mein Meßinstrument in den Rucksack, nahm das Gestell unter den Arm und wanderte an dem abschüssigen Ufer auf die drei Kilometer entfernte Gletscherfront zu. Drei Kilometer bedeuten auf einem glatten Weg nur eine halbe Stunde Marsch, aber hier bestanden die schrägen Hänge aus Steinen und Lehm und waren durch das abrinnende Wasser in eine Menge Schluchten aufgelöst. Alle Augenblicke mußte ich daher vier bis fünf Meter tief steil hinab über bröckligen Schutt zum Boden des Bachbettes klettern und auf der anderen Seite wieder empor. Zum Teil waren die Hänge vollständig in Lehmkämme aufgelöst, so daß ich vorzog meinen Weg unmittelbar am Meeresufer zu nehmen. Dort war durch die Wellen der Lehm heraus-

gespült und nur die ganz großen Felsblöcke bis zur Größe von Eisenbahnwagen waren liegen geblieben. Dazwischen durch und darüber weg kam ich immer noch besser vorwärts als oben durch die Bachschluchten. Nach genau drei Stunden stand ich auf einem schönen, sanft geneigten Mooshang dicht vor der Gletscherfront. Mir waren große Gletscher schon von den Wegener-Expeditionen her vertraut, so daß der Eindruck der Erwartung entsprach. Eine vielfach ausgezackte Eismauer spannt sich quer über den Fjord, der obere Rand ist mit zahllosen Türmen und Zinnen gekrönt. Das Eis schimmert matt blau oder rein weiß und ist stellenweise durch Schutt und Steine schmutzig gefärbt. Vor der Front liegen ein paar gewaltige Eisberge in der Wintereisdecke eingefroren. Ihr ganzes Aussehen, ihre senkrechten Wände und die mit Gletschertürmen besetzte Oberfläche gleichen genau dem Gletscher selbst. So stellen diese Eisberge einfach abgetrennte Gletscherteile dar, die in ihrer alten Lage verharren und höchstens ein paar hundert Meter langsam weiter geschwommen sind. Die senkrechten Wände der Eisberge sind genau ebenso hoch wie die Gletscherfront, nämlich vierzig bis sechzig Meter über Wasser. Ich hatte zunächst nicht mehr Zeit, mir die Landschaft zu betrachten, sondern mußte sogleich mit meinen Messungen anfangen. Denn es ist klar, daß eine Geschwindigkeitsmessung des Gletschers umso genauer ist, je länger sie ausgedehnt wird. Auf Gletschern mit ebener Oberfläche, die man leicht begehen kann, wird die Geschwindigkeit am einfachsten durch Steine oder Signalstangen gemessen, deren Verschiebung gegen die Uferpunkte verfolgt wird. Das ging hier nicht, da die Oberfläche vollständig zerrissen und in lauter Eisrippen und Spitzen zerspalten ist. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als aus der verwirrenden Fülle der Eistürme sich einige Dutzend recht auffallende herauszusuchen und ihre Form und Lage genau aufzuzeichnen. Mit einem Winkelmesser (Theodolit) werden die ausgesuchten Gletschertürme von zwei Standpunkten am Lande wiederholt angepeilt. Die Verschiebung macht sich alsbald bemerkbar, und daraus kann man die Geschwindigkeit zwischen den Beobachtungszeiten

berechnen. Bei diesen Messungen kommt man selten zur Ruhe, und an Langeweile ist überhaupt nicht zu denken. Denn auf so einem riesigen Gletscher ist beinahe andauernd etwas los. Es knackt und dröhnt und ächzt in allen Spalten, einmal neigt sich ein Turm und stürzt in weitem Bogen vornüber in eine tiefe Spalte oder vom Frontrand ins Wasser, schlägt mit metallischem Klang auf das Meereis auf, zerschlägt die Meereisdecke in Stücke, und die Wellen laufen unter der Eisdecke entlang. Unmittelbar danach sieht man, wie die Meereisdecke sich in regelmäßigen Wallungen hebt und senkt, den unter ihr fortlaufenden Wellen elastisch nachgebend. Leider gingen mir auf diese Weise eine ganze Menge meiner schönen Gletschertürme verloren, die ich mit so vieler Mühe nun schon zum dritten Male angepeilt hatte. Aber doch freute ich mich, als am Vormittag des zweiten Tages immer noch genügend Türme übrig geblieben waren, die „durchgehalten" hatten.

Eine Überschlagsrechnung ergab eine gute Übereinstimmung der einzelnen Turmbewegungen, so daß ich damals sehr froh war, die Geschwindigkeit des Gletschers festgestellt zu haben. Doch war meine Freude verfrüht, denn bei einer genauen Nachprüfung ergab sich, daß die Messungen doch zu unsicher waren, als daß sie für eine einwandfreie Bestimmung der Geschwindigkeit ausgereicht hätten. Das kam alles nur daher, weil meine Standpunkte am Lande zu dicht aneinander gelegen hatten, und dann kann man natürlich die Entfernung der Gletschertürme nicht so genau messen.

Aber eins habe ich daraus gelernt: man kann in der Anlage seiner Messungen gar nicht vorsichtig und gründlich genug sein. Zum Glück kam ich später noch einmal zum Gletscher und konnte dann sehr viel genauere Messungen ausführen. Da ergab sich, daß der Gletscher jeden Tag ziemlich genau 5,20 Meter vorrückt. Das ist ungefähr zehnmal so schnell wie die schnellsten Gletscher der Alpen, aber dennoch gehört der Umiamako noch lange nicht zu den ganz schnellen grönländischen Gletschern.



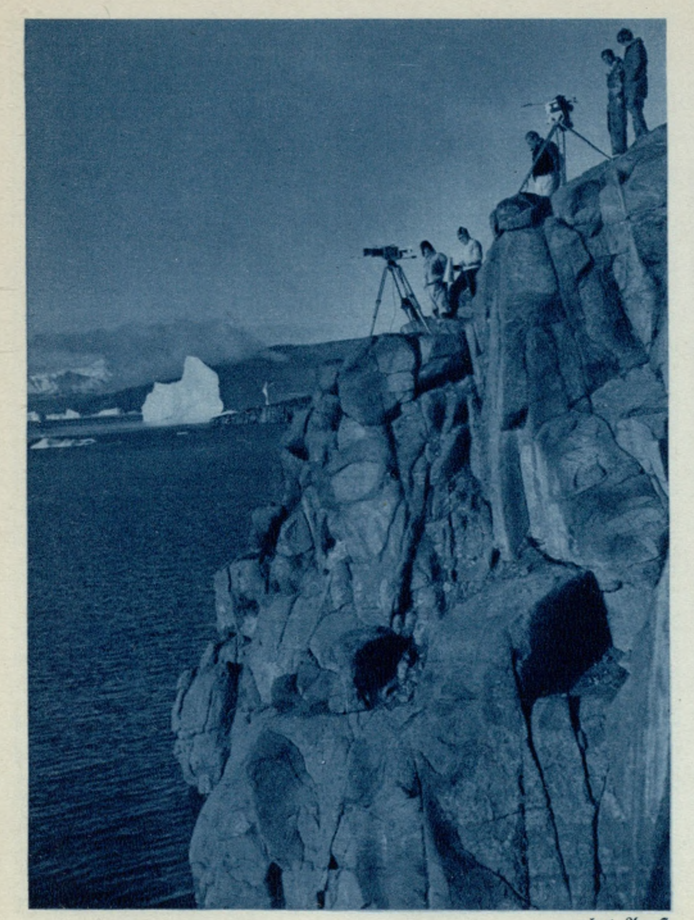
phot. Vogel

Klingler, Fanck und Knud Rasmussen bei der Aufnahme von Kajakszenen



phot. Sorge

Knud Rasmussen und Maschinenmeister Sörensen auf dem dänischen Geodätenboot



phot. Angst

Die Aufnahmeapparate stehen oft auf luftiger Höhe



phot. Angst

Die Kajaks sind zur Abfahrt bereit



phot. Vogel

Es geht los. Auf jedem Kajak liegt eine aufgepustete Blase aus Seehundsfell



phot. Vogel

Die verschollene Expedition wird gesucht

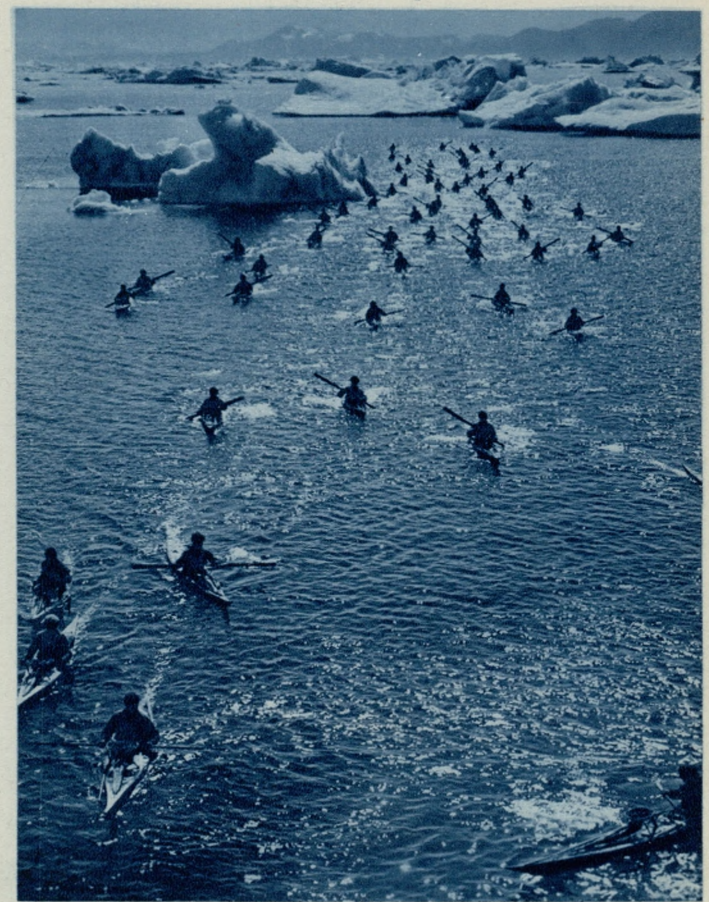


phot. Lindeck

Vor Freude wälzen sie sich mit dem Kajak im Wasser herum


phot. Vogel

Hält der Eisüberhang bis die Boote vorbei sind?


phot. Vogel

Sie kommen zurück ...



phot. Vogel

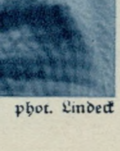
So klein sehen die Kajaks von der Spitze eines hohen Eisberges aus



phot. Vogel

... und bringen zu fünfen Leni Riefenstahl heim





phot. Lindeck



phot. Lindeck



phot. Vogel



phot. Vogel

Schwer bepackt trat ich am zweiten Tage meinen Rückweg zu dem grünen Vorsprung an, wo Thue eintreffen sollte. Da noch ein paar Stunden Zeit bis Mittag war, legte ich mich an meinem Lagerplatz nieder um zu schlafen. Daraus wurde aber nichts, weil die Mückenzeit in Grönland bereits begonnen hatte. Diese Störenfriede treiben sich nämlich im Sommer an allen Plätzen herum, wo es schön grün, warm und windstill ist, d. h. also gerade dort, wo auch die Menschen am liebsten sind. Auf Faltbootfahrten pflegte ich, um Gewicht zu sparen, kein Zelt mitzunehmen, sondern nur meinen Schlafsack und eine wollene Decke. Das genügt im Sommer an der Küste vollkommen. Aus der wollenen Decke und meinem Gummimantel versuchte ich mir nun zusammen mit dem hölzernen Dreibein des Theodoliten ein mückendichtes Zelt zu bauen, aber das war hoffnungslos, und als ich geladen genug war, warf ich den ganzen Krempel wieder zusammen und beschloß, die Zeit durch Vorbereitungen für weitere wissenschaftliche Arbeiten auszufüllen. Zu meiner Aufgabe gehörte nämlich auch die Tiefenbestimmung des Kangerdluk-Fjordes. Dazu muß man sich gut mit Bindfaden versehen, denn Fjorde sind erstaunlich tief. So hatte ich mir zweitausend Meter Bindfaden mitgenommen und fing nun an, ihn auf dem grünen Vorsprung etwas höher oben, wo das Gelände eben war, auszulegen und alle fünfzig Meter eine kleine Schleife hineinzuknoten. Zur genauen Längenmessung hatte ich ein Stahlbandmaß bei mir. Ich zog dabei den Bindfaden fortgesetzt um meine beiden im Abstand von fünfzig Meter fest aufgestellten und durch Steine verkeilten Paddelhälften herum, bis die zweitausend Meter alle waren. Dann holte ich aus dem Faltboot ein besonders wertvolles Geschenk von Karl Buchholz: eine hölzerne Haspel, von derselben Art wie er sie als Kind zum Aufwickeln von Drachenschnur benutzt hatte. Als er meine ungeheuren Bindfadenvorräte in Umanak gesehen hatte und den Zweck dieser Knäuelsammlung erfuhr, kam er sogleich auf den Gedanken, mir mit der Haspel eine Freude zu machen. Und in der Tat, selten ist ein Geschenk dankbarer benutzt worden als dieses Kinderspielzeug. Ich

wanderte also langsamen Schrittes zwischen den Paddeln hin und her und haspelte dabei ein über das andere Mal die fünfzig Meter auf. Beim vorletzten Gang sah ich in der Nähe des Ufers zwei Kajaks schnell durch die offenen Rinnen auf mich zu fahren. Schnell noch die letzten hundert Meter Faden, die Paddel in die Hand genommen, und runter zum Landeplatz, wo die beiden inzwischen schon anlegten. Es war Thue mit seinem Freund Peter Davidsen. Er erzählte mir, daß seine Rückfahrt vor zwei Tagen durch Packeis sehr erschwert gewesen war. Aber heute, als sie beide kamen, hatten sich die Eismassen gelockert, so daß uns eine mühelose Rückfahrt bevorstand. Das war für mich eine freudige Überraschung, denn ich fühlte mich von der vielen Schlepperei und dem langen Wachbleiben etwas müde. Meine beiden Kameraden hatten außerdem noch allerlei schöne Sachen zum Essen mitgebracht, und so konnten wir uns vor der Abfahrt noch einmal an Kaffee mit Keks, Butter und Marmelade gütlich tun.

Wir fuhren annähernd denselben Weg wieder zurück wie auf der Hinfahrt. Ich wollte gern meine neue Lotmaschine ausprobieren und nahm mir dazu vom Land einige passende Steine als Lotgewichte mit. In der Mitte des Kangerdluk legten wir an einer Eisscholle an und ließen einen Stein am Bindfaden in die Tiefe. Die beiden Grönländer waren sehr erstaunt, daß die Leine immer weiter und weiter ablief, und erst bei 540 m stillstand. Das war für den Anfang schon ganz schön. Das Hochwinden dauerte über eine halbe Stunde und zeigte, daß die Winde doch noch nicht ganz vollendet war, denn man mußte die Haspel frei in der Hand halten und das Steingewicht samt der Reibung im Wasser überwinden. Thue drängte zur Weiterfahrt, er zeigte auf ein paar feine Schleierwolken, die sich eben plötzlich am blauen Himmel gebildet hatten, und sagte Sturm innerhalb von zwei Stunden voraus. Wir fuhren so schnell es ging davon und kamen bei gerade losbrechendem Sturm in Nuliarfik an, aufs herzlichste von meinen Expeditionskameraden empfangen.

Kalte Bäder

Die nächsten 14 Tage dienten angestrengtester Filmarbeit. Dr. Fancks Ausdauer, immer noch schönere Szenen herauszufinden, war sicher ein Weltrekord. Sehr oft, wenn Sepp Rist seine großartigen Sprünge von Scholle zu Scholle gemacht hatte, glaubten wir alle, dies wäre nicht mehr zu überbieten. Aber in der nächsten Nacht, wenn die tiefstehende Sonne über die schwarzen Bergwände hervorsah und die Eisberge und Ränder der Eisschollen mit einem weichen Schimmer umgab, als ob sie alle glühten, dann vergaß Fanck alles, was schon gemacht war, und sagte mit seiner ganzen Begeisterung:

„Also heute ist der Tag. Bisher, das war ja alles noch gar nichts, endlich mal das Richtige! Also Sepp, nun mal los, schnell anziehen. Schneefloh und Waldi, ihr geht auf diesen Berg rauf, Angst und Luggi, ihr auf die Scholle da drüben. Sepp, du springst über die ersten sechs Schollen bis dahin, wo keine mehr ist, dann ins Wasser. Dann schwimmst du bis zum nächsten Eisberg, der da drüben liegt. Wie weit ist es denn, na 50 m. Dann versuchst du, dich an ihm anzuklammern und hinaufzuklettern. Wenn es nicht geht, läßt du dich wieder rückwärts ins Wasser gleiten, schwimmst weiter nach rechts bis zur nächsten Eisscholle. Die sieht etwas kipplich aus, vielleicht trudelt sie auch, wenn du raufkletterst. Und wenn du müde bist, dann legst du dich einfach lang hin auf die Scholle, ruhst dich erst einen Augenblick aus. Dann schwimmst du im Bogen nach rechts wieder zurück an Land."

Das war ein Programm, dem nur ein Sepp Rist gewachsen war. Es kommt mir heute ganz seltsam vor, daß ein Mensch so lange in dem eisigen Wasser schwimmen kann, und was noch viel schwerer ist,

mit bloßen Fingern so oft aus dem Wasser an den zackigen Schollen hochklettern kann. Jeder der im Sommer nach Grönland kommt, benutzt ja gerne eine Möglichkeit, um draußen zu baden. Es finden sich genug angewärmte Seen und Bäche mit kleinen Wasserfällen, und man kann auch kurze Zeit in den Schmelzwasserseen der Eisberge oder im Fjord selbst baden. Aber alles das läßt sich gar nicht vergleichen mit Sepp Rists Schwimmerleistung. Es ist eigentlich sehr schade, daß man im Film die Wasserkälte nicht wiedergeben kann, denn in Wahrheit waren diese Szenen unvergleichlich viel schwieriger als sie nachher auf der Leinwand aussehen. Besonders die zauberhafte Beleuchtung täuscht einem gar zu leicht Wärme vor. Am meisten habe ich Sepp Rists Geduld bewundert. Er war auch nicht nach dem zehnten oder zwanzigsten Male mürrich oder schlechter Laune. Das einzige, wonach er nach so einem kalten Bade verlangte, war innere Erwärmung, und darum gehörte eine Flasche mit Rum zur unentbehrlichen Ausrüstung für diese Aufnahmen.

Die wilde Leni wollte hinter den Männern nicht zurückstehen, und es genügte, daß jemand mal sagte: „Ich glaube, das Wasser ist hier wirklich zu kalt zum Baden", um sie augenblicklich zu veranlassen, in ihrem wilden Übermut ins Wasser zu springen, was sie im Film ja nicht einmal nötig hatte. Ganz so gut ist es ihr allerdings nicht bekommen, denn sie litt längere Zeit nachher an einer Erkältung.

Den Eskimos müssen diese Schwimmszenen ziemlich verrückt vorgekommen sein. Sepp Rist erhielt bezeichnenderweise sofort den Spitznamen puisse (= Seehund). Nie geht ein Eskimo ins Wasser, und es gibt nur sehr wenige, die überhaupt schwimmen können. Das Kajakfahren ist daher nicht nur schwierig, sondern lebensgefährlich.

Viele von uns haben in Grönland Kajakfahren gelernt. Das ist so ähnlich, als wenn man zum erstenmal Rad fährt, denn das schmale, schlanke Boot befindet sich nahezu im labilen Gleichgewicht, und eine kleine Neigung nach rechts oder links genügt schon zum Kentern. Wie beim Radfahren „immer feste treten", so gilt beim Kajakfahren der

Grundsatz: „immer feste paddeln", aber mit ganz regelmäßigen und kleinen Schlägen. Bei stilliegendem Boot muß man das Paddel quer zum Boot aufs Wasser legen als Ausleger. Zur Sicherheit ist es aber gut, bei den ersten Fahrten immer in der Nähe des Landes zu bleiben. Einer von uns kenterte einmal in 1 m Wassertiefe bei Nugatsak und konnte sich nur dadurch retten, daß er mit den Händen den Grund erreichte und „Hals über Kopf" an Land krabbelte. Im tiefen Wasser fern vom Lande kann so etwas sehr unangenehm werden.

Manche Eskimos werden merkwürdigerweise im Kajak von Schwindelanfällen befallen. Sie fahren dann niemals allein ohne Begleitung in den Fjord hinaus. Die Neigung zu dieser krankhaften Veranlagung verliert sich meist das ganze Leben nicht.

Die guten Kajakfahrer können sich nach dem Kentern wieder aufrichten. Das Herumrollen mit dem Kajak ist ein allgemein bekanntes Kunststück, das sie Fremden gern vorführen. Trotzdem ist die Zahl der Unglücksfälle beim Kajakfahren sehr groß. Jeder achte Mann stirbt im Kajak.

Da die guten Seehundsfänger meist allein auf Jagd gehen, spielen sich in Grönland Tragödien ab, von denen kein Laut zu anderen Menschen dringt. Ein trauriges Geschick traf eine Familie, deren erwachsene Söhne in der Wegener-Expedition eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der eine, Rasmus Willumsen, fand auf dem Inlandeis mit Alfred Wegener zusammen den Tod. Als sein Bruder Johann, der ebenfalls zu unseren besten Hundeschlittenkutschern zählte, dies erfuhr, wollte er nie wieder das Inlandeis betreten, das seinen Bruder behalten hatte. Er wandte sich wieder ganz dem Seehundsfang zu und war die Hauptstütze seiner Eltern. Kurze Zeit darauf schoß er versehentlich ein Loch in das eigene Boot, das Wasser drang ein und er ertrank.

Unser Zeltlager wurde am 10. Juli nach Nugatsak verlegt. Szenen mit Eisbären sollten gedreht werden. Nach der mißglückten Zwingergeschichte mußten Jimmy, Tommy und Charlie wieder mit ihren kleinen Käfigen vorlieb nehmen. Zwei von ihnen waren auf Kraus'

Motorboot Poul übergesiedelt, das ihnen nun monatelang gleichsam als ihre Lustjacht diente. Die beiden Käfige standen auf dem Verdeck, und selbst bei spiegelglattem Wasser genügte das Hin- und Hergehen der Bären, um Landratten beinahe seekrank werden zu lassen. Man kann Kraus heute noch zur Raserei bringen, wenn man ihn an das ewige Kratzen, Scheuern und Schaben der Tatzen an den Blechwänden erinnert, von der Schmutzerei an Deck ganz zu schweigen.

Man brauchte bei der Filmexpedition nur eine einzige Frage aufzuwerfen, und schon knüpfte sich ein Rattenschwanz von Problemen daran, weil die Verhältnisse eben schwierig waren und dauernd wechselten. Eine solche Frage war zum Beispiel: wie bringen wir einen Eisbären auf einen Eisberg. Als sicherste Lösung erschien uns zuerst, den Eisbären in seinem Käfig an Seilen auf den Eisberg hinauf zu ziehen und dort oben in Freiheit zu setzen. Das hieß ein Gewicht von rund 15 Zentner aufzuseilen.

Trotz der großen Auswahl an Eisbergen waren aber nur sehr wenige für diesen Zweck geeignet. Tagelang suchten Flieger, Motorboote und Faltboote Eisberge für diesen Zweck. Endlich glaubten wir den richtigen gefunden zu haben, einen Koloß von 40 m Höhe und 600 m Länge, den wir zu Ehren des großen Polarforschers Rasmussen-Eisberg nannten. Überhaupt waren wir durch die dauernde Beschäftigung mit den Eisbergen so vertraut, daß wir vielen von ihnen Namen gaben. So gab es dort eine „Zeppelinhalle", ein „Matterhorn", einen „Sepp-Rist-Eisberg", den „Gral", den „Papst" usw.

Der Rasmussen-Eisberg hatte ringsherum schroffe Wände. An einer Stelle waren es aber bis zur oberen Kante nur 5 m, allerdings hing das Eis dort etwas über. In unserem Optimismus erschien uns das als der ideale Anstieg, und wir legten kein großes Gewicht auf die Warnungen der Eskimos. Was nun folgte, wird niemand, der es mit angesehen hat, sein Leben lang vergessen. Unser Poul legte an, mit Hilfe einer Leiter kletterten Alpinisten, Operateure und Schauspieler hinauf, die Apparate wurden aufgeseilt, und damit der schräge Hang, der ober-

halb des Überhangs folgte, mit den Lasten besser begehbar wurde, schlugen unsere Alpinisten Stufen. Das Motorboot war gerade einige Meter von der Eiswand abgestoßen, damit man von unten besser die Arbeiten der Alpinisten verfolgen konnte. Auf einmal gab es einen Knall wie einen Peitschenschlag, und der ganze Überhang in Länge von 25 m – man hätte mit dem Eis 25 Güterwagen voll beladen können – stürzte mit Zogg, Ertl, Angst und Schneeberger in die Tiefe. Zwischen Eisblöcken von Zimmergröße kämpften die vier in dem tosenden Wasser um ihr Leben. Das Motorboot konnte ihnen im Augenblick wenig helfen, denn durch die Wellen wurde es selbst beinahe zum Kentern gebracht, und nicht viel hätte gefehlt, daß die Eisbärenkäfige ins Wasser stürzten. Welch ein großes Glück, daß das Motorboot einige Meter von der Eiswand entfernt lag. Eine Minute früher, und das Eis hätte das ganze Motorboot unter sich begraben.

Oben auf dem Eisberg standen Traut und Rist und hielten das Seil, an dem Angst unten im Wasser hing. Angst sah neben sich Schneeberger. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieser nicht schwimmen konnte! Schnell warf er ihm das Seilende hin. Dabei sah er über sich den Eisbergüberhang. Wenn der noch abbrach, waren beide verloren. Er rief daher den Nebenstehenden zu, sie sollten Seil nachgeben. Vom Motorboot wurden inzwischen Bretter ins Wasser geworfen; und alle vier konnten so trotz der Aufregung gerettet werden.

Wir hatten ein unerhörtes Glück. Zufällig war die ganze Filmapparatur schon etwas hinter der Abbruchstelle aufgebaut worden, so daß nichts verloren ging. Andernfalls hätten wir mit unserer Arbeit in Grönland sofort Schluß machen können, denn Ersatz war nicht vorhanden. Nur ein paar Eispickel verschwanden auf Nimmerwiedersehen in dem 300 m tiefen Wasser.

An diesem Tage lastete eine unheimliche Stimmung über der Expedition. Wir waren um eine Erfahrung reicher geworden, nämlich, daß den Eisbergen nicht zu trauen ist, und wenn sie auch noch so gut aussehen. Ungeheure Spannungen sind in ihnen verborgen und warten

nur auf eine Auslösung. Es genügt dazu schon ein geringer Anlaß, eine Erschütterung, ein Schlag, ein Schuß, ja sogar schon ein Wort. Darum kann man auf Eisbergen nicht die gewöhnlichen alpinen Methoden anwenden. Man darf nicht einmal wie in den Alpen Stufen mit dem Eispickel schlagen. Wer es doch versucht, muß gewärtig sein, daß der Eisberg auseinander fliegt. Gewiß sind nicht alle Eisberge so schlimm; aber das Schlimme ist, daß man ihnen die Harmlosigkeit nicht ansehen kann. Eisberge können daher nur mit Steigeisen oder — wenn sie zu steil sind — überhaupt nicht bestiegen werden. Aber auch bei den leicht besteigbaren Eisbergen merkten unsere Alpinisten bald den Unterschied gegenüber dem Eis der Alpen: Der Eisberg hat keinen festen Grund und Boden, sondern schwankt. Niemand weiß, wann und wie er sich drehen wird. Und darum ist jeder Eisberg gefährlich. Sie sind die reinsten Dämonen. Dies Gefühl blieb der Expedition bis zum Schluß treu. Vielleicht kann man verstehen, was es bedeutet, daß danach noch monatelang Filmszenen auf hohen Eisbergen gedreht wurden. Aber jedenfalls gaben wir nach dieser ersten Probe auf, einen Eisbären im Käfig auf den Eisberg zu bringen.

Kajakszenen und Flüge

Mit zur schönsten Zeit der Expedition gehörten die Tage, als Knud Rasmussen mit uns zusammen lebte und filmte. Er hatte seinerzeit das Protektorat über die Expedition übernommen und uns dadurch die Wege zu den beteiligten dänischen Regierungsstellen geebnet. Und nun wollte er selbst beim Filmen einer großen Kajakszene mithelfen. Diese Kajaks waren im Film dazu ausersehen, ebenso wie Flugzeuge und Motorboote die verschollene Expedition zu suchen. Es wäre uns ziemlich schwierig geworden aus allen den kleinen, zerstreut liegenden Siedlungen der Westküste genügend Kajaks zusammenzutrommeln. Denn im Sommer fahren die Grönländer weit herum in den Fjorden, sind schwer zu finden und im allgemeinen auch wenig geneigt, die Seehundjagd, die ihnen über alles geht, gegen eine Mitwirkung bei einer Filmexpedition zu vertauschen. Darum war eine so volkstümliche Persönlichkeit wie Knud Rasmussen der richtige Mann. Er selbst ist als Kind eines Dänen und einer Grönländerin in Jakobshavn in Grönland geboren und in Grönland aufgewachsen. Als Knabe spielte er genau wie die kleinen Eskimos Kajakfahren auf dem Lande, fuhr auf den winzigen Kinderschlitten und peitschte die Hunde. Dann erwachte die Sehnsucht in ihm, alle seine Stammesgenossen kennen zu lernen, und so wurde er der große Eskimoforscher, der große Reisen weit über Grönland hinaus durch Kanada bis zur Beringstraße hin machte und dabei die wunderbarsten Zusammenhänge zwischen den religiösen Vorstellungen, den Mythen und Märchen, der Sprache und überhaupt der ganzen Kultur aller Eskimosstämme entdeckte.

Als die Eskimos davon hörten, daß Knud Rasmussen bei der Expedition war, kamen sie von nah und fern mit großer Begeisterung zu uns, und so kam die große Kajakszene zustande.

Manche von uns haben vielleicht zu Anfang gedacht, daß den Grönländern der Film etwas mystisch Unbegreifliches sein müßte. Das war aber ganz und gar nicht so. Wenn man mal von den chemischen Prozessen beim Photographieren absieht (wer von uns kann sich denn rühmen, das genau zu wissen!), so lernten die Grönländer schnell alles, was bei Filmaufnahmen wichtig ist. Sie achteten sehr genau darauf, daß niemand fälschlicherweise in das Gesichtsfeld fuhr, hatten ein vollkommen richtiges Gefühl für Kontraste in der Beleuchtung, und waren, was besonders wertvoll ist, geduldiger und fröhlicher als die Statisten anderer Länder.

Mit einem großen Sprachrohr bewaffnet stand Knud Rasmussen auf einem hohen Felsen und erteilte mit Donnerstimme den Kajakfahrern weithin übers Meer seine Weisungen, wohin sie fahren sollten. Und während Schneeberger vom Lande aus die Gesamteinstellung drehte, fuhr Angst mit den Kajakfahrern mit, um aus allernächster Nähe die Großaufnahmen zu bekommen. Und über allen schwebte Ernst Udet, der auf Fancks Geheiß die Eisberge in den verschlungensten Kurven umflog.

An einem Tage wurden so zweitausend Meter auserlesen schönen Films gedreht.

Wenige Tage darauf funkte Udet vom Fliegerlager aus Igdlorsuit, daß sein Fahrgestell mit Schwimmer bei der Landung zusammengebrochen war. Er selbst war heil geblieben, aber es war trotzdem eine böse Sache. Karl Buchholz, der die fabelhafte Gabe besitzt, aus beliebig gegebenen Bruchstücken etwas beliebig Gewünschtes zusammenzubauen, mußte sofort mit dem Motorboot hinüberfahren, um mit Baier zusammen die Maschine wieder instand zu setzen. Überhaupt war es mit den Schwimmern zwischen den vielen Kalbeisbrocken nicht weit her. Erich Baier hat im Lauf des Sommers ungefähr fünfundachtzig

verschiedene Beschädigungen ausgebessert. Manchmal waren die Schwimmer so voll Wasser, daß die Maschine nicht einmal mit zwei Mann an Bord starten konnte. Wir brauchten aber unbedingt beide Wassermaschinen, denn die eine wurde sehr oft von der anderen aus gefilmt.

Der 14. Juli war ein Großflugtag, und das kam so: Bei vielen Eskimosiedlungen geht seit alters her die Sage, daß irgendwo weiter drin auf eisfreien Landflächen noch Menschen leben sollen, und es übt auf alle Eskimos einen großen Reiz aus, mit einer Expedition dort hinten hinzugehen, um vielleicht doch solche Menschen zu sehen. Die Lebensgrundlage für diese rätselhaften Wesen, von denen noch niemand etwas gesehen hat, kann nur Seehunds- oder Renntierjagd sein, und darum suchen die Eskimos nach Menschen vor allen Dingen in jenen Gegenden, die wildreich sind. So entsteht aus einem mystischen Glauben eine Aufgabe, die auch für die wissenschaftliche Geographie bedeutsam ist.

Knud Rasmussen benutzte die Gelegenheit, um mit Udet zusammen verlassene menschliche Siedlungen oder Renntiere zu suchen. Ernst Udet, der stets noch mehr erfüllt, als man von ihm erwartet, war sogleich dazu bereit, und so flogen die beiden von Nugatsak nach Osten durch den Kangerdluk bis aufs Inlandeis und dann in einem großen Bogen nach Norden wieder zurück und entdeckten dabei, daß es viel mehr eisfreies Land gibt, als auf den Landkarten verzeichnet ist. Aber sie fanden keine Spuren von Menschen.

Gleich nach ihrer Rückkehr startete Franz Schriek mit mir zu einem zweiten Flug über den Kangerdluk. Ich kannte Grönland nur vom Erdboden. Daher bedeutete es für mich ein ganz großes Erlebnis, auf die Fjordlandschaft und das Inlandeis aus zweitausend Meter Höhe herabzublicken. Der Flug diente zur geographischen Erkundung. Die Gletscher des Kangerdluk wurden photographiert und namentlich die Eisverhältnisse vor dem Rinkgletscher untersucht, denn irgendwann im Lauf des Sommers wollten wir einmal dort ganz nach hinten hinein-

fahren. Es stellte sich heraus, daß das Wintereis nun auch im innersten Teil des Kangerdluk völlig zerbrochen war, aber es gab doch noch große zusammenhängende Eisfelder. Während des Fluges lebte ich ganz im Überschwang des Glücksgefühls beim Anblick dieser hinreißenden Fels- und Eislandschaft. Die Eiszeit war vor mir lebendig erstanden. Nie wurde mir so die wunderbare Geschlossenheit und Einheit der Vereisung auf den Gebirgsketten, auf den Hochflächen und in den Tälern klar. Als Allergewaltigstes legt sich im Osten die Inlandeisdecke über das Land: ein Stoff, dem sich alles andere unterordnet. Nach Osten zu versanken Felswände und Bergketten immer mehr in der eisigen Überflutung, und immer drängender und überzeugender erwachte beim Betrachten der endlosen weißen Wüste das Gefühl: Ich sehe hier vor meinen Augen eine Landschaft, deren Einfachheit auf der Erde nicht übertroffen wird, und die doch in sich voller Rätsel steckt. Der Gegensatz zwischen den klaren Linien und den darunter begrabenen Rätseln drängt zu der Frage: Wie kommt das alles zustande? Es fällt doch nur Schnee und immer wieder Schnee dort hinauf, und dann beginnt die ganze Masse, allein von der Schwerkraft getrieben, sich zu bewegen. Sie lebt, sie rutscht und kriecht von ihrer einsamen Höhe herab. Sie erfüllt die Täler und dringt in die Fjorde. Dann spalten sich die Eisberge ab, die von hier oben so klein wie Schneeflocken aussehen, und treiben den Fjord hinaus. Und da draußen am Ausgang, da sitzen ein paar kleine Wesen, millionenmal kleiner als diese Schneeflocken, und sind begeistert von der Schönheit und gewaltigen Größe dieser kleinen Splitter vom Inlandeis. Aber doch bauen sich diese kleinen Wesen Flugzeuge, und fliegen damit so hoch in die Höhe, daß sie den Zusammenhang des ganz Großen mit dem Winzigen überblicken und als eine Einheit erfassen können.

In solche Träumereien kann man leicht für einige Augenblicke versinken, selbst wenn das Flugzeug mit einer Geschwindigkeit von einhundertundvierzig Kilometer dahinjagt, so daß der Blick auf den Fjord fortgesetzt wechselt. Schriek flog über den Gebirgsketten einige Runden,

so daß ich in aller Ruhe die weiter nördlich aufragenden Berge photographieren konnte, die bisher noch auf keiner Karte verzeichnet sind. Die Sicht war in der reinen, staubfreien Luft Grönlands so gut, daß wir wohl hundert Kilometer nach allen Seiten blicken konnten.

Gar zu gern wären wir auch überall dort hingeflogen, wo man noch neue Gebirge entdecken kann, aber der Benzinvorrat der kleinen Sportflugzeuge ist begrenzt, und so ging es schneller, als uns lieb war, wieder zurück zum Zeltlager der Expedition.

Solche wunderbar klaren Tage mit wenig Wind, blauem Himmel und klarer Fernsicht dürfen den Piloten aber nicht in Arglosigkeit einwiegen, denn das Wetter kann sich sehr schnell ändern. Am allerschlimmsten sind die Gefahren durch den Nebel. Es kann sehr leicht sein, daß der Flieger bei der Rückkehr den Hafen nicht findet und dann vor einer sehr ernsten Entscheidung steht, wo er nun eigentlich wassern soll. Stößt er durch die Nebeldecke hindurch, so kann er erst im letzten Augenblick die Eisverhältnisse erkennen, die ihm in den meisten Fällen das Wassern in den Eisfjorden unmöglich machen. Selbst wenn er gut unten ankommt, ist es noch lange nicht gesagt, daß er auch einen Menschen findet, denn die Siedlungen liegen in sehr großen Entfernungen voneinander. Udet und Schriek, die in Grönland den Sommer hindurch beinahe täglich flogen, wissen davon ein Lied zu singen. Ein wahres Wunder, daß nichts Schlimmes passierte. Das Wunder war Udet und Schriek!

Die Komödie

Auf Polarexpeditionen ist es noch wichtiger als sonst im Leben, für gute Stimmung zu sorgen. Daran war nun im allgemeinen kein Mangel in unserer Gesellschaft. Schon allein der Unterschied in den Mundarten und Sprachen gab der Expedition eine große Buntheit.

Daneben war noch durch eine besondere Einrichtung für dauernden Ulk gesorgt, und das war die Komödie. Schon in Hamburg, als das Schiff noch am Bollwerk lag, wußte ich nicht genau, ob ich nicht auf ein Tollhaus kam, denn da rasten zwei Zimmerleute mit breitkrempigen Hüten und langen weiten Samthosen, der eine ein Riese, der andere ein Zwerg, wie die Irren auf dem Schiff herum, verfolgt von einem Polizisten, so daß ich zunächst beinahe mitgeholfen hätte, die beiden zu verhaften. Mit einem kühnen Sprung setzten sie dann vom Schiff hinüber auf das Dach eines Hauses; der Polizist aber, der natürlich nicht so weit springen konnte, sah ihnen keuchend und entmutigt nach. Einen Augenblick später waren die beiden schon wieder ganz wo anders.

Ja, so fing unsere Komödie an. Es wurde nämlich außer dem ernsten Spielfilm noch das lustige Stück „Nordpol ahoi" gedreht. Diese zwei, Walter Riml, der Lange (2,05 Meter), und Guzzi Lantschner, der Kurze, wollen eigentlich nach der Riviera, sind aber anscheinend auf ein falsches Schiff geraten, das nach Norden fährt. Nun bleibt ihnen nichts anderes übrig, als zu versuchen, als blinde Passagiere mitzufahren. Auf der Überfahrt nach Grönland müssen sie dann wieder so eine wilde Jagd aushalten, da der böse „Maat" Gibson Gowland sie nicht in Ruhe läßt. Mit der ganzen Schiffsmannschaft setzt er ihnen nach, und so geht es die Wanten hinauf und hinunter, über

die Kommandobrücke, das Kartenhaus, in die untersten Laderäume und dann wieder oben aus den Luken der Luftschächte des Maschinenraums heraus. Mit knapper Not und Mühe verbergen sie sich endlich in einem Versteck, wo sie vor der Meute sicher sind, im Schornstein.

In Umanak finden Fietsche und Tietsche eine nahrhafte Beschäftigung bei dem Koch einer Filmexpedition als Küchenjungen. Sie erfinden ein neues praktisches Verfahren zum Geschirrspülen. Mit dem ganzen Geschirr gehen sie ein Stück ins Wasser hinein, um recht großzügig arbeiten zu können. Die fertig abgespülten Sachen setzen sie einfach aufs Wasser, und natürlich schwimmt ihnen alles weg. Darauf erhebt sich ein großer Streit zwischen ihnen, sie werfen sich gegenseitig Teller, Töpfe und Tassen voll Wasser an den Kopf und spritzen sich so naß, daß sie nachher wie die Pudel herauskommen.

Ein andermal fliegt ihnen ihr Zelt mit dem ganzen Inhalt im Sturm davon. Die ganze Kunst der Darstellung liegt hier nur darin, daß sie dazu die entsprechenden Gesichter machen.

Die einzige, die für sie eintritt, ist die Filmdiva, unsere reizende Jarmila Marton. Schließlich verunglückt die Filmexpedition, Fietsche und Tietsche retten sich auf einer Eisscholle, während Jarmila hilferufend am Lande steht und ihnen zuwinkt. Aber es dauert lange, bis sie wieder zusammenkommen.

Die beiden erleben auf ihrer Eisscholle noch manche Abenteuer, sie angeln Fische und finden dabei eine Flaschenpost, die zufällig an sie gerichtet ist. Später bricht die Scholle durch, und während die Stücke auseinandertreiben, ladet jeder den anderen freundlich ein, zu ihm herüberzuschwimmen.

Dann kommen sie aufs Inlandeis. Die Filmdiva friert demgemäß. Rührenderweise schneiden Fietsche und Tietsche aus Papier Palmen aus, um Jarmila in den Glauben zu versetzen, sie sei an der Riviera. Auf diese tragikomische Weise findet schließlich auch der Traum der beiden Erfüllung.

Im ganzen scheinen sie von Eis und Schnee nicht so begeistert zu sein, denn zu guter Letzt, als sie einen Wegweiser mit der Aufschrift „Zum Nordpol" treffen, gibt es für sie nur den einen Gedanken: fort von hier, und schnell entschlossen schlagen sie die entgegengesetzte Richtung ein.

Die Komödie bildet das natürliche Gegenstück zu unserem ernsten Spielfilm. Beide zusammen stellen die filmische Form dessen dar, was bei jeder Polarexpedition vorkommt. Die Geschehnisse sind eben nicht alltäglich, nicht Durchschnitt, und selten verläuft das Leben ausgeglichen. Entweder ist man obenauf, dann herrscht Scherz und Witz, und jeder freut sich seines Lebens, oder aber schwere Aufgaben und Todesgefahr zwingen den Menschen, seine ganze Kraft und seinen ganzen Ernst zusammenzureißen, um siegreich zu bestehen oder – dennoch unterzugehen. So sind die beiden Filme das künstlerisch gesehene Abbild wahrer Stimmungen und Ereignisse aus der Arktis und wirken darum unmittelbar überzeugend.

Bei der Komödie habe ich ein ganz klein bißchen filmen gelernt. Da alle Mann bei dem „SOS.-Eisberg"-Film gebraucht wurden, wünschte Fanck, daß ich bei der Komödie mithelfen sollte. Metain und Angst zeigten mir die Einrichtung der Filmapparate und unterwiesen mich in ihrer Handhabung, und dann wurde ich Metain als „zweiter Operateur" beigegeben. Den Titel habe ich allerdings nicht verdient, ich brauchte nur die Kästen zu tragen, den Apparat am Ort der Handlung aufzustellen, Objektive auszuwechseln, die Sonne abzublenden und ähnliche kleine Scherze. Diese Tage waren ein großer Gewinn für mich, denn die Praxis ist ja der beste Lehrmeister, und ich danke Marton und Metain so manchen guten Wink für Filmaufnahmen, die auch für den Geographen wertvoll waren. Das sollte sich später bei der Expedition noch zeigen.

Überhaupt haben mir die Filmleute für die wissenschaftlichen Arbeiten manchen Dienst erwiesen. So bauten mir Riml und Rist eine



phot. Lindeck



phot. Vogel



phot. Sorge

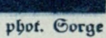
Dorothee



phot. Sorge

Dorothee mit Freundinnen





phot. Sorge

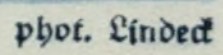
Eskimomädchen



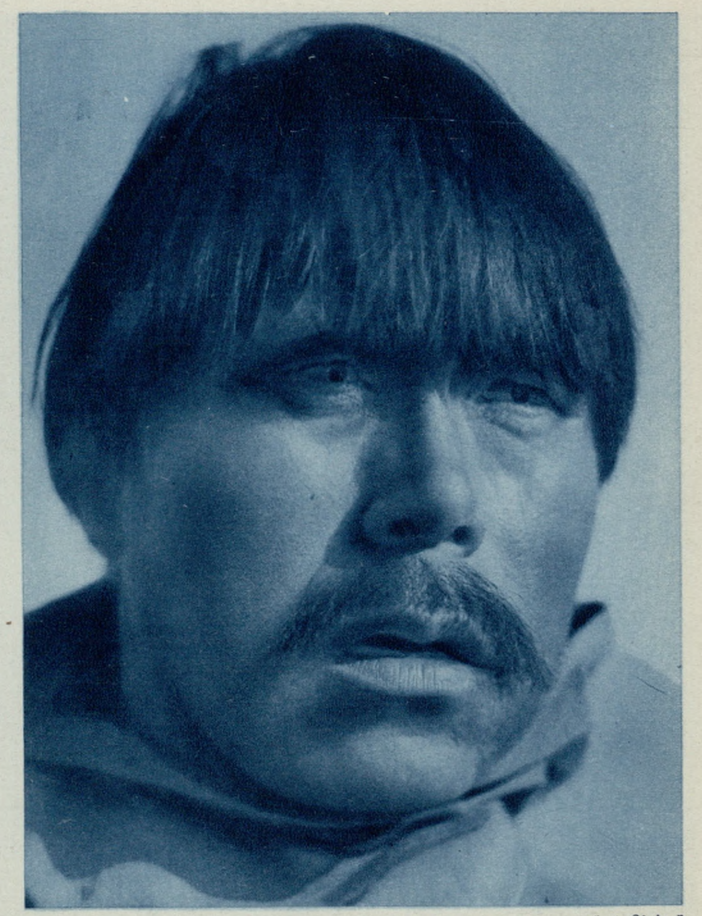
phot. Sorge

Eskimomädchen





phot. Lindeck

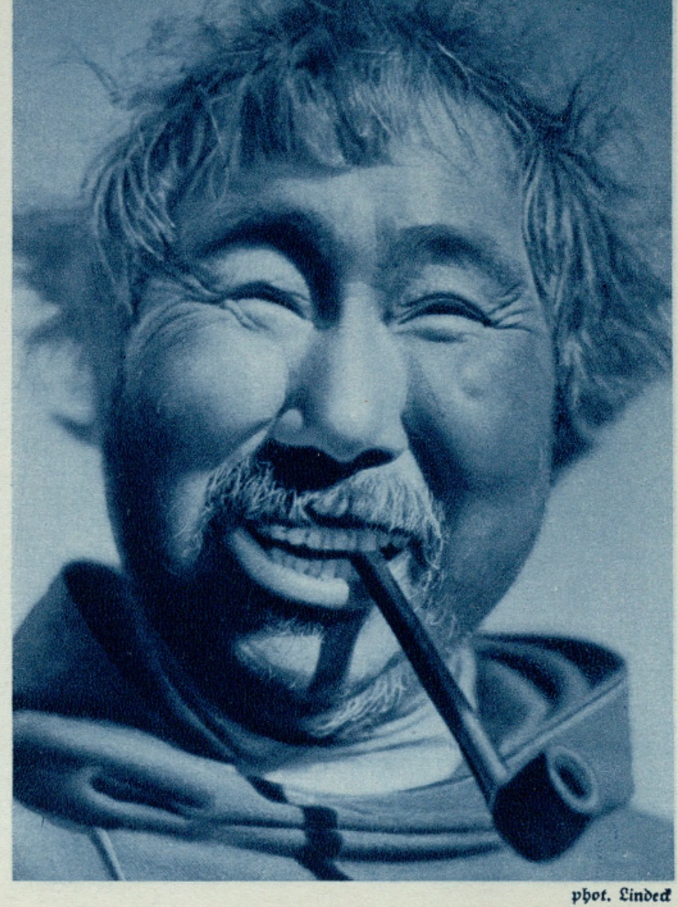


phot. Lindeck



phot. Lindeck

Cäcilie

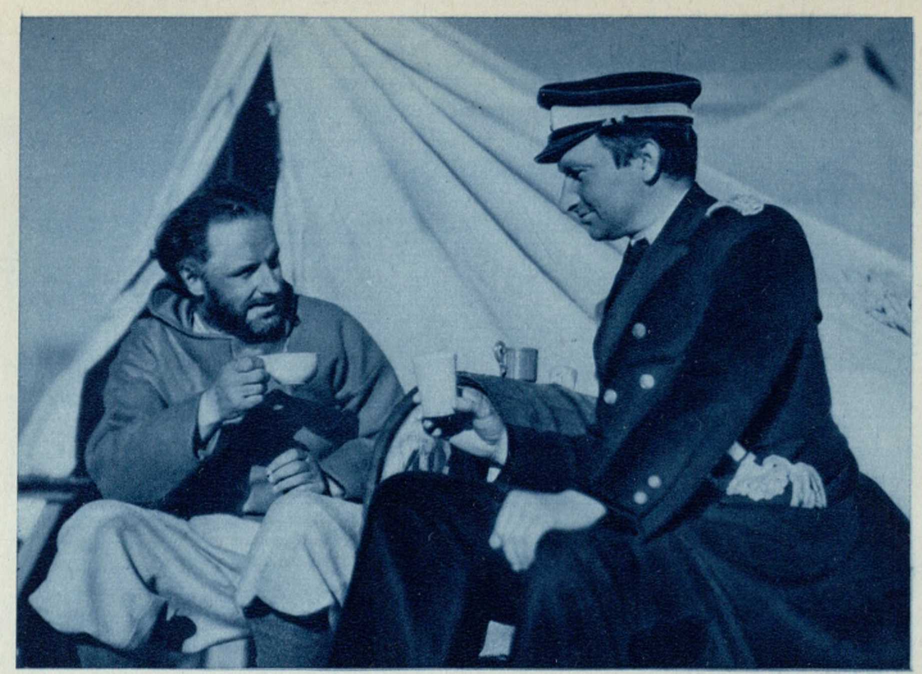


phot. Lindeck



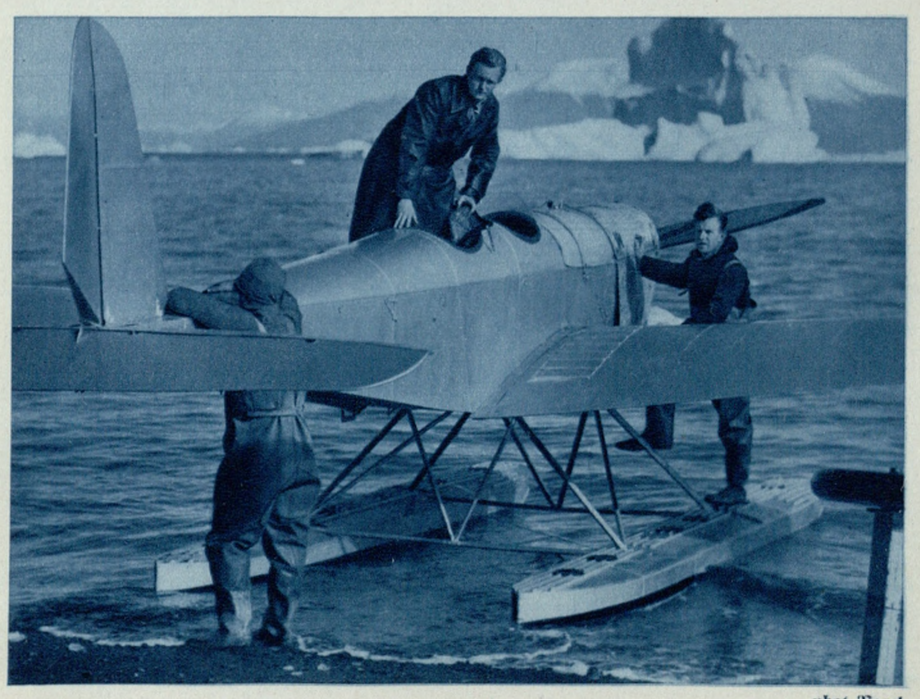
Friedhof in Nugatsak

phot. Angst



phot. Vogel

Hoher Besuch bei Dr. Fanck: Der Landsvogt von Nord-Grönland Rosendahl. Der Wein schmeckt in Grönland immer gut, auch aus Tassen und Bechern



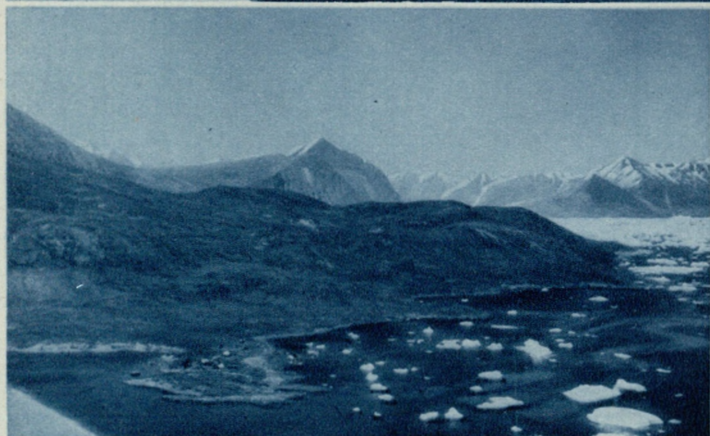
phot. Vogel

Schriek und Baier startbereit am Strand von Igdlorsuit



Flug durch den Kangerdluk. Blick aus 2000 m Höhe nach Westen auf die Insel Karrat und das offene Meer

Flugaufnahme Sorge



Flugaufnahme Sorge

Die Siedlung Nugatsak



phot. Sorge

Wie eine Gralsburg ragen die schroffen Felsen 1000 m hoch aus dem Eismeer empor



Flugaufnahme Sorge

Umiamakogletscher




Flugaufnahme Sorge

Mittellauf des Umiamako



Flugaufnahme Sorge

Die 3500 m lange Front des Umiamakogletschers. Davor kleine Eisbrocken und 10 Eisberge



Flugaufnahme Sorge

Wie ein Riesenstrom zieht der Umiamakogletscher in tief eingeschnittenem Tal durch das Küstengebirge

wesentlich verbesserte Auflage der ersten Winde. Riml, der von Beruf Zimmermann ist, fertigte die Holzteile an, ein Gestell, das eine Rolle mit einer Kurbel aufnahm und auf einer Grundplatte aus Holz stand. Rist, der mit Metallarbeiten vertraut war, baute die Metallager so, daß die Rolle sich spielend leicht drehte, besonders nachdem er in die Lager Butter geschmiert hatte. Die Holzplatte konnte gerade quer über die Bordleisten des Faltbootes gelegt werden. Nun war das Loten ein Kinderspiel. Mit meiner Frau fuhr ich oft in den Fjord hinaus, und es ging viel schneller als früher mit der Haspel, da jetzt der ganze Zug von der Achse und nicht mehr von der freien Hand aufgenommen wurde. Solche Unterschiede machen sich bei vielen Tiefenlotungen in großer Ersparnis an Zeit und Kraft sehr bemerkbar. Die Winde war von jetzt ab auf allen Faltbootfahrten mein Begleiter.

Faltbootfahrten im Eisfjord

Seit der Fahrt zum Umiamako bildete der ferne Rinkgletscher das Ziel meiner Sehnsucht. Ich weiß nicht, wie es anderen Menschen geht, aber manchmal bin ich beinahe erschrocken, wenn ich mir über meine eigene Veranlagung klar wurde und mein inneres Gesetz immer wieder erkannte. Was wollte ich denn am Rinkgletscher? Was hatte er mir getan? Ich wußte nur, daß keiner ihn kannte, daß noch niemand zu ihm vorgedrungen war, weil er durch einen Stoßtrupp von Eisbergen und Wälle von Packeis widerstand. Aber gewaltig mußte er sein. Und da verstand ich meine Sehnsucht, das Unbekannte zu ergründen und den Widerstand der Naturkräfte zu brechen. Dieser Wille ergriff mich mit verzehrendem Feuer.

Es ist eine teuflische Irrlehre, aus dem Materialismus geboren, und gerade für junge Menschen reinstes Gift, daß das menschliche Leben sich auf der Linie des geringsten Widerstandes bewegen soll. Wenigstens für uns Deutsche würde das Leben damit seinen Wert verlieren und die Geschichte sinnlos sein. Nein! *Sich Aufgaben setzen, je schwerer, desto besser, und diese Aufgaben lösen, darin erblicken wir ein Leben voll Inhalt und Wert!* Es ist selbstverständlich, daß man sich die Durchführung nicht unnötig erschwert, sondern den besten Weg sucht, aber das hat mit der großen Linie nicht das mindeste zu tun. Die Filmexpedition war eine solche Aufgabe, die Erforschung des Rinkgletschers ebenfalls. Auf ihre Lösung verwandte ich meine Kraft.

Das Land auf beiden Seiten des Fjords ist ein wildes alpines Hochgebirge mit schroffen Felsen und tiefen Gletschertälern. Es ist daher praktisch ausgeschlossen, über Land zum Rinkgletscher zu gehen, am

wenigsten mit Gepäck. Man müßte schätzungsweise vierzehn Tage lang fortgesetzt alpine Hochtouren machen, um selbst ohne Gepäck den Landweg zurückzulegen.

Selbstverständlich kam also nur eine Bootfahrt in Frage, und da die Motorboote beim Film gebraucht wurden und außerdem durch das Packeis im Inneren gefährdet waren, so war das ideale Fahrzeug mein Klepperfaltboot. Schon 1929 auf der ersten Expedition von Alfred Wegener waren wir einmal durch einen 40 km langen Fjord hindurchgefahren, auf dem sich im Herbst gerade eine neue Eisdecke gebildet hatte. Damals hatten wir die erstaunliche Widerstandskraft der Bootshaut gegenüber dem Eis kennen gelernt. Man kann ohne Bedenken durch scharfkantiges Eis viele Kilometer fahren, es gibt höchstens ein paar feine Schrammen.

Seit dieser Erfahrung habe ich mich daher auch bei den schwersten Eisbedingungen im Klepperfaltboot völlig sicher gefühlt.

Die erste Fahrt zum Rinkgletscher fand am 30. Juni statt, nur drei Tage nach der Rückkehr vom Umiamako. Sie blieb aber nur ein ganz kurzer Versuch. Dr. Fanck hatte mir in seiner Besorgtheit nahegelegt, nur in Begleitung von Grönländern zu fahren, und so nahm ich Thue mit. Über den Anfang kamen wir nicht heraus, denn von einem Berge beobachteten wir alsbald die Ungunst der Windrichtung. Der Wind schob die Schollen zusammen, so daß Thue ein Durchkommen für unmöglich erklärte. Wir kehrten wieder um.

Drei Tage später zweiter Versuch. Diesmal mit zwei Grönländern, Thue und Daniel aus Nuliarfik. Das Eis war etwas gelockert, aber anderthalb Stunde nach der Abfahrt trieb der Wind es schon wieder mit solcher Gewalt zusammen, daß wir die einzelnen Kalbeisbrocken selbst mit dem vollen Körpergewicht nicht mehr beiseite schieben konnten. Der Rundblick von einem hohen Eisberg zeigte wieder nirgends offenes Wasser.

Um wenigstens etwas für mein Tagebuch zu bekommen, loteten wir an der Umkehrstelle die Tiefe. Sie betrug nur 162 m. Dann kehrten wir

zum Zeltplatz nach Nuliarfik wieder zurück. Wenigstens hatten wir dadurch eine schöne Morgengymnastik.

Es scheint doch, daß sich der Rinkgletscher bei den ersten Anläufen nicht gleich bezwingen läßt.

Am 5. Juli dritter Versuch, wieder mit Thue und Daniel. Die Eisverhältnisse waren weit besser als zuvor. Spielend leicht durchfuhren wir die ersten 20 km in offenem Wasser, immer in der Nähe des Südufers. Das Schmelzwasser von vielen Bächen hatte hier das Eis vom Ufer etwas fortgetrieben. Daher bildete sich nahe am Ufer eine ziemlich eisfreie Wasserstraße. Manchmal fuhren wir ausgeschwärmt, um Seehunde zu treffen. Wir sahen auch mehrere, kamen aber nie zum Schuß, da sie jedesmal rechtzeitig tauchten. Die Verfolgung wäre aussichtslos gewesen, da viel zu viel Eisberge im Fjord schwammen und wir denselben Seehund fast niemals wieder auftauchen sahen.

Nach fünfstündiger Fahrt kamen wir zu einem großartigen Wasserfall. Schon von weitem hört man das Rauschen und Brausen und sieht das Zerstäuben des Wassers hoch oben an den Felswänden, die dadurch weithin befeuchtet werden und mit dicken frischgrünen Moospolstern auf jedem kleinen Vorsprung bedeckt sind. Der Wasserfall stürzt über eine fast senkrechte Felswand 200 m tief in den Fjord und erzeugt durch die mitgerissene Luft einen mächtigen Sturm, so daß in der Umgebung alle Wellen Schaumköpfe haben.

Eine kleine Strecke dahinter ist das Ufer flach. Hier mündet ein großer Bach. Er hat ein breites Delta aus Kies aufgeschüttet. Am Rande dieses unfruchtbaren Deltas dehnen sich schöne Wiesen aus mit bunten Blumen, und hier beschlossen wir, die erste Nacht zu verbringen.

Ein Grönländer ist so bedürfnislos, daß er so gut wie nichts gebraucht. Er kann tagelang hungern, wenn es nötig ist, verschlingt aber andererseits auch wieder soviel Seehundsfleisch hintereinander, als ob er schon wüßte, daß er für die nächsten fünf Tage auf Vorrat essen müßte. Seehundsfleisch geht ihm über alles.

Es machte nichts aus, daß wir auf unserer Fahrt noch keinen Seehund geschossen hatten. Eigenartigerweise bilden gewisse europäische Genußmittel einen sehr starken Anreiz für die Grönländer. Wenn sie z. B. starken Kaffee oder Tee, Schnaps oder Tabak bekommen, sind sie zu allem zu haben. Es ist traurig, daß ihr gesundes Naturgefühl und ihr urwüchsiger Geschmack so verdorben worden sind. Expeditionen müssen leider gelegentlich diese Vorliebe der Grönländer benutzen, der wissenschaftlichen Aufgaben wegen. Man sollte aber immer dabei bedenken, welch schwere Verantwortung man damit für diese Menschen auf sich nimmt, und darf ihnen vor allen Dingen nicht beliebige Mengen überlassen, sondern muß den Verbrauch genau einteilen.

Es war mir stets eine große Freude, allein mit den Grönländern zusammen zu sein, weil sie dann viel mehr aus sich herausgingen. Die Sprachschwierigkeiten bilden natürlich ein gewisses Hindernis für die Unterhaltung, aber mit ungefähr 500 Worten kann man schon über viele Dinge sprechen. Immer wieder zeigt sich dann, daß der Hauptlebensinhalt der Grönländer die Jagd bildet, und sie nehmen regen Anteil an allem, was damit zusammenhängt. Daher kamen sie beide auch sehr gern ins Innere des Fjordes mit, weil wir schon viele Seehunde gesehen hatten, und weil sie hofften, daß weiterhin noch mehr kommen würden.

Wir schliefen die Nacht im Freien und fuhren am nächsten Tage wieder leicht durch offenes Wasser weiter. Gleich am Morgen sahen wir mindestens ein Dutzend Seehunde ganz nahe. Die Grönländer befestigten am Bug ihrer Kajaks kleine, viereckige weiße Stückchen Leinwand, die den Seehunden schwimmende Eisstücke vortäuschen sollten. Diese Deckung wird bei der Jagd vom Boot oder auf dem Wintereis ganz allgemein benutzt. Thue fuhr etwas voraus, gerade auf einen Seehund zu, der im Wasser Männchen machte und sich mehrmals neugierig umblickte. Diese Neugierde wird bei der Jagd ausgenutzt. Thue pfiff ebenso, wie die Seehunde es tun, und da hob sich das neugierige Tier noch weiter aus dem Wasser heraus, um zu sehen, ob vielleicht

ein Spielkamerad in der Nähe war. Aber da hatte es schon einen Treffer aus 40 m Entfernung. Es war aber nur verwundet und schwamm dann zu einer nahen Eisscholle, kampfbereit und grimmig zischend. Thue legte seine Hurpune wurfbereit neben sich. Er fuhr dicht heran, schoß die tödliche Kugel ab und warf blitzschnell die Harpune hinterher in den Hals. Es wurde mir sofort klar, wozu das nötig war, denn der Seehund rutschte augenblicklich von der Eisscholle herunter und verschwand im Wasser. Lächelnd, mit der ruhigen Überlegenheit des erfahrenen Jägers, zog ihn Thue an der Harpunenleine wieder hoch. Ohne Harpune wäre der Seehund für uns verloren gewesen. Die Seehunde haben nämlich nicht immer soviel Fett, daß sie auf dem Wasser liegen bleiben. Besonders im Sommer, wenn viel Schmelzwasser in den Fjord geflossen ist und eine leichte Wasserschicht an der Oberfläche bildet, sinken sie nach einem tödlichen Gewehrschuß unter. Erst im Herbst werden sie so fett, daß die Jagd dann auch ohne Harpune möglich ist. Man sieht also, daß europäische Feuerwaffen durchaus nicht immer den einheimischen überlegen sind.

Thue zog dem Seehund einen Riemen durch den Unterkiefer und brachte ihn dann im Schlepp seines Kajaks an Land. Dort wurde er abgehäutet, das Fleisch in Stücke geschnitten und etwas davon auf die Boote geladen für unsere Weiterfahrt. Der größte Teil wurde jedoch in eine Felsspalte geworfen, die noch etwas Schnee vom Winter her enthielt. Niemals schien hier die Sonne hinein, kein Fuchs konnte das Fleisch erreichen — also ein ideales Fleischdepot.

Je mehr man mit den Grönländern zusammenlebt, um so größer ist das Staunen darüber, mit wie einfachen Hilfsmitteln sie sich zu helfen wissen.

Nach dreistündiger Weiterfahrt konnten wir das Ende des Fjords sehen. Zugleich hörte aber auch unsere offene Wasserrinne auf. Das Eis nahm immer mehr zu, und nur vor zwei kleinen Gletschern, die seitlich mit Steilstufen in den Fjord münden, hatten die Schmelzwasserbäche sich

einen Halbkreis offengehalten, sonst konnten wir uns nur mit Mühe vorwärtsschieben und -stoßen.

Hinter dem zweiten Seitengletscher sagten Thue und Daniel einstimmig: „Ajorpok“ (schlecht), das übliche Wort, wenn irgend etwas nicht mehr weitergeht. Damit war endgültig Schluß. Ich sah das nur schweren Herzens und widerwillig ein. Die Grönländer fuhren auf ein paar flache Felsen los, die vor den steilen Wänden etwa 10 m hoch aus dem Wasser ragten, wir zogen unsere Boote an Land und legten sie auf die höchste Kuppe dieser vollkommen glattpolierten Felsbuckel. Dann stiegen wir die steile Seitenmoräne des einen Gletschers empor, ungefähr 150 m hoch, und nun sah ich selbst, daß die Grönländer durchaus richtig geurteilt hatten, der ganze Fjord war bis hinten hin voll Eis, und ganz in der Ferne lag der Rinkgletscher, immer noch ebenso weit, wie ich früher den Umiamako von Nuliarfik aus gesehen hatte. Die Front erschien von hier aus nur als ein feines weißes Band, das durch die davorliegenden allerhöchsten Eisberge an manchen Stellen verdeckt wurde. Damit verglichen, mußte sie etwa 90 m hoch sein.

Es gab wirklich keine Möglichkeit, näher heranzukommen, wir konnten nur abwarten. In den nächsten drei Tagen änderten sich zwar die Eisverhältnisse, einige Quadratkilometer große Meereisschollen und Hunderte von Eisbergen wanderten nach Westen hinaus, aber der Fjord blieb im Inneren ebenso voll wie vorher. Daraus sahen wir erst, was für eine ungeheuerliche Menge Eis sich im Inneren angesammelt hatte. Vor kurzem mußten gewaltige Kalbungen stattgefunden haben.

Währenddessen versuchte ich mit aller Gewalt, die Geschwindigkeit des Rinkgletschers zu messen, aber bei der großen Entfernung war es ergebnislos. Ich konnte zwar gerade noch merken, daß der Gletscher auf uns zukam, aber nicht mit Sicherheit, wieviel Meter jeden Tag.

Dagegen lag unser Lagerplatz an der Außenseite des Fjordbogens sehr günstig, um den ganzen Fjord zu überblicken und zu vermessen. Dadurch war wenigstens späteren Unternehmungen etwas vorgearbeitet.

Zusammen mit dem Eis im Fjord bilden die kilometerlangen schroffen Felswände für Faltbootfahrten die größten Gefahren. Bei ungünstigem Wind kann das Boot sehr schnell starken Eispressungen an den Felsen schutzlos ausgesetzt sein. Man hat nicht immer Zeit, eine flache Landestelle zu erreichen, um dort sich selbst und das Boot in Sicherheit zu bringen. Darum untersuchte ich damals mit dem Fernrohr die wenigen Landestellen, besonders an den Fjordwänden rechts und links vom Rinkgletscher, wo ich ja später auf jeden Fall landen mußte, falls der Fjord überhaupt jemals bis hinten hin zugänglich werden sollte.

Mehr war im Augenblick nicht zu machen, und so fuhren wir am 9. Juli wieder zurück, um die verabredete Zeit nicht zu überschreiten. Das Fleischdepot wurde unterwegs abgeholt und auf die Boote verteilt. Das Faltboot bekam weitaus am meisten, entsprechend seiner Tragfähigkeit. So ausgezeichnet auch das Kajak wegen seiner Schnelligkeit und seiner geringen Sichtbarkeit auf der Jagd ist, für wissenschaftliche Unternehmungen ist es allein nicht zu gebrauchen, da sein Fassungsvermögen viel zu klein ist. Es ist sicherlich am praktischsten, wenn Faltboot und Kajak miteinander fahren.

Für die Jagd der Grönländer, die heute feste Wohnsitze haben, wird das Kajak nur im kleineren Umkreis verwendet. Sie können einen ausgewachsenen Seehund nicht auf ihr Boot laden, sondern nur im Schlepp hinter sich herziehen. Darum jagen sie nur in der Nähe ihrer Siedlungen. Im Sommer schlagen sie mitunter ein Zeltlager an den guten Fangplätzen auf. Frauen und Kinder rudern dorthin in einem besonders großen Ruderboot, dem „Umiak“ (Frauenboot), das aus einem Holzgerüst und etwa 20—30 zusammengenähten Seehundsfellen besteht. Die Männer begleiten es in ihren Kajaks. So zieht die Familie mit ihrer ganzen Habe „um“. Das sehr gesunde Freiluftleben im Zeltlager wird jetzt leider immer seltener, weil die Grönländer durch die Verbindung mit dem Handel in den Siedlungen immer seßhafter werden. Manche Wissenschaftler führen mit auf diese Wandlung sogar

die größere Häufigkeit der Erkältungskrankheiten zurück, denn in den Siedlungen wohnen die Grönländer in festen Häusern und genießen viel weniger Licht, Luft und Sonne. Außerdem werden die entfernteren Jagdgebiete wenig ausgenutzt, weil man die Beute doch nicht zur Siedlung schleppen kann. Zum Beispiel hätten Thue und Daniel ohne Faltbootbegleitung den Seehund nur zum kleinsten Teil ausgenutzt und das übrige liegen gelassen.

Die Rückfahrt dauerte zehn Stunden und wurde durch dicken Nebel und eine große Eisbergansammlung vor Nuliarfik erschwert. Wir fuhren zunächst genau wie auf der Hinfahrt an den langen Felswänden entlang und hatten so an den Wasserfällen, Schluchten, Gletschern und Bachmündungen genügend Anhaltspunkte, um stets zu wissen, wie weit wir waren. Schließlich mußten wir das Südufer verlassen und quer über den südlichen Fjordarm hinüberfahren, um die Ostspitze der Insel Karrat zu treffen, auf der Nuliarfik liegt. Ich beobachtete während der Überfahrt, daß die Grönländer trotz ihres ausgeprägten Richtungssinns im dicken Nebel nicht Kurs halten konnten. Es war einfach unmöglich, bei den zahllosen Bogen um die Eisberge herum nachher immer wieder zu wissen, ob die Richtung noch stimmte. Sie kamen schließlich von selbst zu meinem Faltboot, um mit dem Kompaß die richtige Richtung wiederzugewinnen. Endlich hörten wir durch den Nebel das Bellen eines Hundes, und wenige Augenblicke später wurde die Nebelwand vor uns dunkler, weil jetzt die Felsen von Karrat hindurchschimmerten.

Seit vier Stunden goß es in Strömen, und die Grönländer in ihren Baumwolljacken waren völlig durchnäßt, was sie offenbar überhaupt nicht merkten. Am Landeplatz legten wir das Fleisch in eine Vertiefung und deckten es mit großen Steinen zu. Ich trug meine Instrumente in unser Zelt, und da es so regnete, legte ich mich erst eine Weile zum Schlafen hin und wollte die anderen Sachen später holen. Als ich dann hinkam, war alles noch an seinem Platz, nur das Fleisch war sauber aufgefressen. Von wem? Natürlich von den Hunden! Dazu also die ganze Schlepperei!

Da unser Zeltlager ein paar Tage später nach Nugatsak verlegt wurde, entschwand der Rinkgletscher wieder mehr meinem Gedächtnis, denn die Entfernung vergrößerte sich dadurch um 15 km. Erst als am 14. Juli der Flug mit Schriek mir die Eisverhältnisse und die ganze Geographie des Fjordes in ihrer Gesamtheit gezeigt hatte, wurde meine Unternehmungslust wieder neu angefacht. Aber erst am 22. Juli war ich von der Filmarbeit abkömmlich.

Rinkgletscher

Aus verschiedenen Gründen wollte ich den vierten Versuch zum Rinkgletscher allein wagen. Einmal der Kosten wegen, da die Grönländer einen Tagelohn von 3–5 Kronen bei ihren Arbeiten bekamen. Das war aber der geringste Grund. Viel wichtiger war für mich als Alleinfahrer das Gefühl der vollkommenen Unabhängigkeit. Fuhr ich allein, so konnte ich beliebig lange in beliebiger Richtung paddeln, bis ich müde wurde. Ich brauchte mich nicht darum zu kümmern, mit einem anderen Boot zusammenzubleiben (z. B. im Nebel). Auch brauchte ich nicht für die Grönländer Proviant und Brennstoff mitzunehmen. Ich brauchte keinen Kaffee und Tabak als Anreizmittel für die Weiterfahrt, falls es den Grönländern etwa zu unheimlich werden sollte, und ich brauchte auch keine Umwege zu machen, um erst diesem oder jenem Seehund nachzujagen. Für die Grönländer ist es selbstverständlich, jede solche Jagdgelegenheit zu benutzen. Für mich war es notwendig, geraden Wegs auf mein Ziel loszufahren. So bestimmte mich schließlich das Übergewicht der Gründe dazu, auf die Hilfe der Grönländer zu verzichten.

Das Wagnis, das hierin lag, war mir klar. Der Alleingänger ist in Grönland natürlich noch mehr gefährdet als im Hochgebirge. Die einzige Sicherheitsmaßnahme, die ich noch vor meiner Abfahrt für mich treffen konnte, war eine genaue Verabredung mit meiner Frau: „Ich werde 4–5 Tage fortbleiben. Bin ich nach 6 oder 7 Tagen noch nicht zurück, so braucht sich noch niemand zu beunruhigen, dann wird sicher etwas Interessantes dazwischengekommen sein. Erst wenn ich auch am 8. Tage noch nicht da bin, ist damit zu rechnen, daß mir ein Unglück zugestoßen ist."

Ich gab meiner Frau eine Karte vom Fjord und zeichnete 5 Zeltplätze ein. Falls mir etwas zustieß, wollte ich mich an einen dieser fünf Plätze retten. Und für diesen Fall bat ich, mich dort zu suchen.

Mit der gewohnten Ausrüstung und Proviant für 5 Tage fuhr ich am 22. Juli nachmittags von Nugatsak mit dem Klepperfaltboot fort. Die Eisverhältnisse waren vorzüglich. In 2 Stunden war ich querab von Nuliarfik, in 7 Stunden beim großen Wasserfall. Aber diesmal hielt ich mich auf der Nordseite, um den Fjord an der Innenseite der Kurve zu durchfahren.

Nach achtstündiger Fahrt war ich an dem Zeltplatz angekommen, wo ich bleiben wollte. Unterhalb eines schmalen Gletschers breitet sich eine ziemlich große Fläche von Sand, Kies und Steinen aus. Ich wäre wohl noch weitergefahren, wenn die Eispressungen mich zuletzt nicht doch sehr aufgehalten hätten.

Da es regnete, baute ich mir ein Zelt. Mein Faltboot legte ich umgekehrt mit den Enden auf einen 1 m hohen Stein und auf mein Theodolitgestell wie auf zwei Böcke, die Gummimatratze samt Schlafsack darunter. Auf der Windseite hängte ich meinen Kleppermantel über das Boot und verzurrte alles mit der Bootsleine. Es konnte nämlich leicht kommen, daß ein Föhnsturm den ganzen Bau auf und davon führte. Man glaubt gar nicht, wie gemütlich es sich unter diesem Regendach im Schlafsack liegt. Die Lebensmittel sind rechts und links unter dem umgekehrten Faltbootverdeck aufgebaut und jederzeit erreichbar, ebenso das Tagebuch. Neben mir im Sand steht mein Primuskocher, und in zehn Minuten kocht schon das Kakaowasser. So liege ich nun da, warm und trocken, verzehre ein paar Butterbrote und lese und schreibe im Tagebuch. Ich fühle mich mindestens ebenso behaglich wie der Reisende im Speisewagen des Luxuszuges, während der Regen an die Scheiben pladdert. Nur ist mein Blick auf den Fjord hinaus ein klein wenig anders.

Am nächsten Tage fuhr ich in der besten Stimmung und voller Zuversicht weiter. Die Eisfelder lagen ziemlich dicht, aber ich kam mit

vielen Umwegen immer noch flott voran. Der Rinkgletscher war jetzt nur noch etwa 10 km entfernt, und er sollte mir heute auf keinen Fall entgehen.

In der Mitte des Fjords lagen die Eismassen lockerer, und es ging mir schon beinahe zu schnell vorwärts. Leicht entsteht dann der Gedanke: „Was könnte man eigentlich außer der gleichmäßigen Paddelarbeit noch tun?" Zum Glück hatte ich ja meine Winde bei mir. Mitten auf dem Fjord hielt ich an, um noch vor meiner Landung eine Lotung zu machen. Die besondere Steilheit der Fjordwände ließ auf eine große Fjordtiefe schließen. Mit der neuen Winde ging das Loten wie am Schnürchen. Ich ließ den Faden einfach ablaufen, legte die Hände in den Schoß und zählte nur, wie die Schleifen, die die Fadenlänge angaben, nacheinander in der Tiefe verschwanden. Erst bei 1060 m blieb die Winde stehen. Das war eine Freude, denn damit war eine neue Rekordtiefe gemessen. Die bisher bekannte größte Tiefe in den grönländischen Fjorden war 1055 m (Upernivik-Eisfjord, 100 km weiter nördlich). Das Hochwinden dauerte eine halbe Stunde. Dabei merkte ich deutlich die Strömung im Fjord, denn mein Faltboot wurde durch den Zug der Leine immer an derselben Stelle festgehalten, während die Eisschollen mitsamt den oberen Wasserschichten sich fjordauswärts bewegten. Darum mußte ich alle paar hundert Meter mit dem Hochwinden anhalten und das Boot um die vorübertreibenden Eisfelder herumführen, um dann dahinter wieder weiterzukurbeln. Die Leine darf dabei nicht zu dicht an das Eis herankommen, da sie sonst von dem scharfkantigen Eis bald durchgescheuert wird und zerreißt.

Mit dem Bewußtsein, daß die Faltbootfahrt sich schon durch diese eine Tiefenlotung gelohnt hatte, fuhr ich nun weiter, stand aber alsbald vor einer schweren Entscheidung. An welcher Seite vom Rinkgletscher sollte ich an Land gehen? An der Nordseite war das Wasser in einem breiten Streifen vom Lande fast eisfrei; auf der Südseite lag das Eis dichter, aber doch so, daß ich ohne Mühe glaubte durchkommen zu können. Die Uferhänge waren an der Nordseite in der Nähe des Gletschers

weniger steil als auf der Südseite, dafür schimmerte aber die Front auf der Südseite mit ganz frischen bläulichen Abbruchwänden geradezu verführerisch und war hier besonders hoch, so daß der Gletscher von Süden her sicherlich besonders gewaltig aussah und dort auch vermutlich seine größte Geschwindigkeit hatte. Der Nordteil der Front war niedriger und bestand aus altem Eis, das durch Staub vom Lande her schmutzig gefärbt war. Es war nichts von frischen Abbrüchen zu sehen, und darum bewegte sich der Gletscher auf der Nordseite vermutlich nicht sehr schnell.

Entscheidungen zu treffen ist immer dann schwer, wenn kein zwingender Grund für das eine oder andere spricht. Das ging ja schon Buridans Esel so, und um mich von ihm zu unterscheiden, entschied ich mich kurzerhand für die Südseite und hoffte, damit das Richtige getroffen zu haben. Wenn man so will, hatte ich damit Glück.

Die Hoffnung auf offene Wasserrinnen mußte ich 150 m vor dem geplanten Landeplatz aufgeben. Es gab aber, soweit ich sehen konnte, an dem steilen Ufer nur eine einzige Stelle, wo flache Felsbuckel die Landung möglich machten. Wollte ich also den Rinkgletscher vermessen, dann gab es nur eins, mit Gewalt durchs Eis durch auf diese Felsen zu. An ein Paddeln war zwischen den furchtbar zusammengepreßten Kalbeismassen nicht zu denken. Ich kniete daher ganz vorn im Boot oder legte mich auf das Verdeck und stieß mit dem Bootshaken das Eis rechts und links neben mir nach hinten und zur Seite. Vom Wasser war nichts mehr zu sehen, so daß ich wiederholt erwog, auszusteigen, über die Eisbrocken weiterzugehen und das Boot hinter mir herzuziehen. Aber dazu war das Eis nun wieder nicht fest genug. Also arbeitete ich mit dem Bootshaken weiter. Das Boot war so fest eingeklemmt, daß es manchmal mehrere Minuten lang dauerte, bis ich es auch nur einen Meter vorwärtsschieben konnte. An ein Drehen und Wenden war überhaupt nicht zu denken. Viele von den kleinen Eisbrocken waren immerhin größer als ein Zimmer und rührten sich fast gar nicht, auch wenn der Bootshaken sich schon fast bis zum Brechen bog. Aber immer

wenn ich einen Augenblick erschöpft Pause machte, gab mir der Gedanke neue Kraft: es gibt keinen anderen Weg, auch zurück geht es jetzt nicht mehr, dort vorn der nahe gelbe Felsen ist die Rettung. Nach einer Stunde hatte ich die letzten 100 m durchs Packeis zurückgelegt und fuhr in einen kleinen spitzen Winkel zwischen zwei Felsrippen hinein, die nur etwas aus dem Wasser herausragten. Das war ein wunderbarer Hafen, beinahe eisfrei, so daß ich wie zum Hohn die letzten 10 m mit dem Schwung von einem einzigen Paddelschlag zurücklegte. Meine Freude darüber, daß ich nun „da" war, kann ich wirklich nicht ausdrücken. Es war mir so ähnlich zumute wie bei einer ganz schweren Erstbesteigung, wenn dann nach all den Mühsalen, Anstrengungen und Unsicherheiten endlich der Gipfel erreicht ist und keine Schwierigkeit mehr kommen kann. Ich war um so begeisterter, gerade weil der Rinkgletscher bei meinen vier Angriffen so viel Eis meinem Faltboot in den Weg gelegt hatte.

Eine Messung ergab, daß die Front trotz ihres majestätischen Anblicks immer noch 2500 m entfernt war.

Von den letzten Anstrengungen war ich ziemlich erschöpft. Es dauerte daher eine ganze Weile, bis ich das Boot ausgeladen und Proviant, Petroleum, Schlafsack und Instrumente 15 m hoch bis zu einer Plattform getragen hatte. Um so schnell wie möglich mit den Gletschergeschwindigkeitsmessungen anzufangen, trug ich das Boot nur 4 m hoch hinauf, die Winde noch 2 m höher. Der Gletscher lag in voller Ruhe da. Mit dem Rucksack auf dem Rücken und dem Theodolitgestell in der Hand kletterte ich die steile Felswand ungefähr 180 m hoch hinauf, bis ich eine Stelle fand, von der sich der ganze Gletscher überblicken ließ. Unangenehm waren einige Kletterstellen, wo die Felsen durch Feuchtigkeit und Moos sehr schlüpfrig waren. Aber ohne Gepäck kann man überall durch die gestuften Gneisfelsen leicht hindurchkommen. Von 100 m Höhe an ist der Aufstieg viel leichter; da konnte ich auf breiten Mooshängen ohne jede Schwierigkeit schräg hinaufgehen.

In aller Eile stellte ich den Theodoliten auf und beobachtete durchs Fernrohr die Gletscherfront. Da begann ein Schauspiel, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen hatte, und wie es wohl überhaupt nur selten ein Mensch zu sehen bekommt. Die senkrechte Gletscherfront begann sich langsam zu heben. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich das bemerkte. Zuerst hatte ich nur das unsichere Empfinden, daß sich irgendetwas in dem Anblick des Gletschers änderte, ohne daß ich aber wußte, ob es an mir lag oder an dem Gletscher selbst. Ein paar Eisstücke stürzten nach vorn aus der Wand heraus. Wassermassen schossen aus Löchern in der Front hervor und ergossen sich als Wasserfälle in den Fjord. Die Front fing an zu dampfen.

Ich war beglückt, daß der Gletscher sich so tätig zeigte und verfolgte jeden Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit. Auf einmal ereignete sich etwas, das mir mit dem eben Beobachteten in gar keinem Zusammenhang zu stehen schien. Nämlich weit hinten, etwa 500 m hinter der Front schossen Wasserstrahlen explosionsartig bis zu drei- oder vierfacher Fronthöhe, also 300 m empor. Diese Riesenfontänen waren auf einer mindestens 1500 m langen Linie angeordnet, die etwa parallel zur Front verlief. Der Vorgang war mir völlig unverständlich. Welche Kraft konnte denn mitten auf dem Gletscher etwas so Gewaltiges hervorbringen? Einen Augenblick später stürzten aus der Front ganze Wandteile an mindestens zwanzig Stellen zugleich nach vorn heraus, als ob ein Riese dem Gletscher von hinten mit einem Hammerschlag einen ungeheuren Ruck versetzt hätte. Immer noch stieg die Front höher und höher, und mit einem Mal erkannte ich, daß von dem Gletscher das Stück bis zu der Linie der Fontänen abgebrochen war. Der Gletscher mußte bis zum Grund durchgerissen sein.

Mittlerweile waren die Gletschertürme der Front 180 m hoch über Wasser gestiegen und die ganze ungeheure losgebrochene Eismasse war nach hinten geneigt. Dies erklärt die großen Wasserexplosionen. Offenbar wurde durch den Anprall des abgebrochenen Eisstückes an den Gletscher das dazwischen eingeschlossene Fjordwasser zusammen-



Südseite des Kangerdluk mit Johannesgletscher (mit mächtiger Mittelmoräne) und Paßübergang zum Kangerdlugssuakfjord

Flugaufnahme Sorge



Rinkgletscher von Westen aus 2000 m Höhe

Flugaufnahme Sorge

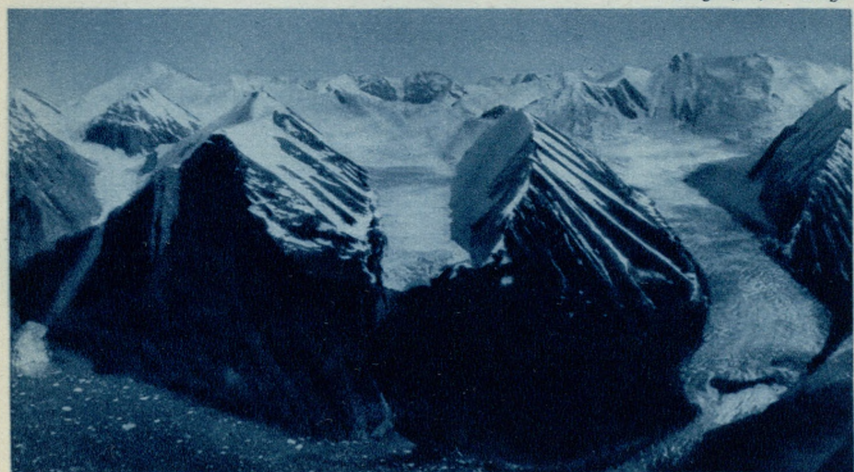


Rinkgletscher von Westen aus 2000 m Höhe. Hochlandeis auf der ebenen Hochfläche

Flugaufnahme Sorge



Flugaufnahme Sorge



Flugaufnahme Sorge



Flugaufnahme Sorge

Links oben: Alpine Landschaft südlich des Kangerdluk

Links unten: Südseite des Kangerdluk. Abbrechender Kargletscher. Bildung von Eislawinen. Fiederförmige Anordnung der Grate

Rechts oben: Kargletscher und Hängegletscher an der Südseite des Kangerdluk. Der Wasserfall vorn links ist etwa 200 m hoch



Flugaufnahme Udet

Über dem Umiamako. Hinten links Karrat



Flugaufnahme Udet

Die Gletscheroberfläche ist völlig zerspalten und in Grate und Zacken aufgelöst



Flugaufnahme Udet

Dicht hinter der Front des Umiamako



Flugaufnahme Udet

Zwischen den großen Eisbergen des Umiamako



Flugaufnahme Udet

Zwischen den großen Eisbergen des Umiamako



phot. Sorge

E. Sorge im Klepper-Faltboot, dem ersten Boot, das zum Rinkgletscher kam. Auf dem Boot die Handwinde zum Loten der Meerestiefen

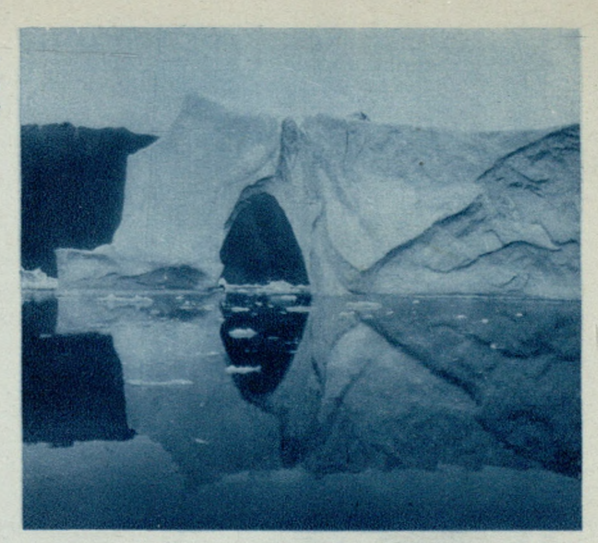


Oben links:
Nachts bildet sich auch im Hochsommer eine dünne Eisdecke; dadurch wird die Spiegelung im Wasser matt
phot. Sorge

Oben rechts:
Wieder im offenen Wasser
phot. Sorge

Unten links:
Fahrt zum Rinkgletscher
phot. Sorge

Unten rechts:
Im Fjord
phot. Sorge









Oben links:
An den 1000 m hohen Nordwänden entlang
phot. Sorge

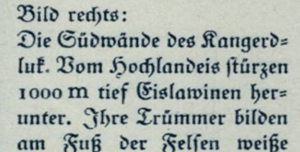
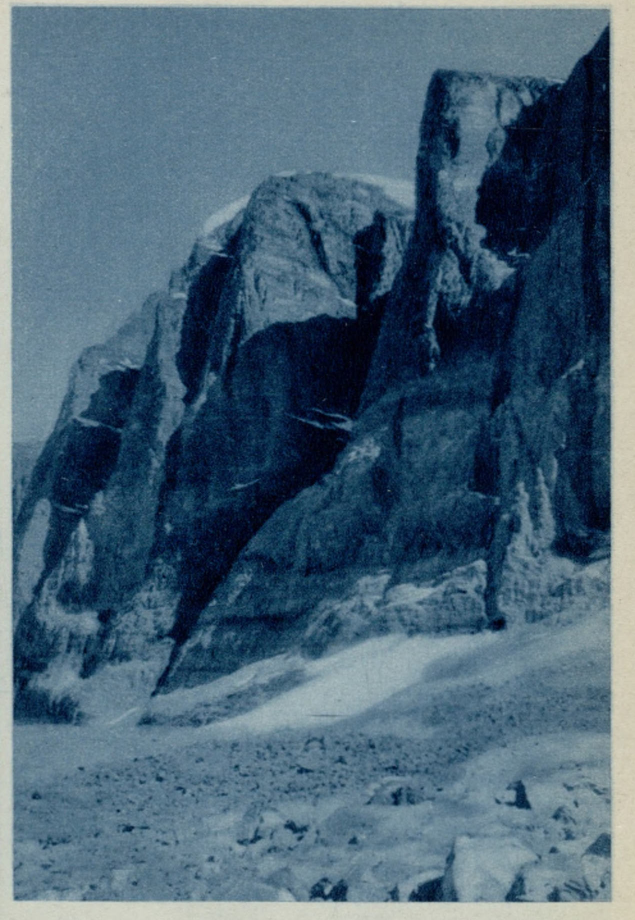


Bild rechts:
Die Südwände des Kangerdluk. Vom Hochlandeis stürzen 1000 m tief Eislawinen herunter. Ihre Trümmer bilden am Fuß der Felsen weiße Schneefelder
phot. Sorge





phot. Sorge

Bild links: Das Ende der Faltbootfahrt zum Rinkgletscher. Der Schluß, 100 m durchs Packeis in $1^1/_2$ Stunden kein reines Vergnügen! Dann mit dem Boot auf dem Rücken rechts die Felsen hinauf. Von dort wurde es durch die großen Kalbungswellen heruntergerissen und zwischen den Eisbergen zermalmt.



Der letzte Rest des Bootes, den der Eskimo Karl Jacobsen 8 Tage später 40 km vom Gletscher entfernt fand
phot. Vogel

gequetscht und mit unfaßbarer Gewalt nach oben hinaus geschleudert. Es überstieg beinahe das Fassungsvermögen der Augen, den großartigen Gegensatz zwischen den ruhigen, wühlenden Bewegungen der schwimmenden Eismasse und den blitzartigen Explosionen als zusammengehörige Vorgänge aufzunehmen.

Aber als nun das abgebrochene Eisstück sich immer weiter nach hinten neigte, stürzten auf einen Schlag all die Tausende von glänzenden Eistürmen nach rückwärts um und rutschten auf der glatten Eisfläche bis zum Abriß in die Tiefe. Die durcheinanderstürzenden Eisstücke sahen aus wie ein brausender Wasserfall. Nachher war von den Gletscherspalten und -türmen nichts mehr zu sehen; die ganze Oberfläche sah aus wie poliert.

Unter mir bebte der Felsboden, erschüttert durch das Anschlagen der Eismassen gegen die neue Front und wohl auch den Fjordboden. Ich stand sprachlos und aufs tiefste ergriffen vor solchen Naturgewalten.

Das abgebrochene Eisstück kippte immer noch weiter nach hinten. Langsam tauchte der ganze unter Wasser gewesene Teil der Front auf, und zwar die untersten Teile 600 m weiter draußen im Fjord, viel weiter vor dem Gletscher, als ich je erwartet hatte.

Durch die Bewegung dieser ungeheuren Eismasse entstanden im Fjord die wildesten Wirbel und Strudel. Die ganze losgelöste Eismasse brach unter Dröhnen und Krachen in viele Stücke, und zwanzig sehr große Eisberge trieben von der Gletscherfront fort in den Fjord hinaus, alles, was im Fjord an Eis schon lag, vor sich herschiebend. Vor ihnen liefen mächtige Wogen mit großer Geschwindigkeit durch den Fjord und an den Felsufern entlang.

Ich stand wie im Traum versunken und dachte bei mir: „So entstehen also die Eisberge. Das nennt man eine Gletscherkalbung". Ich freute mich über die wunderbar ruhigen Bewegungen der Kalbungswellen, weil sie bei all ihrer Ruhe doch ein Sinnbild für eine ungeheure verborgene Energie sind. Und dann sah ich, wie die Kalbungswellen

gegen die ersten Eisberge liefen. Unter ihren wuchtigen Schlägen zerbrachen selbst die größten Eisberge in Stücke, 100 m hoch spritzte der Gischt an den Eisbergen empor, und mit dumpfem Krachen stürzten hier und da Stücke von den Eisbergen ab, so daß bald nur noch ein großes Trümmerfeld übrig blieb.

In diesem Augenblick wurde ich von meiner träumerischen Begeisterung herausgerissen und bekam einen Todesschreck – mein Faltboot!! – Donner ja, das lag gar nicht sehr viel weiter weg in der Nähe des Ufers! Wenn das bloß noch da war!

Im Sturmschritt rannte ich die Mooshänge hinunter, kletterte die Steilstellen unvorsichtig schnell herab und stand wenige Minuten später am Meer. Als ich an die Stelle kam, wo mein Boot liegen sollte, war nichts mehr davon da. Statt dessen preßten sich dicke Eismassen gegen das Ufer.

Seltsam, wie schnell der Mensch sich in eine Lage fügt, wenn doch nichts mehr zu ändern ist, und wenn er selbst außerdem noch gesund am Leben ist. Meine Aufregung war fast augenblicklich verflogen, als ich auch im weiteren Umkreis zwischen dem Eis nichts von dem Faltboot entdeckte. Ich selbst konnte nun nichts für das Boot tun, sondern nur abwarten. Vielleicht war es nur von einer Strömung weit fortgetrieben und konnte nach einiger Zeit von selbst wieder herangeführt werden. Die anderen Eismassen waren ja auch alle in Bewegung. Aber nach drei Stunden war immer noch nichts da, nur ein Stück des zerbrochenen Paddels schwamm in der Nähe des Ufers. Das zeigte mir deutlich, daß für das Boot keine Hoffnung war. Ich hatte ja auch schon vorher kaum ernsthaft daran geglaubt, daß es wiederkommen könnte.

Während des Wartens habe ich die Höhe der Kalbungswellen an der Faltbootstelle gemessen. An der senkrechten Felswand war nämlich eine scharfe wagerechte Grenze zwischen dem unteren nassen und dem oberen trockenen Teil. Der Grenzstrich lag 7 m über dem Wasserspiegel. Danach hatten die Kalbungswellen an dieser Stelle – $2^1/_2$ km

von der Gletscherfront – zwischen Wellenberg und Wellental eine Höhe von 12–14 m gehabt. In der Nähe der Front waren sie nach meiner Schätzung 30 m hoch gewesen, also viel höher als die größten Ozeanwellen. Diese Zahlen kamen mir anfangs fast unwahrscheinlich groß vor, aber in allen Fällen, wo meine Schätzung durch genaue Messungen nachgeprüft werden konnte, ergab sich, daß die Zahlen nur größer, aber nie kleiner wurden. Es fehlt dem Menschen in der Weite dieser Fels- und Eislandschaft jeder Größenmaßstab. Darum unterschätzt man zuerst alle Abmessungen.

Die Größe des abgerissenen Stückes war an den frischen Abbruchrändern der Front noch mehrere Tage deutlich zu erkennen. Dadurch konnte die Länge der abgebrochenen Eismasse nachträglich gemessen werden. Sie betrug 1500 m. Zusammen mit den Schätzungen der Breite und Dicke des Eisstückes ergab sich, daß der Gletscher bei dieser einzigen Kalbung 500–600 Millionen cbm Eis in den Fjord geworfen hatte. Von dieser ungeheuren Eismenge kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man sie mit bekannten Größen vergleicht. Sie ist z. B. größer als die gesamte Häusermenge von Groß-Berlin. So eine Kalbung kann sich durchaus mit anderen großen Naturkatastrophen messen. Die Eismenge übertrifft beispielsweise die gesamten Aschen- und Lavamengen, die der Vesuv bei dem großen Ausbruch von 1906 auswarf.

Alle diese Überlegungen, die mir durch den Kopf gingen, als ich auf die Wiederkehr meines Faltbootes wartete, sollten eigentlich nur einen Trost dafür bilden, daß es tatsächlich nicht wiederkam.

Ich überdachte nun meine Lage. Auf dem Landweg die nächsten Siedlungen zu erreichen, war unmöglich, weil der Weg viel zu lang war und weil die Siedlungen auf Inseln liegen. Sonst kam nur noch eine Fahrt auf Eisschollen in Betracht. Aber abgesehen davon, daß das ein höchst unsicheres Unternehmen war, hätte ich dann die Gletschermessungen nicht ausführen können, und das war ja der Hauptzweck der ganzen Unternehmung. Ich beschloß dazubleiben und fand auch

bald den Gedanken, der mir meinen Aufenthalt hier als besonders günstig erscheinen ließ: statt der vorgesehenen zwei Tage konnte ich nun mindestens sieben Tage lang den Gletscher untersuchen, die Messungen mußten also viel genauer werden, als ursprünglich vorauszusehen war.

Mit allem, was nach dem Bootsunglück zufällig gerettet war, kletterte ich nun wieder zur Vermessungsstelle hinauf. Dabei stieß mir noch ein zweites Unglück zu. Einige Kletterstellen waren nämlich so schwer, daß sie mit dem Gepäck nicht zu bewältigen waren. So mußte ich einmal meine Aktentasche, in der sich Zeichenpapier, eine Leitz-Leica, eine Schneebrille, ein Aneroid-Barometer, ein Thermometer, ein Sextant und verschiedene Kleinigkeiten befanden, einen Augenblick auf einen kleinen grasbewachsenen Felsvorsprung legen, um die Hände zum Klettern frei zu bekommen. Plötzlich kam die Tasche ins Rutschen, sprang in Riesensätzen über die Felswände unmittelbar am Fjord herunter und verschwand. Mit knapper Not und Mühe kam ich unten an den Fuß der Felswand und war aufs äußerste überrascht, da unten die Aktentasche liegen zu sehen. Sie war 5 m über Wasser genau in eine kleine Vertiefung hineingefallen und dort liegen geblieben, allerdings aufgeplatzt. Einige Glassplitter ringsum deuteten mir die Beschaffenheit des Inhalts schon an, und in der Tat waren sämtliche Instrumente etwas angeknackst. Das kann man ihnen bei einem Sprung von 80 m Tiefe auf Felsen auch nicht verdenken. Die Leica hatte nur eine ganz kleine Beule bekommen und war sonst in Ordnung.

Ich nähte die Aktentasche zusammen, stieg wieder hinauf und wanderte über die schönen grünen Moosflächen in einer halben Stunde zu meinem Theodoliten, der dort oben so ruhig stand, als wäre gar nichts geschehen.

Die Hauptsache war nun, mit den Kräften hauszuhalten. Nach den Verabredungen mit meiner Frau konnte ich niemanden vor 7 Tagen erwarten. Ich teilte meine Eßvorräte für eine Wartezeit von 10 Tagen ein und suchte im übrigen in den nächsten Tagen die Gegend nach Eßbarem ab.

Bei allen Faltbootfahrten pflegte ich Angelhaken mitzunehmen für den Fall, daß ich durch irgendein Unglück an eine unbewohnte Küste verschlagen würde. Die Fische in Grönland lassen sich sehr leicht angeln, weil sie genau so verfressen sind wie die Hunde. Nach dem ersten Satz Messungen, der vier Stunden dauerte, stieg ich wieder zum Fjord herunter, mit ein paar Stücken Corned Beef, den Angelhaken und der Angelschnur bewaffnet und mit der sicheren Hoffnung, zur Abendmahlzeit einen großen Fisch im Topf zu haben. Ein kleiner Weidenzweig diente als Angelrute, ein Stück einer vertrockneten Wurzel als Schwimmer. Ich steckte ein Stückchen Corned Beef an den Haken, stellte ihn auf 1 m Wassertiefe ein und warf ihn in großem Bogen hinaus in den Fjord. In der ersten halben Stunde zuckte der Schwimmer nicht ein einziges Mal. Ich ging an eine andere Stelle, wartete dort wieder eine halbe Stunde, aber ohne Erfolg. „Vielleicht liegt es an der falschen Tiefe des Köders", dachte ich und stellte den Haken auf 2 m Wassertiefe ein. Dummerweise verhakte sich die Angel in einer Felsspalte unter Wasser, und als ich sie herauszog, war der Köder fort. Mit einem zweiten Stückchen Fleisch reichte ich wieder eine Stunde.

Früher habe ich die passionierten Angler nicht besonders hochgeschätzt. Aber jetzt kam mir die Eigenschaft bewundernswert vor, einen ganzen Tag am Wasser zu sitzen ohne mit der Wimper zu zucken und ohne etwas zu fangen. Ich wurde sehr unruhig, denn hier schien mit den Fischen irgend etwas nicht zu stimmen. Am Corned Beef konnte es nicht liegen, das war tadellos. Außerdem haben wir früher oft erlebt, daß die Fische Angelhaken sogar ohne Fleisch fressen. Auch ein drittes Stückchen Corned Beef ging verloren, und da wurde der Gedanke dringender: Soll ich nicht lieber das Fleisch für mich aufheben, wer weiß, ob ich es nicht noch einmal gebrauche.

Ich stieg die 180 m wieder hinauf und baute mir einen schönen Lagerplatz aus trockenem weichem Heidekraut und Moos. Als ich mich in meinen Schlafsack legte, war ich zwar um eine Hoffnung ärmer geworden, aber ich konnte doch Gott danken, daß er mich kurz vor der

großen Gletscherkalbung ans Land geführt hatte, so daß ich jetzt hier völlig gesund und ohne Gefahr lebte.

Die nächsten sechs Tage verliefen sehr gleichmäßig. Morgens kochte ich mir auf meinem Petroleumkocher abwechselnd heiße Milch oder Erbsensuppe, und zwar immer gleich für zwei Mahlzeiten, um Brennstoff zu sparen. Die Hälfte bewahrte ich in der Thermosflasche für die nächste Mahlzeit auf. Mit diesem Verfahren verbrauchte ich für die ganze Zeit nur 1 Dose kondensierte Milch, 1 Erbswurst und $^1/_2$ Liter Petroleum. Der andere halbe Liter, der in einer Glasflasche aufgehoben wurde, sollte später dazu dienen, ein Feuer- und Rauchsignal zu geben.

Vormittags blieb ich meist im Schlafsack liegen, schrieb Tagebuch und rechnete einige Messungen vorläufig aus. Nachmittags zwischen 13 und 17 Uhr peilte ich 30 Gletschertürme von den beiden Endpunkten meiner Vermessungslinie an. Diese Tageszeit mußte möglichst genau eingehalten werden, weil die Beleuchtung und die Schatten auf dem Gletscher je nach dem Sonnenstand sehr stark wechselten. Es ist sonst fast unmöglich, unter den Millionen von Eistürmen mit Sicherheit dieselben immer wiederzufinden.

Abends freute ich mich jedesmal darauf, daß das warme Essen schon fertig war, ohne daß ich erst Feuer machen und Petroleum verbrauchen mußte. Zu der Erbssuppe oder der heißen Milch konnte ich morgens und abends je eine Schnitte Pumpernickel mit Butter und Corned Beef essen, doch war das halbe Pfund Fleisch nach vier Tagen zu Ende. Dafür führte ich später als dritte Mahlzeit noch eine Tasse Kaffee ein, um meine Aufmerksamkeit anzuregen.

Noch ein zweites Mal versuchte ich, Fische zu angeln, wieder etwa drei Stunden lang ohne jeden Erfolg. Dann gab ich es auf. Spätere Beobachtungen zeigten uns, daß hier hinten im Fjord wohl keine Fische vorkommen, denn die Seehunde, die unsere Eskimos später hier schossen, hatten stets nur Krabben im Magen, während die Seehunde an der Außenküste sich auch von Fischen nähren.

Das einzige Eßbare, was mir die Natur sonst noch liefern konnte, waren die Pflanzen. Auf einmal merkte ich, wie wichtig die Botanik werden kann. Es kamen durchaus nicht alle Pflanzen vom Meeresspiegel bis zu meinem Lagerplatz in 180 m Höhe vor. Ich probierte alle Pflanzen durch, Weidenblätter, Birkenblätter, die Spitzen junger Grashalme, verschiedene Polarblumen, Moos, Flechten. Etwas tiefer an einem Bach zwischen Steinen fand ich sogar Sauerampfer und ganz in der Nähe davon eine Art Preißelbeeren. Das war eine Freude! Nun war es gewiß, daß ich noch lange aushalten konnte.

Eine wunderbare Ablenkung ist es, sich ins Moos zu legen und Beeren zu suchen, ungefähr so, wie man als Kind Ostereier gesucht hat. Sogar einige süße Blaubeeren gab es dort, aber die Schneeammern und Schneehühner hatten wohl leider denselben Geschmack gehabt wie wir Menschen, hatten die guten Beeren fast restlos abgefressen und die Preißelbeeren für mich übrig gelassen. Auf weiteren Spaziergängen in die Umgebung erschloß ich mir neue „Weidegebiete" und näherte mich dadurch der Lebensweise der Renntiere und Moschusochsen. Auf allen Wegen trug ich in der Hosentasche Streichhölzer und eine kleine Blechbüchse voll Petroleum, um jederzeit, wenn ich etwa ein Flugzeug hörte, ein Rauchsignal geben zu können.

Es war durchaus nicht sicher, daß ich gefunden wurde, denn die Felswände sind so ungeheuer ausgedehnt, und so vielfach durch Schluchten, Stufen, Bachtäler, Rippen und Wülste gegliedert, daß es völlig unmöglich ist, einen Menschen da drin zu finden. Unsicher war, ob zuerst ein Flugzeug oder ein Motorboot kam. Tagelang überlegte ich, ob ich besser auf meinem oberen Lagerplatz bleiben oder zum Meer hinabsteigen sollte. Von oben war der Landeplatz nicht zu sehen, weil die Felsen sich vorwölbten, darum konnte die Besatzung eines Motorbootes mich von unten also auch nicht sehen.

Ich entschied mich zuletzt dafür, immer auf dem oberen Lagerplatz zu bleiben, weil dies die einzige Stelle war, wo ein Flieger mir eine Meldung oder Proviant abwerfen konnte. Aber um mich gewisser-

maßen zu vervielfachen, baute ich in der ganzen Umgegend an allen Hängen bis herunter zum Meer Steinmänner, im ganzen 20 Stück, und an der Landungsstelle einen besonders großen, dem ich noch meine dunkelblaue Skiweste umhängte, sodaß er sich vor den hellgelben Felsen scharf abhob und tatsächlich wie ein Mensch aussah. In diesem Steinmann legte ich eine Mitteilung in einer Konservenbüchse nieder mit genauen Angaben über den Weg zum oberen Lagerplatz.

Diese Steinmänner wachten für mich, wenn ich schlief. Aber es war mir unsicher, ob sie auch groß genug waren, um von einem Flugzeug aus bemerkt zu werden. Darum war meine Hauptangst, vielleicht gerade in dem Augenblick zu schlafen, wenn ein Flugzeug vorüberkam. Ich habe daher fast nie geschlafen und wurde in diesem Bestreben durch etwas unterstützt, das wir sonst in Grönland oft verflucht haben, nämlich die Mücken. Hier waren sie mir als Wecker geradezu unentbehrlich. Es war einfach nicht möglich, selbst wenn ich mir den Schlafsack über den Kopf gezogen und noch ein Handtuch daraufgelegt hatte, länger als zehn Minuten ruhig zu liegen. Dann hatte doch schon eine Mücke einen Weg zu meinen Ohren gefunden und summte mir einen Flugzeugmotor vor. So blieb ich immer wach.

Mehrere Tage lang übte ich das Feueranmachen. Bei der großen Geschwindigkeit des Flugzeuges kam es natürlich auf die wenigen Sekunden an, die Udet dicht vor mir war, damit er mich bemerken konnte, und in diesen Sekunden mußte die Rauchsäule groß und breit zum Himmel steigen. Ich sammelte große Haufen von trockenem und feuchten Moos, Heidekraut, Weidenzweige und Flechten und übte dann „Fliegeralarm". Ich rief mir zu: „Udet kommt", sprang aus meinem Schlafsack auf, goß Petroleum über den vorbereiteten Pflanzenhaufen und zündete ihn an. Sobald die Flammen groß waren, schüttete ich nasses Moos mit viel Erde darüber, so daß die Gegend wie mit einem Kartoffelfeuer verqualmt wurde. Dies wurde nach der Uhr geübt, bis ich die gemessenen Zeiten nicht mehr wesentlich herunterdrücken konnte. So vergingen sechs Tage mit Messungen und Vorbereitungen.

Kameraden

Am Ende der sechs Tage vollzog sich in meinem Gemütszustand ein vollständiger Umschwung. Bis dahin war meine Lage vollkommen klar: Hilfe konnte ich nicht erwarten, befand mich aber andererseits noch bei Kräften und in Sicherheit. Nun nahte die Entscheidung, ob ich überhaupt gefunden werden würde oder nicht. Die Aussicht auf Rettung steigerte sich ungeheuer, zugleich damit näherte sich aber auch der Zeitpunkt, wo die Aussicht auf Rettung überhaupt entschwinden konnte. Diese auseinanderstrebenden Gefühle quälten mich.

Wurde ich nicht gefunden, dann blieb als letzte Möglichkeit nur noch die Fahrt auf dem Fjord. Ich überlegte, wie ich mir für den schlimmsten Fall ein Fahrzeug bauen konnte, um damit vom Land zu der nächsten Eisscholle hinüberzufahren, um mich dann mit der Scholle durch die Strömung hinaustreiben zu lassen. Die Gummimatratze ließ sich aufpumpen. Den Kleppermantel konnte ich voll Weidengestrüpp stopfen und mit Isolierband und Leukoplast abdichten. Aus dem Theodolitgestell und Weidenzweigen ließ sich ein Rahmen bauen, der die Gummimatratze versteifen konnte. Durch vier Luftkissen konnte die Schwimmfähigkeit gesteigert werden. Alles das zusammen gab schon etwas Auftrieb. Vielleicht hatte ich auch Glück, daß eine Eisscholle dicht am Lande entlangtrieb.

Am 29. Juli versuchte ich noch einmal zu angeln. Dummerweise hatte ich etwas Kopfschmerzen, so daß die Gletschermessungen, die ich sonst jeden Tag gemacht hatte, ausfallen mußten. Den ganzen Tag schaute ich mit dem Fernglas übers Meer. Die Wasserfälle in der Ferne summen immer so, als wenn ein Flugzeug käme.

Abends zogen dunkle Wolken von Westen auf. Hoffentlich wird es nicht so schlimm, daß die Flugzeuge zuhause bleiben müssen. Da ich Regen erwartete, baute ich mir ein Zelt. Ich stellte das Theodolitgestell auf zwei Beine und legte das dritte Bein als Dachfirst wagerecht mit der Spitze auf einen großen Stein. Die Angelschnur bildete, mehrfach darübergespannt, die Dachsparren, und dann legte ich auf dieses Gerüst zwei Gummimäntel und meine Gummimatratze. Das war gerade groß genug. Nachts regnete es dann auch und das Zelt bewährte sich sehr gut.

Am 30. Juli hielt ich den ganzen Tag Umschau nach einem Motorboot oder Flugzeug und stieg auf einem neuen Weg ein Stück zum Meer hinab. Dabei fand ich ein neues Feld mit Beeren und war so begeistert, daß ich beschloß, noch eine Gletschermessung zu machen. Zum Glück war auch das Wetter wieder besser geworden; ich baute mein Zelt ab und stellte den Theodoliten wieder auf. Nach zwei Stunden waren die Messungen von dem einen Standpunkt beendet, und ich trug nun den Theodoliten mit samt dem Gestell hinüber zum anderen Standpunkt.

Plötzlich erschrak ich. War das nicht ein Motor? Oder doch nur wieder die Wasserfälle? Es schien nichts zu sein. Ich ließ die Libellen einspielen und hörte wieder dies eigentümliche Summen. Da wurde mir die Wichtigkeit des Augenblicks klar. Jetzt kam es nicht mehr auf den Theodoliten an, jetzt hieß es, aufpassen. Wer weiß, welche Entscheidungen die nächsten Minuten brachten. Mit dem Fernglas musterte ich den ganzen Fjord. Es war nichts zu sehen, und trotzdem war ab und zu wieder das Surren hörbar, als ob der Wind das Geräusch des Wasserfalls zu mir trug und wieder verwischte. Ich blickte bald auf die Petroleumflasche, bald auf den Mooshaufen, bald wieder auf den Fjord. Im nächsten Augenblick brummte ein Ton zu mir herüber so klar und gleichmäßig, wie er nur von einem Flugmotor kommen kann.

Ich hatte mir immer vorgenommen, im Augenblick der Entscheidung ruhig zu bleiben, aber jetzt klopfte mein Herz doch mächtig.

Und nun hieß es: nicht zögern! raus mit dem Petroleum! Im Nu loderten die Flammen 2 m hoch, und dann qualmten dicke schwarze Rauchschwaden zum Himmel empor.

Jetzt sah ich auch das Flugzeug. Es flog tief unten in der Nähe der großen Eisberge über dem Fjord und konnte mich noch nicht gesehen haben, denn es wechselte häufig seinen Kurs so, als ob es die Eisberge absuchte. Hatte ich es nun nicht doch gerade falsch gemacht, daß ich hier oben saß und nicht unten am Fjord, wo Udet flog? Aber das war ja jetzt gleichgültig, ich saß nun hier oben.

Das Flugzeug flog eine größere Kurve über dem Fjord fort von mir, nur etwa 50 m über Wasser. Ich warf immer noch wie ein Irrsinniger trockenes und feuchtes Gestrüpp aufs Feuer. Herr Gott, das mußte doch gesehen werden! Nun kam es wieder auf mich zu und stieg langsam höher. Von diesen Sekunden hängt mein Leben ab. Also noch mehr Petroleum draufgegossen. Und dann sprang ich neben dem Feuer hin und her und winkte mit einem Handtuch und warf wieder Moos ins Feuer, und so immer abwechselnd.

Jetzt kam das Flugzeug nahe an meine Seite des Fjords und mußte steiler emporsteigen. Jetzt war es ebenso hoch, jetzt höher als ich, nur noch 200 m entfernt, und flog gerade auf mich zu. Und dann hörte ich plötzlich aus zwei Kehlen: „Hurra“!

Nun war es bombensicher. Beide winkten und kreisten mehrmals ganz dicht über mir, nur wenige Meter über dem Boden, aber landen konnten sie nicht. Dann flogen sie einen größeren Kreis und warfen danach eine leere Schrotpatrone mit einem Brief ab:

„Lieber guter Sorge, ich sende Schiff, Sie abzuholen! Proviant kommt durch mich in zirka zwei Stunden. Udet, Schneeberger.“

Ich bin ganz außer mir und taumele vor Freude hin und her. Eine unheimliche Last ist von mir genommen. Dann kommt mir sogleich etwas tief Ernstes in den Sinn: wenn wir auf der Wegener-Expedition ein Flugzeug mit solchen Fliegern gehabt hätten, wäre Alfred Wegener heute noch am Leben. –

Sie winkten noch einmal und sausten davon. Meine Freude kann man sich überhaupt nicht vorstellen. Ich veranstaltete sofort ein Festessen und aß alles auf, was ich noch hatte. Sogleich meldeten sich wieder Bedenken: wenn nun Udet und Schneeberger auf dem Rückflug etwas zustieß! Dann saßen wir alle drei da, und niemand wußte wo. Aber ich sagte mir: Udet, der schafft's schon!

Da die Zeit drängte, beendete ich schnell noch die letzten Messungen aller Gletschertürme. Dann packte ich meine Sachen zusammen.

Nach 2 Stunden 5 Minuten kam das Flugzeug wieder. Ein Mantel flog herunter und ein großer Beutel mit Proviant. Was waren das für herrliche Sachen! Frau Illing, die „Köksch" von Igdlorsuit, die schon seit Monaten im Fliegerlager die Wirtschaft führte, hatte mir das alles eingepackt: eine Büchse Blutwurst, eine andere mit warmem Grog, belegte Brote und Kuchen. Baier hatte noch extra sein Taschenmesser beigelegt, da ja niemand wissen konnte, ob ich noch irgendwelches Werkzeug besaß. Und nun schmauste ich was ich konnte.

Der Weg zum Meer herunter war mir danach ziemlich schwer, und ich mußte öfters Pausen machen. An den steilen Kletterstellen seilte ich zur Vorsicht meine Instrumente und die ganze Ausrüstung an der Bootsleine ab und kletterte ohne Gepäck hinterher. In demselben Augenblick hörte ich schon das vertraute Bubb, bubb, bubb, bubb, bubb des Motorboots. Ich staunte, daß ein Boot schon den ganzen Fjord durchfahren haben sollte. Na, jedenfalls war es da.

Das Motorboot bog um die Felsecke, und nun gab es ein Wiedersehen mit meinen Kameraden. Ich erkannte meine Frau und den Bootsführer Kelbl. Marton ruderte mit dem Beiboot an Land und half mir beim Heruntertragen meiner Sachen. An Bord bekam ich erst freundschaftlich eine Tracht Prügel von Sepp Rist dafür, daß ich der Expedition soviel Sorge gemacht hatte. Ich war ihm ja so dankbar dafür, denn es war mir eigentlich viel zu gut gegangen. Nun brauchte sich niemand mehr um mich zu ängstigen.

Während der Rückfahrt kamen wir gar nicht aus dem Erzählen heraus. Jeder hatte ja auch in der Zwischenzeit allerlei erlebt. Jetzt erst erfuhr ich von meiner Frau, was die Filmexpedition inzwischen für mich getan hatte. Aber das muß sie selbst erzählen.

„Da mein Mann bei seinen wissenschaftlichen Messungen schon öfters länger fortgeblieben war als er vorher angegeben hatte, beunruhigten wir uns die ersten sieben Tage gar nicht. Aber als wir am achten Tage auch noch nichts von ihm hörten, sagte Angst morgens zu mir:

„Na, heute wollen wir mal 'reinfahren und Papa Sorge vom Rinkgletscher abholen! Der wird ja schon längst nichts mehr gegessen haben, wenn er bloß für vier Tage Proviant mithatte."

Gegen Mittag waren schließlich die Operateure, Alpinisten und ich auf Kelbls Motorboot versammelt und wollten gerade in aller Ruhe zum Rinkgletscher abfahren. Unterwegs sollten noch die schönsten Eisberge gefilmt werden. Plötzlich ließ uns Fanck wieder zurück ins Lagerhaus rufen. Wir waren schrecklich wütend über einen solchen Zeitverlust, denn abends sollte das Motorboot schon wieder zurück sein, weil es am nächsten Tage für den Film gebraucht wurde. Falls wir meinen Mann noch nicht getroffen hätten, sollten wir mit Faltbooten und Grönländer mit Kajaks weiter zum Zeltplatz am Rinkgletscher fahren.

Im Lagerhaus sahen wir Fancks ernstes Gesicht und wußten sofort, daß irgendetwas Schlimmes sich ereignet haben mußte. Der Grönländer Karl Jacobson hatte an dem großen Wasserfall eine zerbrochene Bordleiste von einem Klepperboot gefunden. Es war uns klar, daß das Boot völlig zertrümmert sein mußte, da die Metallteile ganz verbogen waren.

Was war geschehen? War das Boot gekentert, während mein Mann darin saß? Lebte er überhaupt noch? Hatte er sich noch auf einen Eisberg retten können, und war er jetzt in der Gefahr, ins offene Meer hinauszutreiben? Hatte er vielleicht noch das Land erreichen können?

Ich zeigte Fanck die Karte, auf der mein Mann die fünf Plätze

angegeben hatte, wo wir bei einem Unglücksfall nach ihm suchen sollten. Fanck ordnete in großzügiger Weise Hilfsexpeditionen an: Kelbl sollte mit seinem Motorboot ganz dicht die Küste entlangfahren und die steilen Felsufer absuchen. Kraus sollte nach Igdlorsuit fahren und Udet um Flugzeughilfe bitten. Buchholz wollte nach Karrat rudern, um von einem Berge aus mit dem Fernglas Umschau über die im Fjord vorüberziehenden Eisberge zu halten. Eskimos sollten mit ihren Kajaks im Fjord ausschwärmen.

Wir waren kaum mit Kelbls Boot 20 m von Nugatsak entfernt, als Udet zufällig angeflogen kam. Er startete sofort wieder mit Schneeberger, um ganz niedrig über den Eisbergen in den Fjord hineinzufliegen. Wir fuhren auf dem Motorboot um Karrat herum an dem steilen Südufer des Fjords entlang.

Nach einigen Stunden kam Udet aus dem Inneren zurück, flog über uns weg und teilte uns mit, daß er die Hälfte des Fjords abgesucht habe und nun erst nach Igdlorsuit zurückmüsse, um neu zu tanken. Er hatte noch nichts gefunden.

Indessen fuhren wir in ziemlich gedrückter Stimmung weiter. Abends um acht kamen wir in die Nähe des ersten der verabredeten Zeltplätze, wo wir Nachrichten von meinem Mann zu finden hofften. Da hörten wir plötzlich wieder das Surren des Flugzeugmotors. Wir merkten, daß die Flieger uns noch nicht entdeckt hatten und immer Kurven um die Eisberge flogen. Plötzlich schoß das Flugzeug auf uns zu und umkreiste uns mehrmals. Udet und Schneeberger winkten, wir konnten aber an ihren Gesichtern nicht erkennen, ob ihr Suchen Erfolg gehabt hatte oder nicht. Da warf uns Udet eine Patronenhülse ab, die dicht neben dem Motorboot ins Wasser fiel. Wir fischten sie auf. Klingler holte den Zettel mit der Nachricht heraus; wir standen alle gespannt um ihn herum. Dann las er vor:

„Hurra! Hurra, Sorge gesund und munter rechts am Gletscherrand, zirka 150 m hoch. Landen nicht möglich mit Flugzeug – holt ihn mit Schiff ab. Udet-Schneeberger. Beiliegend Karte".

Wir jubelten Udet und Schneeberger zu; sie flogen noch einige Kreise um uns und kehrten nach Igdlorsuit zurück. Kelbl kam aus der Kajüte mit einem großen Glas Kognak auf mich zugestürzt: „Na Prost, Nachbars Gerda, auf den Schreck hin trinken wir mal eins."

Ganz gemütlich fuhren wir weiter, denn wir wußten ja, daß meinem Mann nichts Schlimmes mehr passieren konnte, wenn Udet für ihn sorgte. Jetzt hatten wir Zeit, Möven und Seehunde zu schießen. Jetzt betrachteten wir die phantastischen Formen der Felsgrate. Unser Liebling dabei war ein siebenzackiger Kaktus. Die Bergspitzen mit dem Hochlandeis glühten rot in der Sonne. Die Hängegletscher, die nicht mehr von der Sonne beleuchtet waren, hatten eine kalte weiße Farbe.

Nach zwei Stunden kam Udet zum drittenmal über uns geflogen. Er hatte meinem Mann schon Proviant abgeworfen und war wieder auf dem Rückweg. Zur Sicherheit warf er uns noch eine Seekarte ab, auf der ein rotes Kreuz die Stelle bezeichnete, wo sich mein Mann befand.

Als wir in die Nähe des Rinkgletschers kamen, fingen wir an, mit Ferngläsern die Felsen abzusuchen. Marton entdeckte eine Gestalt mit dunkler Weste und hellen Hosen. Sie stand aber so völlig regungslos da, daß wir zweifelten, ob es wirklich ein Mensch war. Wir sahen auch einige Steinmänner; mein Mann war jedoch nicht zu entdecken. Marton meinte: „Der macht sicher noch die letzte Messung, anstatt uns zu begrüßen." Das stimmte natürlich auch, wie wir später erfuhren. Plötzlich entdeckte ein Grönländer meinen Mann, der gerade die Felswand herunterkletterte. Dann konnten auch wir ihn sehen; er hatte sich neben dem großen Steinmann mit der dunklen Weste aufgestellt. Gleich darauf waren wir bei ihm.

Die Grönländer strahlten, daß mein Mann am Leben war. Wir fragten so viel, daß er kaum zum Antworten kam. Aber allmählich erfuhren wir doch die Einzelheiten des Faltbootunglücks und seines Hungerlebens neben dem Gletscher. Und dann fragten wir nach den

wissenschaftlichen Ergebnissen. „Hat es denn wenigstens gelohnt?“ Mein Mann war ganz begeistert. „Na, und ob“, sagte er. „Erstens mal ist der Fjord mindestens 1060 m tief. Das hat die Lotmaschine schon gelohnt. Die liegt ja jetzt wahrscheinlich irgendwo auf dem Grund des Fjordes, aber das schadet nichts. Zweitens hat der Rinkgletscher die höchste Front von allen Gletschern der Erde mit 112 m Höhe über dem Wasser, und drittens ist der Rinkgletscher auch einer der schnellsten, vielleicht sogar der schnellste der Erde. Er läuft jeden Tag 20 m vorwärts, an manchen Stellen bis zu 27 m. Das macht jährlich rund 7000 m. In 9 Jahren würde er bis nach Nugatsak vorrücken. Unheimlich, was? Tatsächlich bricht er aber immer wieder ab, sobald er in dem tiefen Fjord schwimmt. Daher gibt es ja auch so viele und so große Eisberge. Und dann zum erstenmal die genaue Beobachtung und Beschreibung einer Riesenkalbung! Für dies Schauspiel würde ich gern zehn Faltboote geben. Das müßte man aber mal filmen!“ Mein Mann dachte wohl schon wieder daran, noch einmal zum Rink-Gletscher zu fahren.“ —

Der Bericht meiner Frau wird manchem zu denken geben. Mehrere Hilfsexpeditionen waren ausgeschickt worden: Kajaks, Faltboote, Motorboote und Flieger hatten nach mir gesucht, und zwar unter Lebensgefahr gesucht. Kann man demnach so gefährliche Abenteuer wie am Rinkgletscher verantworten? Diese Frage ist trotz aller Bedenken mit einem bedingungslosen „Ja“ zu beantworten. Die Gefahren am Rinkgletscher liegen im inneren Teil, sobald das Boot in Packeis kommt. Dann drohen Eispressungen und Kalbungswellen. Am gefährlichsten ist der Augenblick der Landung dicht neben der Front, namentlich wenn Gepäck längere Zeit ausgeladen wird. Aber diese Gefahr ist auch nicht größer als durchschnittlich der Gefahrenhöhepunkt aller Polarexpeditionen. Es ist vielleicht für viele verständlicher, wenn ich sage: Fahrten zum Rinkgletscher sind ähnlich, wie wenn man einen feuerspeienden Berg aus größerer Nähe beobachten will. Das gehört durchaus zu den Aufgaben ernster Wissenschaft, und



Die erste Aufnahme des Rinkgletschers. Standpunkt 180 m über dem Meer. Der große Abriß am Abend des 23. Juli 1932 reichte von der großen vorspringenden Ecke der Gletscherfront rechts fast bis zum linken Bildrand, ein Frontstück von 1500 m Länge
phot. Sorge



Einige Stunden später hat sich die Front schon wieder verändert, da ununterbrochen Stücke abbrechen. Vor der neugebildeten Ecke wälzen sich die eben entstandenen Eisberge im Wasser. Es ist aber nur eine kleine Kalbung
phot. Sorge



Am nächsten Tag ist auch die neue Ecke fort. Hier auf dem schrägen Felshang warf mir Udet Proviant ab
phot. Sorge



Udet und Schneeberger suchen Eisberge nach dem Verschollenen ab



Auf der Suche!



phot. Angst

Ernst Udet



phot. Vogel

Kelbls Motorboot „Per“ dringt zum Rinkgletscher vor und holt mich ab



phot. Vogel

Franz Kelbl



phot. Vogel

Tobias Gabrielsen, der große Eisbärenjäger und -fänger, unser treuer Kamerad auf den Wegener-Expeditionen



Nugatsak vom Land her. Bei trübem Wetter ist das Vorbeiziehen der riesigen Eisberge ein gespenstischer Anblick phot. Sorge

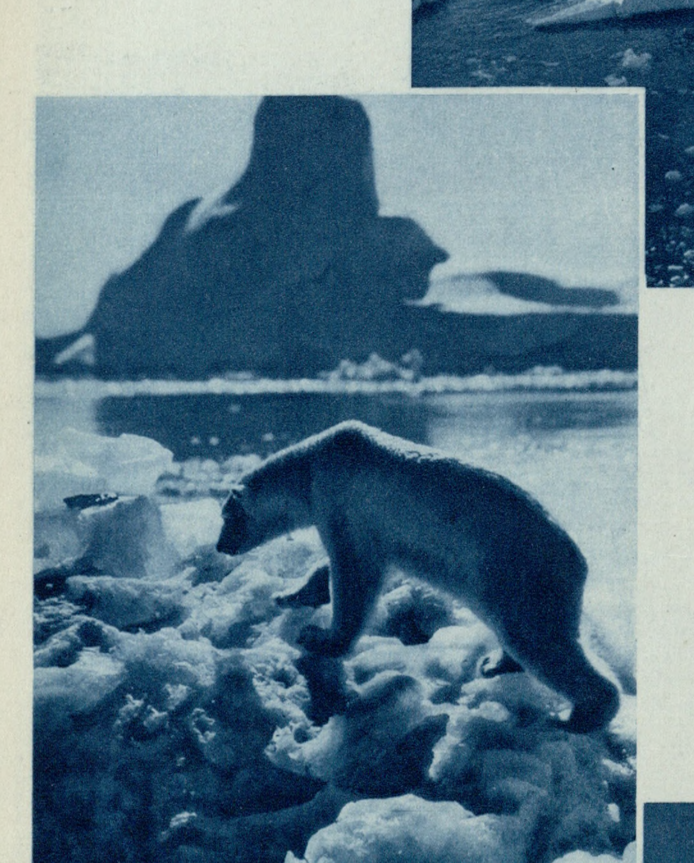


So sieht der Kangerdluk von Nugatsak aus, wenn wenig Eis drin liegt (vorn Grönländerhäuser) phot. Sorge

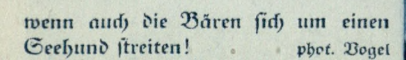


— — und so, wenn die Eismassen vom Rinkgletscher herankommen phot. Sorge

Von hier aus Eisbären zu filmen ist leicht — — phot. Vogel



von hier aus etwas schwieriger! phot. Vogel


wenn auch die Bären sich um einen Seehund streiten! phot. Vogel



Im Packhaus: Rist, Zogg, Foeger, Angst
phot. Vogel



Schneebergers Eigenheimsiedlung: ein Stilleben mit Grammophon
phot. Lindeck



Marinucci, dem gerade sein Küchenzelt über dem Kopf weggeflogen ist
phot. Vogel



phot. Sorge

Ein Hund, der schon 1930—31 mit mir auf dem Inlandeise war, mein guter „Bär“, der verfressenste Hund meines Gespanns

ebenso wichtig ist es für die Gletscherkunde, die großen schnellaufenden Inlandeisabflüsse Grönlands zu untersuchen. Der Besuch des bis dahin noch unerforschten Rinkgletschers sollte dazu beitragen.

Mein Hauptfehler war, das Boot nur 4 m hoch über Wasser hinzulegen. Um das Boot nach menschlichem Ermessen zu sichern, hätte es mindestens 15 m hoch liegen müssen. Aber vielleicht genügte auch das noch nicht einmal; vielleicht bombardierten die großen Kalbungswellen das Felsenufer sogar bis 20 oder 30 m Höhe mit Eisbrocken. Ich kann zu meiner Entschuldigung nur meine Gemütsverfassung im Augenblick der Landung anführen – ganz abgesehen davon, daß die Wirkung solcher großen Gletscherkalbungen überhaupt nicht genügend bekannt war. Ich war durch die anstrengende Packeisfahrt ziemlich erschöpft und hatte Messungen vor, die schnell ausgeführt werden mußten und bei denen es auf höchste Genauigkeit ankam.

Unter solchen Umständen ist es nicht mehr weit bis zu dem Gedanken: „Das Faltboot allein auf dem Rücken die steilen Felsen hochzutragen ist eine wüste Schlepperei. Es wird ja auch nicht gerade in der kurzen Zeit der Messungen das Schlimmste eintreten. Die Messungen sind das Wichtigste und dafür muß ich frisch bleiben."

Das Nachlassen der Willenskraft für Augenblicke und die Unkenntnis der Größe der Gefahr haben dann das Unglück verursacht. So sind viele Unglücksfälle bei Polarexpeditionen zustandegekommen. Daß es hier noch einmal gut ging, danke ich der Treue meiner Kameraden. Es drückt mich nicht, daß sie – Udet und Schneeberger an der Spitze – ihr Leben um meinetwillen gewagt haben; denn ich weiß, daß sie es gern taten. Was mich bedrückt, ist nur, daß ich es ihnen nicht in gleicher Weise vergelten kann, und jeder andere Dank ist ja doch nichts. –

Auf der Rückfahrt wurden wir eine Weile zwischen großen Eisschollen fest eingeklemmt. Außerdem brach plötzlich ein furchtbarer Föhnsturm los, während wir in der Kajüte saßen und uns gegenseitig ausfragten. Wir gingen an Deck. Die Wellen waren schon so groß

wie draußen im offenen Meer bei Sturm. Nach zwei Stunden waren wir aus dem Gebiet des Föhns heraus. Die Wellen, die hinter uns herliefen, wurden immer kleiner und immer weniger steil. Dann herrschte Windstille mit glattem Wasser, und wenige Minuten später begann schwacher Westwind. Seltsam, daß drei verschiedene Windgebiete in einem Fjord zu gleicher Zeit sein können!

Der Empfang in Nugatsak war sehr herzlich und zugleich echt filmisch. Esekias brachte uns einen riesigen Sack voll Lebensmittel ins Zelt. Unsere Kameraden hatten das alles gesammelt, um es Udet für den nächsten Flug zum Rinkgletscher mitzugeben. Das war ja nun Gott sei Dank nicht mehr nötig. Aber für ein gemeinsames Festessen kamen diese Sachen wie gerufen. Udet und Schneeberger, meine beiden Lebensretter, waren leider nicht dabei, da sie im Fliegerlager in Igdlorsuit wohnten. Aber ihnen hätte von Rechts wegen das Ganze und noch mehr gebührt.

Für sämtliche Grönländer von Nugatsak wurde am Nachmittag ein großes „Kaffeemik" mit anschließendem „Danzemik" veranstaltet. Männer, Frauen, Kinder, Greise, alles was krauchen konnte, sogar Blinde und Lahme, nahmen an dem Schmause teil. Männer und Frauen saßen getrennt voneinander an unseren langen Tischen im Lagerhaus; alle, die keinen Platz mehr fanden, standen mit dem Kaffeetopf in der Hand ringsherum. Wir konnten noch so viel Kaffee, Milch, Zucker, Kekse, Knäckebrot, Butter, Marmelade herbeischleppen, alles war im Nu verschlungen, denn so etwas gibt es bei den Grönländern nicht alle Tage. Trotzdem war einmal der Zustand der Sättigung erreicht, und was übrig war, konnten sich die Ärmeren noch mit nach Hause nehmen. Besonders beliebt waren unsere Zigaretten. Sogar die kleinsten Kinder, die noch nicht einmal die Schwelle zum Lagerhaus allein hochklettern konnten, bekamen von ihren Müttern eine brennende Zigarette in den Mund gesteckt und rauchten sie mit Kennermiene.

Nach dem Essen und Trinken begann ein großer Sängerwettstreit. Die Grönländer sangen zuerst auf unser Bitten ein Tanzlied. Sie haben

wunderbar reine Stimmen bis zu den tiefsten Baßtönen und singen überaus musikalisch vielstimmige Lieder. Dann sangen wir ein deutsches Volkslied, und so ging es immer abwechselnd, bis sich die Tanzlust regte. Ole, der immer auf Kraus' Motorboot Poul half, sollte den Grönländern auf der Ziehharmonika zum Tanz aufspielen, er war aber nirgends zu finden. Darum wurde das Grammophon aufgezogen und nach oberbayrischen Ländlern auf Grönländisch getanzt. Das größte Vergnügen bereitete ihnen Sepp Rist, wenn er ihnen einen Schuhplattler vortanzte.

Erst in den frühen Morgenstunden brachen unsere Gäste auf und gingen äußerst befriedigt nach Haus.

Eisbärszenen

Der 1. August ist der Schweizer Nationalfeiertag. Wer einmal an diesem Tage in der Schweiz abends auf einem Gipfel gewesen ist, dem wird das erhebende Bild unvergeßlich sein, wenn überall auf den Höhen die Freiheitsfeuer lodern.

Dies ließen unsere Schweizer auch in Grönland nicht ohne Feuer vorübergehen, und wir anderen Deutschen — Reichsdeutsche und Österreicher — feierten natürlich mit derselben Begeisterung mit. Abends stiegen wir auf eine Anhöhe und sammelten Weidenzweige und Sträucher, Alpenrosenbüsche und Heidekraut auf einen großen Haufen. Die Sonne versank hinter den Bergen, es wurde dämmerig. Eine ganz leise Ahnung von der fernen Polarnacht wurde in uns wach. Dann prasselten die Flammen empor, Freudenschüsse wurden abgefeuert, Leuchtkugeln in die Luft geschossen. Unsere Schweizer, Steuri, Holsboer, Zogg und Angst wurden beglückwünscht und ein paar Flaschen Wein auf ihr Wohl getrunken. Die Schweizer Nationalhymne erklang, und wir sprangen durch Feuer und Funken. Unser kleiner Guzzi Lantschner verschwand dabei ganz und gar in den Flammen, und als er wieder herauskam, da waren — o Schreck für die Komödie — seine Augenwimpern versengt. Schnell trösteten ihn ein paar lustige Lieder, die Walter Riml und Hans Ertl auf Akkordion und Ziehharmonika spielten.

Das Feuer war niedergebrannt, unsere Kehlen waren von Ruß und vom vielen Singen heiser geworden. Wir liefen den Berg wieder hinunter nach Nugatsiak, ausgelassen und froh. Mit einemmal fühlten wir, warum diese Feier so stimmungsvoll gewesen war: Wir Deutschen waren im fernen Lande unter uns gewesen.

In den ersten sonnigen Augusttagen kamen nun endlich auch die Eisbären zum Filmen heran. Beide Motorboote fuhren von Nugatsak ins Meer hinaus, um die ihnen schon vertraute Tätigkeit auszuüben, einen geeigneten Eisberg zum Aussteigen für die Eisbären zu suchen. Diesmal klappte alles ganz ausgezeichnet. Wir näherten uns einem Eisberg, dessen Gipfel nur etwa 8 m hoch war und dessen Seitenflächen an einigen Stellen ganz flach zum Meer hin ausliefen. Wir legten an, warfen ein Stück Seehundsfleisch aufs Eis und zogen dann die mittleren Gitterstäbe des Käfigs fort. Zuerst wollte der Eisbär nicht recht an den Braten heran. Er mußte erst von hinten etwas gestoßen werden, um endlich einen halben Schritt vorwärts zu tun. Ihm war das Eis doch etwas ungewohnt. Schließlich faßte er Mut. Dann kam der große Satz, er sprang, rutschte an der schrägen Wand herunter und schwamm schon im Meer.

Die Aufregung und die Begeisterung waren ungeheuer, denn nun war der Augenblick da, wo sich die Theorien bestätigen konnten, die wir seinerzeit bei der Überfahrt nach Grönland ausgedacht hatten. Etwas war schon ganz anders: Der Eisbär kümmerte sich überhaupt nicht um die Menschen, die ihn von allen Seiten bestaunten. Er verhielt sich so, als ob wir gar nicht da waren. Das Motorboot fuhr langsam hinter ihm her. Mit großer Gewandtheit schwamm er um den Eisberg herum und suchte Stellen, an denen er emporklimmen konnte. Seine ersten Versuche schlugen indessen fehl, da das schwere Tier sich an dem glatten Eis mit den Vordertatzen nicht halten konnte. Dann fand er eine Stelle, wo der Eisfuß unter Wasser weit vorsprang. Nun konnte er sich mit den Hinterbeinen abstoßen und so mit Leichtigkeit auf den Eisberg hinaufspringen. Auch jetzt kümmerte ihn die Umgebung nicht im geringsten. Als wenn er sein ganzes Leben lang nichts anderes gemacht hätte, ging er sogleich auf Nahrungssuche, witterte bald das Seehundfleisch und fraß es auf.

Wir fuhren nun mit dem Motorboot unmittelbar an den Eisberg heran und hielten uns mit dem Bootshaken fest. Der Eisbär suchte

langsam den ganzen Eisberg nach Nahrung ab, und es war ihm anzusehen, wie wohl er sich bei dem warmen Wetter auf dem kühlen Eis fühlte. Er erwartete wohl vom Motorboot noch mehr Futter und kam bis auf 1 m Abstand heran. Niemand von uns hatte bisher ein so gewaltiges Tier aus allernächster Nähe in voller Freiheit gesehen. Darum kam zu dem Gefühl der Begeisterung über die Schönheit und die wunderbaren Bewegungen des Bären das Bewußtsein der Gefahr. Mit einem einzigen Satz hätte der Bär auf unser Boot springen können.

Aber das regte niemanden auf. Die Photographen wurden höchstens aufgeregt dadurch, daß sie nicht gleich zum Schuß kamen. Jeder, der einen Apparat hatte, lief auf dem Motorboot hin und her, um die schönste Einstellung zu bekommen. Dadurch wurden sogar die Filmaufnahmen behindert. Die allgemeine Aufregung war nur zu begreiflich, da es wirklich etwas unerhört Neues für jeden war. Der Anblick des kraftvollen Tieres auf dem blendend weißen Eisberg war wundervoll.

Jetzt sahen wir: Eisbäraufnahmen im Zwinger sind damit überhaupt nicht zu vergleichen. Gerade für den Filmoperateur war der Bär in Freiheit ein dankbarer Gegenstand. Seine Bewegungen waren überaus gewandt; erstaunlicherweise rutschte er niemals aus, sondern benutzte seine vier Tatzen zum langsamen, planvollen Rutschen oder Kriechen auf den schrägen Glatteisflächen. Sehr geschickt drehte er sich sogar auf schmalen Eisgraten herum, und nur anfangs fürchteten manche, daß er dabei ins Wasser fallen könnte.

Um den Eisbär ein bißchen zu reizen, wurde Sepp Rist auf einer anderen Seite auf dem Eisberg abgesetzt und ging dann ohne Waffen mutig auf den Bären zu, hob Eisblöcke auf und warf ihn damit. Der faßte das offenbar humoristisch auf, denn er würdigte Rist nur eines kurzen Blickes und trabte dann sichtlich guter Laune ein paar Schritte weiter, bis er ein großes Stück Eis auf die Schulter bekam. Nun wurde er ärgerlich, guckte aber nur einen Augenblick auf. Anscheinend siegte seine Gutmütigkeit über ihn. Er mochte wohl bei sich denken: „Was soll ich mich erst mit diesem Knirps einlassen.“ Dann duckte er

sich und glitt langsam auf allen vieren schräg hinab ins Wasser, mit dem Kopf voran. Er nahm Richtung nach Nugatsak und schwamm davon.

Woher er die Richtung „auswendig wußte", war uns ein Rätsel. Bis nach Nugatsak waren es immerhin 5 bis 6 km. Es kam uns so vor, als ob sich der Bär etwas in den Kopf gesetzt hatte und das nun mit aller Gewalt durchführte.

Wir also alle hinter ihm her, d. h. zwei Motorboote, zwei Ruderboote, 10 Kajaks und – Udet mit dem Flugzeug! Der war nämlich gerade vom Fliegerlager aus Igdlorsuit herübergekommen. Unsere Motorboote und Ruderboote versuchten, den Bären abzudrängen, und legten sich quer vor ihn, aber er zeigte nicht die geringste Scheu, weder vor Menschen noch vor dem Geräusch der Motoren. Er schwamm im Bogen drum herum und dann genau in der alten Richtung wieder weiter.

Nun hatten wir wohl alle in Indianerbüchern gelesen, wie man Pferde oder Menschen mit dem Lasso fängt. Erinnerungen an diese schöne Zeit stiegen sicherlich in unseren Alpinisten wieder auf, als sie daran dachten, das nun mal praktisch an einem Eisbären zu erproben. Seile hatten wir genug mit, eine Schlinge war schnell angebracht, und dann ging das Preiswerfen los. Aber so leicht war das denn doch nicht! Selbst wenn einmal eine Schlinge so geworfen wurde, daß sie sich um den Kopf des Eisbären legte, genügte ein Tatzenschlag des Bären, um sie wieder abzustreifen. Ihm schien das beinahe noch Spaß zu machen, während es unseren Ehrgeiz immer mehr anstachelte.

Inzwischen waren die Filmoperateure dauernd tätig. Riml und Kegl filmten sogar vom Ruderboot aus, und ihre verwackelten Aufnahmen geben ein getreues Abbild von dem Wellengang und der Hitze des Gefechts.

Aber der Eisbär schwamm immer in derselben Richtung weiter. Udet gedachte ihn auf seine Weise vom Lande abzudrängen. Er überflog den Bären so dicht, daß die Schwimmer das Wasser und das Fell

streiften, aber das machte auf den Bären nicht den geringsten Eindruck, was wohl niemand gedacht hätte. Selbst als Udet seine Maschine dem Bären direkt quer zur Schwimmrichtung vor die Nase setzte, guckte er nur einen Augenblick verächtlich auf und verlangsamte seine Schwimmbewegungen auch nicht um einen Deut.

Erst als ein kleiner Eisberg ihm in die Quere kam, verspürte er Lust nach Abwechslung und kletterte seelenruhig hinauf bis zur höchsten Spitze. Dort schaute er sich würdevoll nach allen Seiten um. Das war über alle Vorstellungen großartig, und wir waren aufs höchste begeistert von der unvergleichlichen Harmonie des Bildes.

Nun hatte Fanck endlich das, was sein seherischer Blick ihn schon in Deutschland hatte ahnen lassen: einen Eisbären auf der Spitze eines kristallklaren Eisberges, der Eisberg umbrandet vom Eismeer, und alles in Bewegung.

Ja, die kühnsten Hoffnungen wurden noch übertroffen, als der Eisberg auf einmal begann, sich langsam zu drehen. Er wälzte sich schließlich mitsamt dem Eisbären einmal ganz herum; der Bär fiel dabei ins Wasser und war über den Vorgang sichtlich erstaunt, aber nicht erschrocken. Dies zufällige Ereignis wurde von beiden Apparaten bei bester Beleuchtung aus kurzer Entfernung gedreht.

Jetzt fiel dem Eisbären anscheinend wieder ein, daß er ja nach Nugatsak wollte, und unentwegt, wie an der Schnur gezogen, steuerte er auf sein Ziel los. Unbegreiflich, woher er auf so große Entfernungen das genaue Richtungsgefühl hatte. Wieder versuchten einige, ihn mit Schlingen zu fangen, aber nur einer konnte es mit seiner Gewandtheit aufnehmen und zeigte sich als sein Herr und Meister. Das war wieder Tobias. Er ließ sich von einem anderen Grönländer im Ruderboot hinter dem Eisbären her rudern, so dicht, daß er ihm eine große Schlinge nicht etwa umwarf, sondern tatsächlich umlegte; die wurde dann um den Leib herum zusammengezogen und das andere Ende des Seils am Motorboot befestigt. Dadurch konnten wir nun den Eisbären mit aller Kraft ziehen und brauchten nicht zu befürchten, daß er erstickte.

Die schönsten Szenen waren gedreht, und wir wollten nun den Eisbären wieder in den Käfig hineinbringen. Er bekam noch ein paar Schlingen um seine Beine, und dann zogen alle Mann mit aller Kraft an allen Seilen und hoben den Eisbären auch tatsächlich so hoch, daß er schon mit seinem Kopf im Käfig war. Aber diese neue Beförderungsart schien ihn doch mit Mißtrauen zu erfüllen, denn plötzlich stemmte er sich mit allen vieren gegen Käfig und Bootswand, und da war nichts mehr zu machen. Er schwebte so eine ganze Weile zwischen Himmel und Wasser, bis er die Besatzung davon überzeugt hatte, daß er wirklich nicht hinein wollte. Da mußten wir ihn notgedrungen wieder fallen lassen.

Es blieb nichts übrig, als den Eisbären wieder weit hinauszuschleppen in die Nähe eines Eisberges. Wir hofften, daß er vielleicht doch sein Richtungsgefühl verlieren würde. Dort wurde er befreit und kletterte zur Freude aller sogleich hinauf. Anscheinend war er doch von den Filmaufnahmen etwas „mitgenommen" und legte sich daher sogleich schlafen. Eins unserer Motorboote blieb zur Wache dort. Bei einem plötzlich einsetzenden Sturm muß der Eisbär der Wachmannschaft wohl entgangen sein, denn er verschwand und konnte wegen der weißen Schaumköpfe nicht wiedergefunden werden.

Am nächsten Morgen ging alles auf Suche. Stundenlange Bemühungen waren vergeblich, bis ihn schließlich jemand durch Zufall auf einer kleinen Felseninsel gar nicht weit von Nugatsak entdeckte. Er hatte also doch die Richtung wiedergefunden! Die Insel heißt seitdem „Bäreninsel".

Um ihn wieder für Filmaufnahmen zu gebrauchen, mußte er natürlich erst einmal von der Insel heruntergebracht werden. Sepp Rist trieb ihn mit einer Weidenrute ins Wasser. Dann wurden noch ein paar Aufnahmen mit dem Bären gemacht, aber er war nun doch müde geworden und zeigte keine Lust mehr zu neuen Kunststücken.

Es war sehr schade, daß der richtige Eisbärenzwinger, der uns nachgeschickt werden sollte, immer noch nicht da war. In den Käfig auf dem

Motorboot konnten wir ihn nicht wieder zurückbringen. Ein Eisbär in Freiheit so dicht bei einer Siedlung bedeutete aber für Frauen und Kinder der Grönländer eine große Gefahr. Darum blieb nichts übrig, als ihn zu erschießen. Zogg erlegte ihn mit einem Meisterschuß. Der Bär wurde abgehäutet; sein Fleisch, das möglicherweise giftig war, im Meer versenkt. Das Motorboot kehrte nach dieser traurigen Exekution mit der Flagge auf Halbmast in den Hafen zurück.

Dieser Ausgang ging manchem Tierfreund nahe. Aber Weichherzigkeit ist hier nicht angebracht. Der Eisbär starb eines schmerzlosen Todes und starb, weil es notwendig war. In der Natur ist er durch Eisberge und Hunger sicherlich viel größeren Leiden ausgesetzt.

Diese ersten Erfahrungen mit unseren Eisbären bestätigten glänzend Dr. Fancks Theorie, daß wirklich schöne Eisbäraufnahmen bisher deshalb nicht möglich waren, und nie gezeigt worden sind, weil man einen wilden Eisbären nicht erst suchen und ihm dann mit der Kamera nachspringen kann. Es geht nur so, daß Bären gefangen und vor der Kamera wieder in Freiheit gesetzt werden. Die Idee, Eisbären von Europa mitzunehmen, hatte sich durchaus bewährt, trotz des Spottes vieler unerfahrener Leute, die wohl glaubten, daß die Eisbären in Grönland wie Hasen herumlaufen (wie Dr. Fanck sagte). Das Filmen in Freiheit gesetzter Eisbären war immer noch schwierig und gefährlich genug. Durch die Gefangenschaft hatte die Kraft der Bären so wenig gelitten, daß der erste 24 Stunden lang fast ununterbrochen schwamm, ehe er Zeichen von Ermüdung zeigte. Vielleicht waren die Filmaufnahmen aus 2 m Nähe noch viel gefährlicher als mit wilden Eisbären, da diese wenigstens vor den Menschen eine instinktmäßige Scheu haben und nur angreifen, wenn sie selbst bedroht werden. Unsere Eisbären, die schon einige Jahre in Gefangenschaft lebten (und allerdings von Hagenbeck als zu wild zur Dressur uns überlassen worden waren), hatten jede Scheu vor den Menschen verloren und waren neben ihrer Gutmütigkeit geradezu dreist und frech. Da ihre Bewegungen oft blitzschnell waren, hatte es der

Mann an der Kamera nicht immer leicht, wenn auch unsere Alpinisten mit geladenen Gewehren dabeistanden.

Die Aufnahmen sind so schön geworden, daß das Thema völlig naturwahr und künstlerisch vollendet im Film festgehalten ist. Durch die großartigen Nahaufnahmen und die herrlichen Bildausschnitte werden die Beschauer fast zu sehr verwöhnt. Nur wenige Menschen besitzen die besondere Veranlagung und Schulung, um draußen in der Wirklichkeit solche Bilder aus der Natur herauszusehen, wie sie der Film zeigt.

Nugatsak

Man darf nicht etwa denken, daß wir nun den ganzen Sommer hindurch Filmaufnahmen machen konnten. Die wichtigste Voraussetzung dafür, die gute Beleuchtung, fehlte leider sehr oft. Im ganzen war dieser Sommer verhältnismäßig schlecht. Es gab nur wenige Tage mit Sonnenschein und blauem Himmel, und jeder einzelne Sonnentag wurde bis zur vollständigen Übermüdung aller ausgenutzt, um soviel Aufnahmen herauszuholen wie möglich. Auch an Sturmtagen war die Filmarbeit draußen auf dem Meer an Eisbergen unmöglich. Die Motorboote waren durch den hohen Seegang gefährdet, und selbst wenn es nicht gerade gefährlich war, wären Filmaufnahmen vom Verdeck der Motorboote aus doch schlecht geworden, weil die Aufnahmen durch das Schaukeln verwackeln.

An solchen Tagen wurden wir in Nugatsak häuslich. Unser liebes Nugatsak! Es waren eigentlich zwei Siedlungen geworden. Dicht am Wasser nahe der vorspringenden Halbinsel wohnten die Grönländer. Dahinter dehnte sich ein paar hundert Meter weit eine flache Ebene aus, und dann stieg das Land hügelig an. Hinter den ersten kleinen Anhöhen zwischen Felsblöcken und Gras war die deutsche Siedlung, unser Zeltlager.

An einem Bach, der das Schmelzwasser vom Gebirge herunterbrachte, standen die Zelte der Komödie. Hier wohnten Andrew und Jarmila Marton, Guzzi Lantschner und der junge Adlon, dem der Übergang von dem großen Hotel seines Vaters zu dem kleinen Grönländerzelt manchmal etwas komisch vorkam und etwas nie Erlebtes bedeutete. In der Nähe bewohnte Metain das Küchenzelt für die

Komödianten. Sie hatten ihre eigene Arbeitszeit und daher auch besondere Tischzeiten.

Etwas höher oben hatte Hans Ertl für Leni Riefenstahl ein Zelt aufgeschlagen und mit einer hohen Steinmauer wie eine Burg umgeben, zum Schutz gegen die Hunde. Den Beschluß dieser kleinen Zeltstadt bildeten die beiden Zelte der Wissenschaftler (Fritz und Else Loewe in dem einen, meine Frau und ich in dem anderen). In der Zeit, als die Kajakszenen gefilmt wurden, wohnten hier auch Knud Rasmussen und seine Sekretärin Emmi Langberg.

Wer einfache Lebensweise gewöhnt ist, der wird an das Zeltleben in Grönland gern zurückdenken. Die innige Naturverbundenheit ist allein schon soviel wert, daß dagegen die kleinen Unbequemlichkeiten, die manchem als Wunder was vorkommen, gar nicht ins Gewicht fallen.

Gegen die Mückenplage zogen wir mit Flitspritzen zu Felde. Außerdem waren die Zeltvorhänge so praktisch, daß kaum eine Mücke hineinkam.

In unseren Schlafsäcken schliefen wir auf luftgefüllten Gummimatratzen weicher und wärmer als in Federbetten. Manchmal allerdings wachten wir morgens auf und fanden uns unter dem eingestürzten Zelt begraben. Die Zeltstäbe aus Metallrohr hielten leider nicht das, was sie versprochen hatten, es genügte schon ein Föhnsturm, um sie zu zerknicken. Nun, das war nicht so schlimm, wir kauften uns am Holzlagerplatz der Siedlung armdicke Tannenbaumstämme und schnitten uns daraus neue, bessere Zeltstäbe. Die hielten den ganzen Sommer über.

Wir hatten unsere Zelte absichtlich etwas entfernt von der Grönländersiedlung aufgeschlagen, um von der Hundeplage verschont zu bleiben. Tatsächlich hatten wir es aber gerade falsch gemacht, denn die Hunde machten ihre räuberischen Überfälle immer dann, wenn unsere Zelte unbewacht waren. Dicht neben den Grönländerhäusern hätten unsere Zelte viel besser gestanden, weil die Hunde durch das dauernde Hin- und Hergehen der Menschen in der Siedlung leichter verscheucht werden.

Wir halfen uns dadurch, daß wir einige Grönländerkinder als Wache bei den Zelten aufstellten. Aber da diese Kinder selbst sehr verspielt sind, genügte der Schutz nicht. Wenn wir fortgingen, banden wir die Zelttür sorgfältig zu und zogen außerdem noch den Mückenvorhang vor. Aber die Hunde rissen einfach ein Stück aus der Tür heraus und fraßen zunächst einmal das auf, was ihnen am vertrautesten war, in meinem Zelt einmal zwei weiße Felle und eine Pelzmütze aus Seehund. Auch meine aufgepumpte Gummimatratze hatten sie angeknabbert und ein Loch hineingebissen. Vermutlich hat der betreffende Hund aber doch einen Schreck bekommen, als die Matratze lebendig wurde und ihn anfauchte.

Aus Lenis Zelt raubten die Hunde eine kunstvoll gearbeitete Tasche aus Seehundsfell unter dem Kopfkissen fort. Alles übrige ließen sie in so guter Ordnung zurück, daß wir eine Zeitlang glaubten, die Grönländer hätten sich an der Tasche vergriffen. Das scheint mir aber ausgeschlossen, denn die Grönländer nehmen nur das, was von den Weißen fortgeworfen wird, z. B. leere Konservenbüchsen, Pappschachteln, Kisten, Bindfaden, alte Nägel und Schrauben, zerrissenen Zeltstoff, kurz alles, woraus sie mit ihrer großen Geschicklichkeit immer noch etwas machen können.

Einmal vermißte Ertl seinen Photoapparat. Er alarmierte das ganze Dorf und setzte eine hohe Belohnung für den Finder aus. Tagelang suchten alle Kinder die Gegend ab, ohne etwas zu finden. Erst nach mehreren Wochen entdeckte ihn Ertl zufällig selbst im Grase, mit sauber abgefressenen Lederteilen. Man kann sich seine Wut vorstellen.

Am liebsten hätten wir alle Hunde totgeschlagen. Wir begnügten uns zunächst damit, jeden Hund, der sich unserem Zeltlager näherte, mit Steinen zu werfen. Einem Grönländerhund darf man ja nicht zart begegnen; nur die volle Körperkraft reicht gerade aus, um seiner Herr zu werden. Ich habe viele Hunde mit Kistendeckeln verhauen und dabei niemals einen Hund, wohl aber oft die Bretter entzweigeschlagen.

Die Hunde nehmen solche Prügelszenen leicht mit in Kauf, denn sie sind von ihren eigenen Genossen an viel schmerzhaftere Beißereien gewöhnt. Ja, es kommt gar nicht selten vor, daß ein Hund den anderen totbeißt. Eine Hündin, die gerade Junge bekommen hatte, konnte sich vor den anderen Hunden kaum retten; sie fraßen ihr ein Junges nach dem anderen unter dem Leibe fort.

Bewundernswert ist auch hier wieder, wie die Grönländer mit den Hunden fertig werden. Ihr unübertreffliches Hilfsmittel ist die 6 m lange Peitsche aus Seehundsriemen, und davor haben die Hunde wirklich einen höllischen Respekt. Und mit vollem Recht, denn die Seehundspeitsche ist in den Händen der Grönländer ein sehr schmerzhaftes Züchtigungsmittel. Bei einem richtig ausgeführten Peitschenschlag trifft das Ende den Rücken des Hundes mit über Schallgeschwindigkeit, und die Wirkung ist nicht nur an dem lauten Aufheulen des Hundes zu merken, sondern auch an den Streifen, die sein Fell bekommt. Schlittenhunde verlieren an den Stellen, wo sie oft getroffen werden, ihre Haare. Nach diesen Flecken kann man die Treffsicherheit der Grönländer beurteilen.

Wir konnten uns damit nicht messen und beschossen die Hunde daher zur Vergeltung ihrer Räubereien mit Salzladungen. Es ist nämlich streng verboten, grönländische Hunde zu töten, da sie die Lebensgrundlage der Grönländer und ihre einzigen Haustiere sind (mit Ausnahme der Laus).

Ernstlich kann man den Hunden aber doch nicht böse sein, denn es sind sehr zuverlässige, treue Tiere, die auch heute noch trotz aller technischen Fortschritte, trotz Luftschiff, Flugzeug und Motorschlitten die unentbehrliche Grundlage der Polarforschung bilden. Sie sind an alle Temperaturen gewöhnt, schlafen stets im Freien, brauchen keinerlei Pflege und sind mit jedem Futter zufrieden, das sie hinunterwürgen können.

Die Grönländer befolgen bei der Hundebehandlung den Grundsatz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, und darum werden die Hunde

regelmäßig nur im Winter gefüttert, wenn die Zeit der Schlittenreisen ist, im Sommer dagegen treiben sie sich einfach in den Siedlungen herum und fressen alles, was von den Menschen abfällt. Wird der Hunger groß, so stellen sie sich an den Strand ins Wasser und fangen sehr geschickt Fische. Schließlich treibt sie auch wohl mal die Verzweiflung dazu, in die Häuser einzudringen. Es kommt nicht sehr selten vor, daß die Hunde sogar kleine Kinder anfallen. Darum muß der Mensch hart gegen sie sein und als ihr unbedingter Herr auftreten. Die Grönländer haben leider selbst oft mit Nahrungsschwierigkeiten zu kämpfen und können daher nicht alle Hunde ernähren, die geboren werden.

Für Menschen, denen irdische Güter noch etwas bedeuten, ist daher das Zeltleben in der Nähe einer grönländischen Siedlung keine reine Freude. Viele von uns zogen daher vor, in Häusern zu schlafen. Nun ist aber Grönland kein Land mit Fremdenverkehr. Niemand darf hinein ohne Erlaubnis der dänischen Regierung (und ohne Angabe besonderer Gründe), noch nicht einmal Dänen, obwohl die Insel dänisch ist. Außer wissenschaftlichen Expeditionen fahren daher im allgemeinen nur dänische Verwaltungsbeamte hin, und diese wohnen in Staatswohnungen. Es gibt also keine Hotels oder Jugendherbergen oder sonst Unterkunftshäuser für Fremde.

Glücklicherweise sind Dänen und Grönländer gastfreundlich. Wir durften daher ausnahmsweise zwei Gebäude der Siedlung für unsere Expedition benutzen, die Schule und das Packhaus. Im Sommer haben die Schulkinder mehrere Monate Ferien, und die Schule steht dann leer. Die Schulbänke wurden an einer Wand hoch aufgestapelt, Gummimatratzen auf den trockenen, warmen Holzfußboden gelegt, und schon waren vorzügliche Schlafstellen fertig. Namentlich eins ist praktisch: es kann nichts herunterfallen, denn alles liegt schon unten am Boden.

Im Juli wohnten hier außer Fanck Marinucci, Fuhrmann und Gowland auch unser Standphotograph Ferdinand Vogel, der Tonfilmmeister Kegl und unser zweiter Koch Charlie, der früher auf der „Borodino" Koch gewesen war. Grönland hatte ihm bei der Ankunft

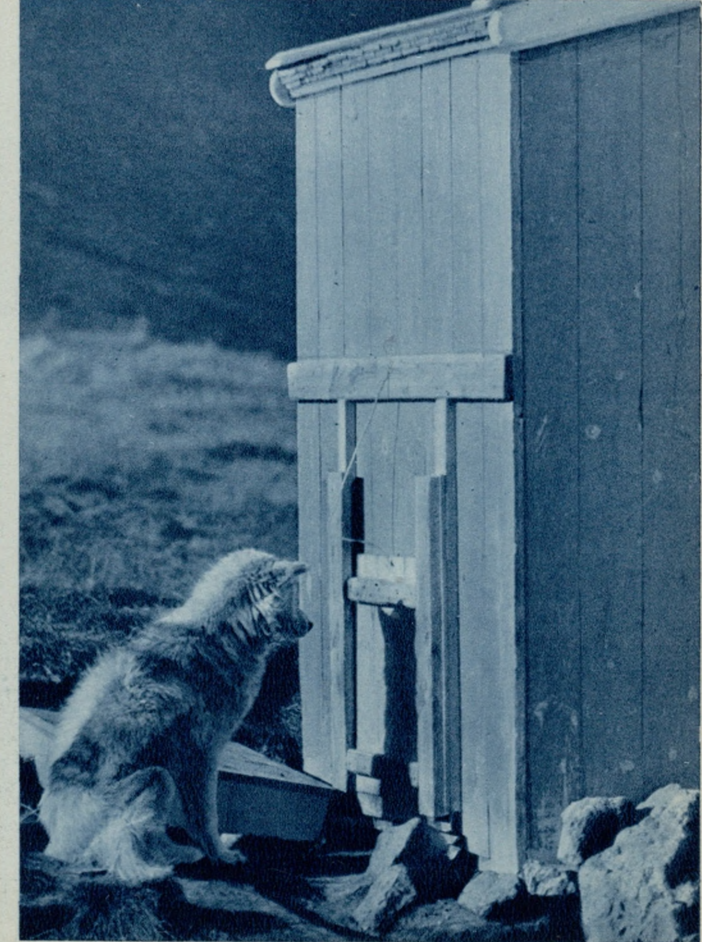


phot. Vogel

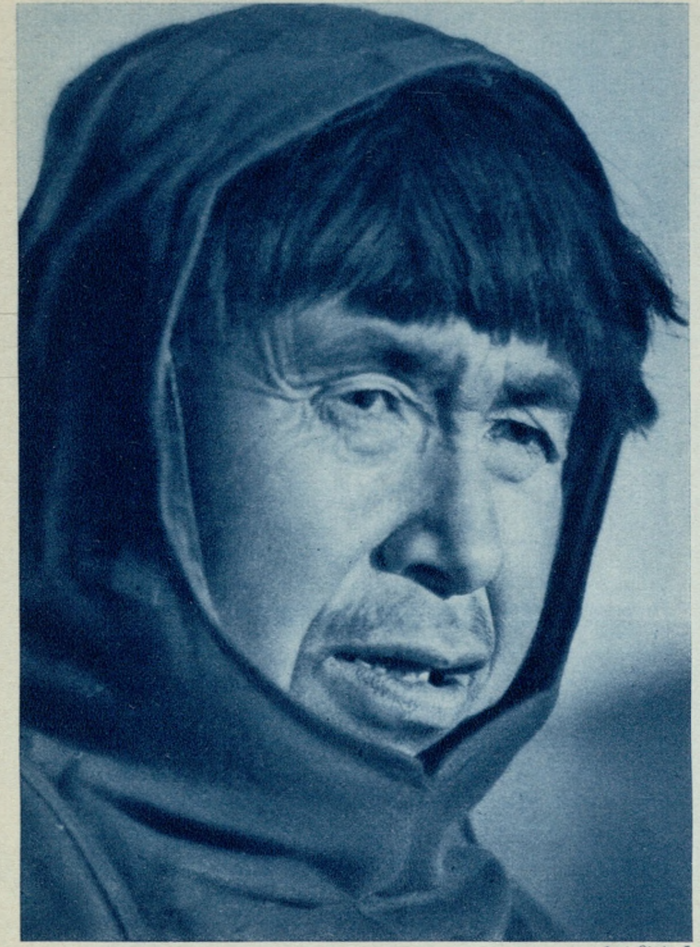
Die Hunde warten auf etwas, was erst aus dem rechten Bilde hervorgeht – – –



Nachwuchs phot. Lindeck

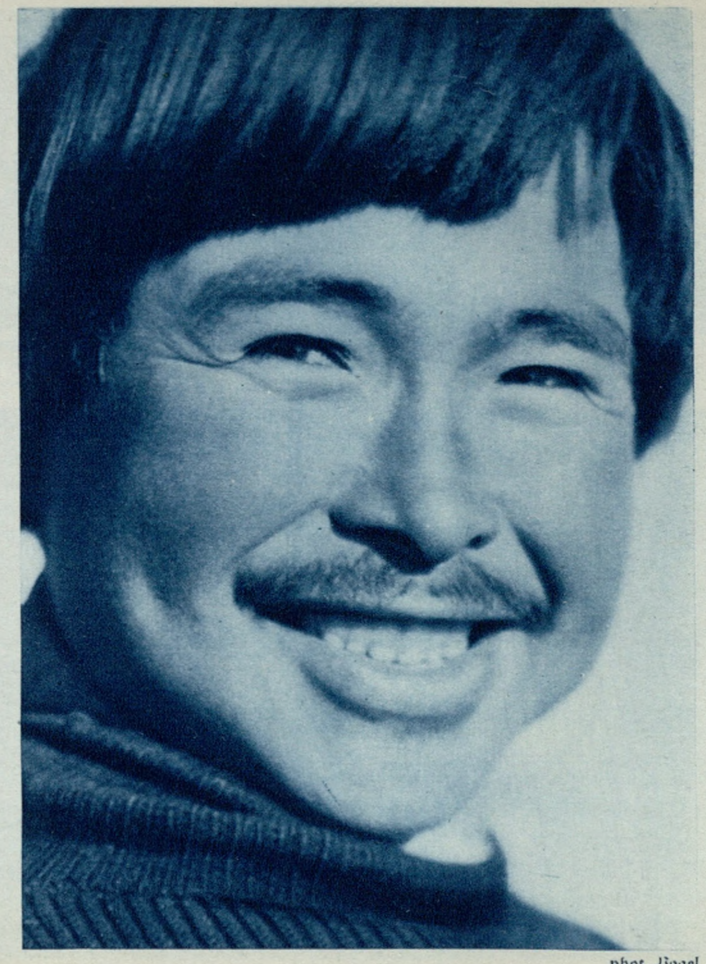


Der „Anstandsbaubau“ phot. Lindeck



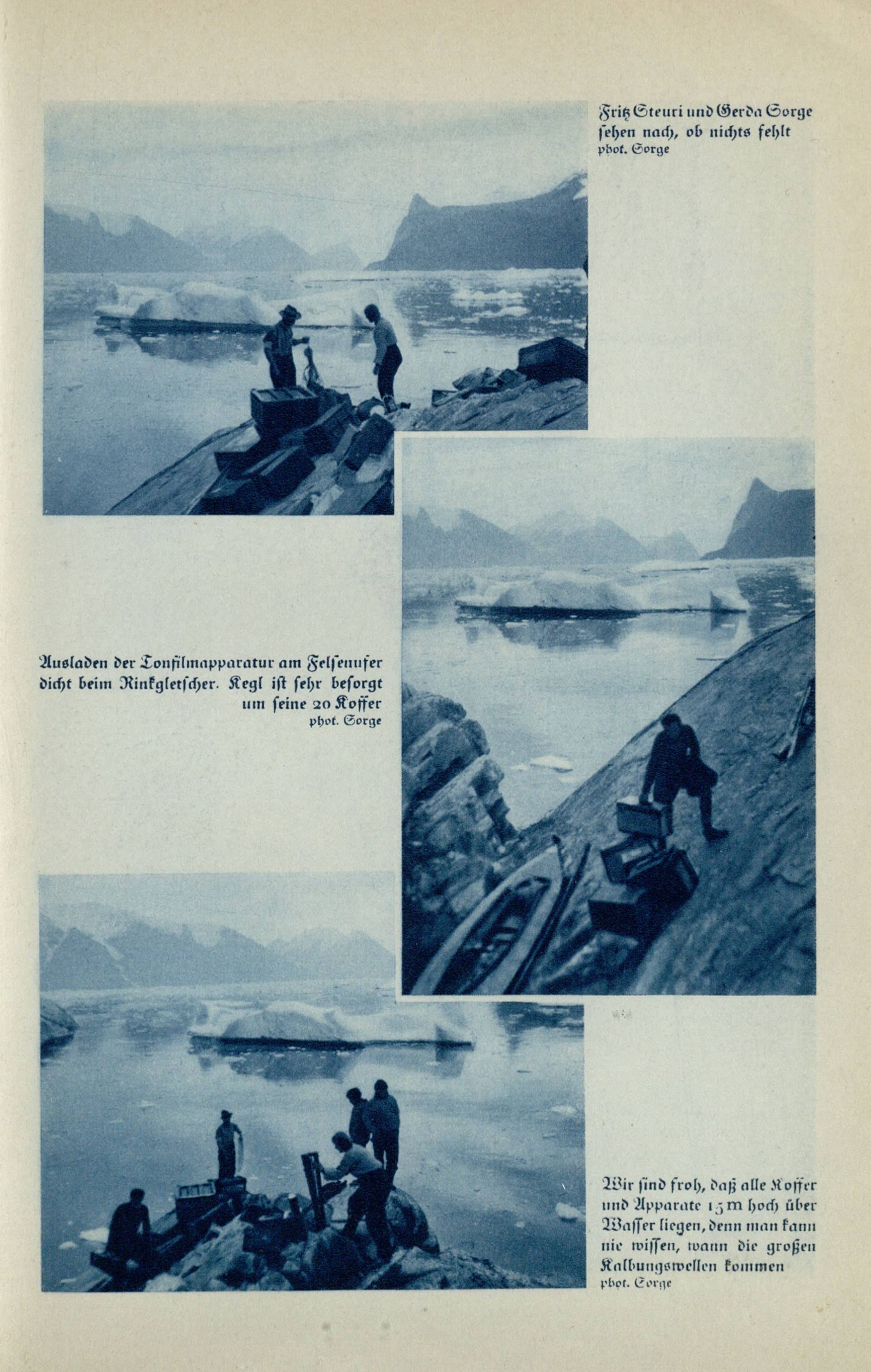
phot. Lindeck

Jonas, unser Begleiter bei der Tonfilmexpedition am Rinkgletscher



phot. Vogel

Andreas, der vom Rinkgletscher Post nach Nugatsak im Kajak brachte



Fritz Steuri und Gerda Sorge sehen nach, ob nichts fehlt
phot. Sorge

Ausladen der Tonfilmapparatur am Felsenufer dicht beim Rinkgletscher. Kegl ist sehr besorgt um seine 20 Koffer
phot. Sorge

Wir sind froh, daß alle Koffer und Apparate 15 m hoch über Wasser liegen, denn man kann nie wissen, wann die großen Kalbungswellen kommen
phot. Sorge



phot. Sorge

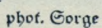
Rinkgletscherfront im Profil. Die Oberfläche ist infolge der schnellen Bewegung von 20 m täglich völlig zerrissen und in Türme aufgelöst



Links: Kalbung. Durch Herausbrechen einer Eismasse von der mehrfachen Größe des Kölner Doms wird eine Brandungswelle von etwa 30 m Höhe erzeugt. Die Gletscherfront ist 112 m hoch, die höchste der Welt

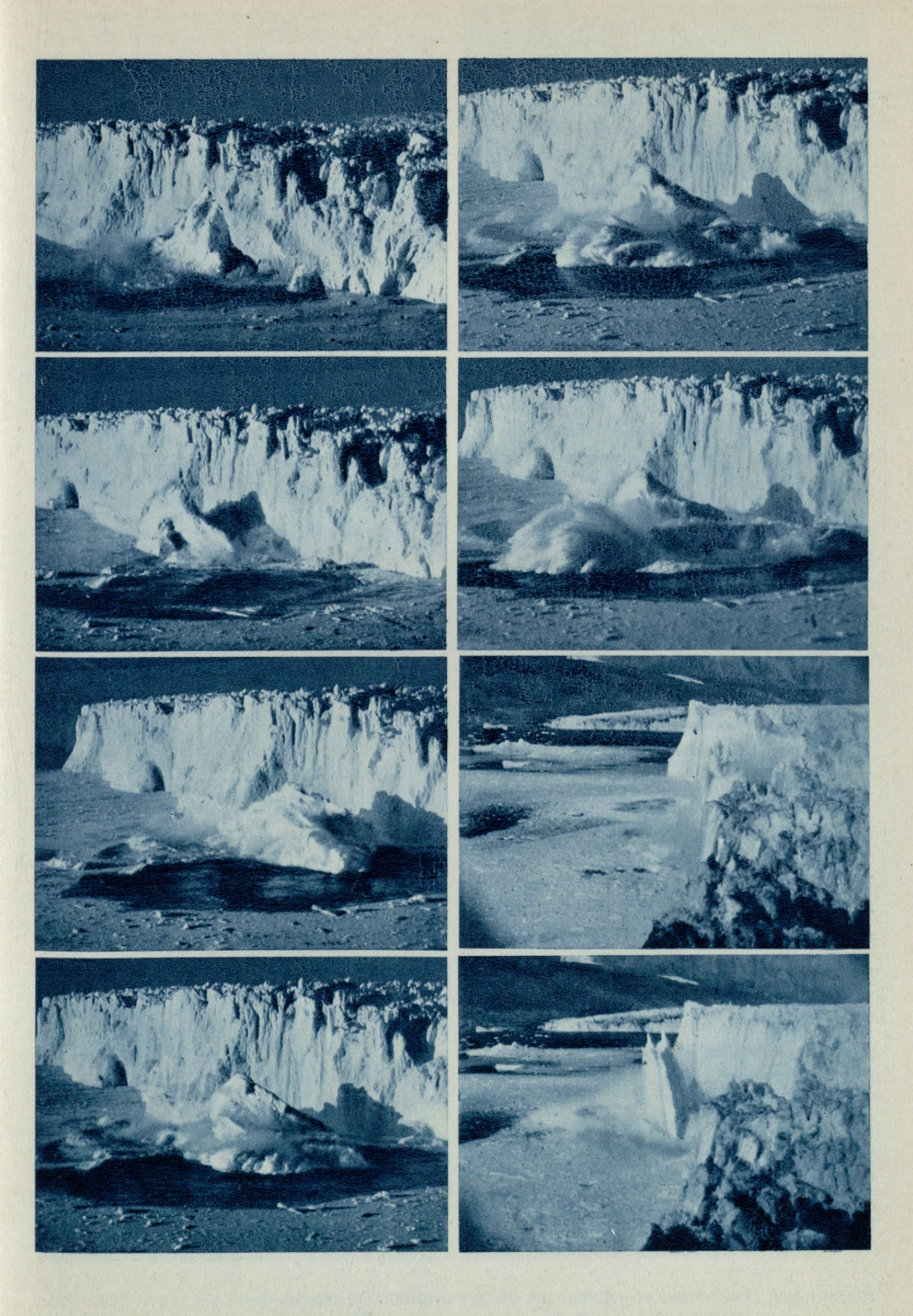
phot. Sorge

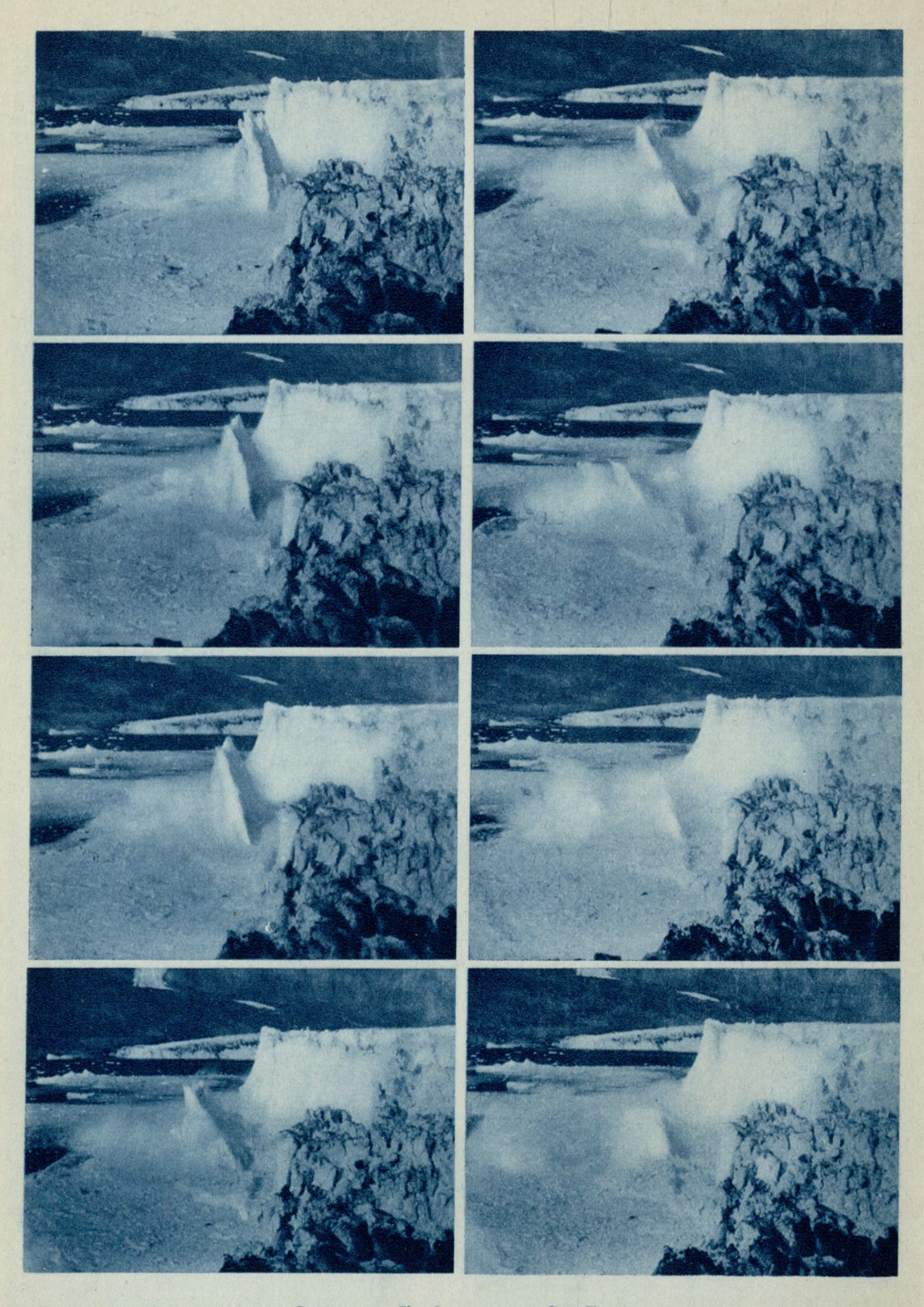
Rechts: Glücklich wieder am Rinkgletscher! Auf der Moräne steht neben dem Zelt schußbereit die Ernemannfilmkamera und der Theodolit



phot. Sorge







Rinkgletscher. Reihenbilder von Kalbungen. Größenvergleich: Die Gletscherfront hat 112 m Höhe. Bei den beiden kleineren Kalbungen reißen etwa 2 Millionen Tonnen Eis ab

Eine große Kalbung des Rinkgletschers. Die Eismasse, die weit über das Gesichtsfeld hinausreicht, hat 180 m Höhe über Wasser und wälzt sich, über und über mit zusammengebrochenen Gletschertürmen bedeckt. Der einzige noch stehende Turm hat 20 m Höhe. Zuletzt sieht der neue Eisberg glatt poliert aus. Im Hintergrunde der Gletscher

phot. Sorge

Umiamakogletscher mit einem abgetrennten, aber nicht umgekippten großen Eisberg. Auf den Bergen ist kürzlich Neuschnee gefallen



phot. Sorge

Blick vom Zelt quer über den Fjord vor dem Rinkgletscher



phot. Sorge

Derselbe Blick, nachdem der Fjord durch eine Gletscherkalbung von 600 Millionen Kubikmeter Eis auf 50 qkm Fläche lückenlos vollgestopft ist

so gut gefallen, daß er bei uns blieb und von da an zur Expedition gehörte. Die einzige weibliche Seele im Schulhaus war Elisabeth Kind, Fancks unermüdliche Sekretärin, die oft, wenn wir anderen uns ausruhen konnten, noch lange Texte für Telegramme oder das Drehbuch von Fanck aufnahm.

Ein kleiner Raum des Schulhauses diente den Photographen als Dunkelkammer; denn von jeder Filmrolle mußten Aufnahmen zur Probe entwickelt werden.

Hier im Schulhaus fanden auch die Schachwettkämpfe der Expedition statt. Zum Schachkreis gehörten Fanck, Kraus, Kelbl, Kegl, Löwe und ich. Fanck war ein leidenschaftlicher Schachspieler mit scharfem Sinn für die Schönheit der Stellungen und Bewegungen. Er hing mit schwärmerischer Verehrung daran. Im Schach sah er eine Ausdrucksform seines Willens, der immer wieder in der künstlerischen Darstellung bewegter Kräfte Gestalt werden will. Schachspiel bedeutete für ihn das „Spiel der Kräfte", die Loslösung von der Erdenschwere und den Aufstieg in eine Welt, wo Schönheit und Bewegung, Gesetz und Kraft sich rein entfalten können. Er verglich das Wesen der Schachpartie gern mit einer Fuge von Bach und sah in beiden die unbegreiflich hohe und edle Verbindung strengster Gedanken mit innigstem Gefühl. –

Wir haben wohl 50 Partien im Lauf des Sommers miteinander gespielt, und alle waren spannend. Jede trug ihr bestimmtes Gepräge und spiegelte unsere Wesensart wider. Wir spielten uns dabei alle Sorgen von der Seele fort, und oft kam Fanck beim Spiel auf ganz neuartige Gedanken für das Drehbuch. Wer Schach und Musik liebt, kann wohl nie ganz unglücklich im Leben sein.

Die Musik hatte im Packhaus ihre Stätte. An Schlechtwettertagen, wenn nicht gefilmt wurde, stand das Grammophon selten still. Jeder, der ins Packhaus kam und die steile Leiter zum zweiten Stock hinaufgeklettert war, legte schnell im Vorübergehen eine neue Platte auf. Am häufigsten erklangen oberbayrische Ländler, ein Stück Heimat für unsere Alpinisten und Operateure.

Überhaupt war das Packhaus der Treffpunkt der ganzen Expedition. Eigentlich diente es zum Aufstapeln von Lebensmitteln für die Grönländer. Beide Stockwerke waren mit Säcken und Kisten vollgestopft. Für uns war aber durch die Freundlichkeit des Verwalters Pawia der vordere Teil an der doppelflügeligen Tür ausgeräumt worden. Auf diesem Platz wurden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen. Ganz vorn standen sogar Petroleumöfen (deren Benutzung in Grönland wegen der Feuersgefahr in den Häusern sonst verboten ist), um das Speisezimmer zu erwärmen.

Etwas weiter hinten, auf den Lebensmittelsäcken, herrschte eine drangvoll fürchterliche Enge, denn hier standen die Utensilien für den Film: Aufnahmeapparate, Stative, spiegelnde Silber- und Goldblenden, Werkzeugtaschen, Rentierpelze, Koffer und Instrumente der Wissenschaftler.

Ein enger Gang führte zwischen den Säcken hindurch bis in die hinterste Ecke des Raumes. Dort hatte sich Gibson Gowland ein reizendes Eckzimmer eingerichtet, d. h. durch Wolldecken von dem eigentlichen Packraum abgetrennt. Am Ende der Ferien war er aus der Schule hierher übergesiedelt. Nach zwei Seiten hin hatte er den wunderbarsten Blick auf den Fjord. Gibson Gowland war der einzige der Expedition, der nicht deutsch sprechen konnte, und darum lebte er etwas einsiedlerisch. Zu dieser Lebensweise paßte auch die Wohnung.

Gowland verstand es ganz großartig, sich bei den Grönländern beliebt zu machen. Es ist vielleicht das beste Zeugnis für seine Schauspielkunst, daß er ohne jede Kenntnis der Eskimosprache sich allein durch Mienen und Bewegungen verständlich machen konnte. Er spielte bei den Grönländern gewiß eine große Rolle, und wenn er seine Schreie ausstieß, die er von den Cowboys in Texas gelernt hatte, dann stimmte die Bevölkerung aus Leibeskräften ein. Damit konnte er eine ganze Siedlung in Aufruhr bringen.

Im oberen Stockwerk schliefen 15 Mann. Die Lebensmittelkisten waren so aufgestapelt, daß der Raum in lauter kleine Kaminern auf-

geteilt wurde. Es erinnerte ein ganz klein wenig an das Schlaraffenland, denn die Wände der Zimmer bestanden aus Zucker, Zuckerkand, Rosinen, Backpflaumen und anderen schönen Sachen. Wenn wir zu kräftig auf eine Kiste traten, kamen die Süßigkeiten schon herausgeflossen.

Gleich vornan neben der Leiter und dem Grammophon, an der einen Längsseite schliefen Steuri, und Holsboer, ihnen gegenüber Rist, Jogg, Angst und Foeger. In der Mitte beider Längsseiten waren zwei Prachtbauten entstanden. Schneeberger und die Photographin Gisela Lindeck-Schneeberger hatten sich aus Vorhängen eine allerliebste Eigenheimsiedlung gebaut.

Aber die Krone aller Bauten war die Wohnung von Walter Riml und Waldi Traut. Walter Riml war der Längste von unserer Expedition (2,05 m). In Umanak hatte er sich 30 (dreißig) m schwarzes Tuch gekauft, um sich daraus ein Paar Hosen zu machen — wie er uns vorreden wollte. Ein bißchen war noch übriggeblieben, und das wurde nun an die Kisten genagelt und an den Dachbalken aufgehängt. So entstand ein Zimmer, das immer stockfinster war. Decke und Wände des Zimmers wurden mit Sternen aus Gold- und Silberpapier beklebt, und wenn die Lampe angezündet wurde, wölbte sich der schönste Sternenhimmel über den beiden Künstlern. Ein Primuskocher erhitzte den Raum in wenigen Augenblicken bis zur Tropenglut und machte ihn darum zum Lieblingsaufenthalt der Frauen beim Haartrocknen.

In den hintersten Ecken des zweiten Stockwerkes hatten sich Fuhrmann, Schriek, Klingler und Kegl häuslich eingerichtet.

Ganz hoch oben unter dem Dach war durch eine Lage Bretter auf den Dachbalken noch ein drittes Stockwerk geschaffen worden, zu dem man nur durch eine alpine Hochtour über Zuckerkandkisten aufsteigen konnte. Hier war es eng, aber warm, denn die Hitze von den verschiedenen Öfen mußte sich unweigerlich oben ansammeln. Hier wohnten im Herbst Buchholz, Marinucci, meine Frau und ich.

Der Speicher war unsere Zufluchtsstätte, als der Herbst mit schneidender Kälte und eisigen Winden kam, als der Aufenthalt in

den zerrissenen Zelten unerträglich wurde. Wenn wir noch einmal eine ähnliche Expedition machen sollten, würden wir bestimmt Bretter und Balken mitnehmen, um uns ein Holzhaus zu bauen. Es lohnt sich auf jeden Fall, einen Raum zu haben, in dem man vor schlechtem Wetter wirklich geschützt wohnen und arbeiten kann.

Unsere Küche in Nugatsak war nicht so großartig wie seinerzeit in Umanak. Marinucci und Charlie arbeiteten in einem unserer großen Spitzzelte. Da stand in der Mitte ein Herd für Kohlenfeuerung, nach oben führte durch eine Öffnung im Zelt der lange Schornstein ins Freie. Ringsum an den Zeltwänden standen die geöffneten Kisten mit den Lebensmitteln.

Die Verteilung des Proviants auf die Dauer einer Expedition ist eine schwierige Aufgabe, namentlich wenn die Expedition an mehreren weit entfernten Orten arbeitet. Zeitweise hatten wir Abteilungen gleichzeitig in Nugatsak, Umanak, Igdlorsuit, am Rinkgletscher und außerdem noch die Besatzung der Motorboote. Wir wurden die ganze Zeit über ausgezeichnet verpflegt. Der Koch hat aber doch so sparsam gewirtschaftet, daß am Schluß noch ganze Kisten voll Leckerbissen übrig waren. So gab es in der letzten Expeditionszeit wochenlang hintereinander Spargel und Erdbeeren.

Natürlich konnten die Köche nicht allein die Wirtschaft für 30 Mann führen. Wir hatten regelmäßig mehrere Grönländermädchen, die das Geschirr abwuschen und beim Zubereiten der Speisen halfen. Die Mädchen mußten Eis holen, es in Stücke schlagen und in Fässer füllen; daraus gewannen wir Schmelzwasser. Sie mußten Kartoffeln schälen, Konservenbüchsen öffnen, Fische entgräten und abschuppen.

Zum Schutz gegen die Hunde wurde das Kochzelt mit Tonnen umstellt und mit einem eisernen Gitter umgeben. Außerdem blieb jede Nacht eine Wache am Eingang. Aber die Hunde wurden durch die schönen Küchengerüche mit solcher Gewalt angezogen, daß sie doch ein paarmal ins Zelt einbrachen und dann alle geöffneten Konservenbüchsen ausleckten. Das Gesicht unseres guten Marinucci bekam nach

solchen Vorfällen einen ganz anderen Ausdruck. Den kann man aber nicht beschreiben, und darum hat ihn unser bester Zeichner Ernst Udet im Bilde festgehalten.

Nugatsak liegt an einer sehr stürmischen Ecke. Eines Morgens flog das ganze Küchenzelt davon, und Marinucci saß auf den Resten seiner Kücheneinrichtung wie auf den Trümmern Karthagos. Er hatte es wirklich schwer. Unglücklicherweise gab er sich große Mühe, die Speisen besonders hübsch und geschmackvoll anzurichten. Zum Beispiel erschien Wurst auf der großen Schüssel gewöhnlich in der Form von millimeterstarken Scheiben, so wie man es in einer sogenannten feinen Gesellschaft gewöhnt ist. Natürlich waren sämtliche Scheiben auf einer Schüssel gerade genug für einen von uns. Es wäre praktischer gewesen, ganze Würste auf den Tisch zu stellen. Wenn unsere Alpinisten von den Eisbergen zurückkamen, hatten sie Hunger, und schon allein die Seeluft tat das ihrige. So kam es, daß Marinucci immer wieder über unseren großen Appetit staunte. Schließlich kriegte er uns aber doch alle satt, und die Gewichtszunahme der Expeditionsteilnehmer stellt ihm das beste Zeugnis aus.

Nun noch ein Wort von der Kehrseite der Medaille. Walter Riml, unser Zimmermann, baute für den vom Leser mit Recht vermuteten Zweck ein kleines Holzhäuschen, dessen Rückwand unten eine durch eine Klappe verschließbare Öffnung hatte. Diese Konstruktion beruhte wesentlich auf der Mitwirkung der Hunde. Wer zu diesem Häuschen ging, hatte als ständige Begleiter eine riesige Meute, die am Holzhaus anstand, bis die hintere Klappe geöffnet wurde („Anstandsbaubau"). Noch im selben Augenblick stürzten sie hinein, und nach Sekunden war jedes Zeichen menschlicher Tätigkeit verschwunden. Wir nannten es „Hundespülung". Das ist grönländische Hygiene.

Tonfilm am Rinkgletscher

Franz Kelbl hatte mich gesund und wohlbehalten vom Rinkgletscher wieder zurückgebracht nach Nugatsak. Das war die fünfte Fahrt zum Rinkgletscher gewesen. Meine Erzählung von den riesigen Kalbungen des Gletschers hatten Fanck nicht erschreckt, sondern begeistert. Zuerst hielt er eine strenge, zuletzt eine gütige Strafpredigt. Und dann sagte er: „Das müssen wir filmen!"

Für diese Unternehmung wurde mindestens ein Motorboot gebraucht. Das war schwer freizubekommen, da die Motorboote im August bei den Eisbäraufnahmen zu tun hatten. Fanck gab mir für alle Fälle nützliche Winke für Filmaufnahmen, denn er konnte seine Operateure mit ihren Filmapparaten nicht entbehren. Ich lernte daher mit einer älteren Ernemann-Filmkamera umgehen. Außerdem sollte die ganze Tonfilmapparatur zum Gletscher gebracht werden, denn das Getöse der Kalbungen schien unnachahmlich und mußte unbedingt in der Natur aufgenommen werden. Darum sollte auch der Tonmeister Kegl mitkommen. Zur weiteren Hilfe kam noch meine Frau mit, ferner Steuri und die beiden Grönländer Daniel und Andreas. Als Gäste fuhr auch Familie Loewe mit, die sich gern den wundervollen Fjord ansehen und, wenn die Zeit reichte, wissenschaftliche Messungen des Meerwassers machen wollte.

Am 16. August fuhr Kraus mit uns los. Es ging natürlich sehr viel schneller als mit dem Faltboot, aber im östlichen Teil des Fjords nahmen die Kalbeismassen so zu, daß wir nicht wußten, ob es möglich war, bis zum Gletscher vorzudringen. Um für alle Fälle die Fahrt wissenschaftlich auszunutzen, machte ich mit Steuri zusammen eine Lotung, als wir 11 km vom Gletscher entfernt waren. Wieder gab es

eine Rekordtiefe, diesmal 1108 m. Bei der Weiterfahrt hielten wir uns dicht am Südufer. Die Treibeisschollen wurden so groß, daß das Motorboot sie nicht mehr zerteilen oder wegdrücken konnte.

An einem kleinen Seitengletscher war das Wasser wieder etwas offener. Wir kletterten alle der Reihe nach am Mast empor und hielten Umschau. Der Fjord war mit lauter Tafeln von zusammengefrorenen Kalbeisstücken bedeckt. Es war unmöglich und wegen der drohenden Kalbungswellen auch nicht zu verantworten, weiterzufahren, denn wenn das Motorboot rings von Eisbergen umgeben ist, kann es durch Kalbungswellen ohne weiteres im Fjord zerschmettert werden. Nur bei einigermaßen offenem Wasser darf man es wagen, in die Nähe der Gletscherfront zu fahren.

Wir kehrten also notgedrungen um, und der sechste Versuch zum Rinkgletscher war wieder einmal ein Fehlschlag. Aber die eine Lotung hatte sich doch gelohnt. 18 Stunden nach unserer Abfahrt waren wir schon wieder in Nugatsak.

Der siebente Versuch wurde erst am 23. August unternommen, nachdem wir uns am Abend vorher mit den erfahrensten Grönländern lange über die Eisbedingungen unterhalten hatten. Jetzt nahte schon der Herbst. Jede Nacht bildete sich im Fjord ziemlich starkes Neueis. Wenn wir 14 Tage am Rinkgletscher bleiben wollten, dann war es vielleicht kaum mehr möglich, daß ein Motorboot uns wieder abholte. Der Name „Rinkgletscher" hatte für uns alle einen etwas unheimlichen Klang, und die Verantwortung für die auszusendende Abteilung lastete daher schwer auf dem Expeditionsleiter. Aber alle Grönländer erklärten übereinstimmend, daß im Laufe des September zwar die Neueisdecke ziemlich stark werden könnte, daß sie aber bei jedem größeren Föhnsturm wieder vollständig zerbrochen würde. Es konnte also schlimmstenfalls nur auf eine Geduldsprobe ankommen, und wir stellten später fest, daß die Grönländer die Verhältnisse im Fjord durchaus richtig beschrieben hatten.

Am 23. morgens um 4 Uhr ging es also ernsthaft los, und diesmal

hatten Kraus' Bemühungen vollen Erfolg. Wir hatten nur am Anfang einige Schwierigkeiten beim Durchqueren einer großen Eisbergansammlung bei Nuliarfik. Weiter innen war der Fjord ganz offen; ein Föhnsturm hatte das Eis hinausgetrieben. So kamen wir ohne jede Schwierigkeit bis zu meiner alten Landungsstelle beim Gletscher und luden dank der kräftigen Arme unserer Alpinisten das ganze schwere Gepäck in kürzester Zeit aus.

Solche Arbeit muß schnell ausgeführt werden, denn man weiß nie, was der Gletscher tut. Wenn die Kalbungswellen das Motorboot am Felsenufer erwischen, dann hat es die längste Zeit gelebt.

Darum mußte während des Ausladens unser Grönländer Andreas mit seinem Kajak etwas weiter ins offene Wasser fahren zu einer Stelle, von der er die ganze Gletscherfront überblicken konnte. Er sollte uns ein Signal geben, falls die Front sich rührte. Im selben Augenblick hätte das Motorboot vom Lande abstoßen und das offene Wasser im Fjord aufsuchen müssen. All' das hätte mit größter Geschwindigkeit geschehen müssen, denn die Kalbungswellen brauchen nur 1–2 Minuten vom Gletscher bis zum Landungsplatz.

Glücklicherweise war der Gletscher während der ganzen Zeit vollständig ruhig. Wenn man ihn so sieht, dann vermutet man nicht im geringsten, wie wild er werden kann. Kraus war heilfroh, als das letzte Gepäckstück von Bord war und er davondampfen konnte. Denn er liebte sein Boot.

Nun standen wir also da, auf den blanken Felsrippen, neben unseren Kisten und Kasten. Schräg abwärts hing noch die Strickleiter, an der wir uns beim Hinauftragen des Gepäcks festgehalten hatten. Wir sahen das Motorboot noch eine Weile zwischen den Eisbergen, und als es verschwunden war, hörten wir noch lange das vertraute Bubb, bubb, bubb, bubb, das für uns die letzte Verbindung mit der Außenwelt bedeutete.

Statt Daniel hatten wir diesmal den 55jährigen Jonas mitgenommen, der zwar nicht so kräftig, aber doch überaus willig, zuver-

lässig und hilfsbereit war, eine wahre Seele von Mensch. Er hatte zu uns etwa die Stellung wie ein alter Diener, der schon jahrzehntelang bei ein und derselben Familie ist und dadurch zu den jüngeren Mitgliedern der Familie eine halb väterliche Stellung einnimmt.

Da wir unmöglich das ganze etwa 30 Zentner schwere Gepäck mit einemmal zu unserem Zeltplatz tragen konnten, nahm jeder zunächst einmal das Notwendigste mit: Schlafsack, Zelt, Petroleumkocher und einige Lebensmittel. Als Wichtigstes hing ich meine Ernemann-Kamera über die Schultern, um sie gleich an passender Stelle aufzubauen.

Unser Weg war sehr bequem. Zuerst stiegen wir über schräg aufwärts ziehende glatte Felsrippen bis 30 m Seehöhe aufwärts. Erst oberhalb beginnt mit scharfer Grenze der Lockerboden mit einer dicken Decke von Moos- und Graspolstern. Wie auf einem Teppich wanderten wir darauf entlang und auf den Gletscher zu. Dabei blieben wir ziemlich dicht am Fjord. Der gepolsterte Weg führte schräg aufwärts, und die felsigen Steilabstürze zum Meer wurden infolgedessen beim Weitergehen immer höher.

So stiegen wir hundert Meter aufwärts und gingen dann wagerecht weiter, quer über lange Mooshänge, die von vielen Bächen überrieselt waren. Der Weg wurde jetzt schlechter, da wir uns oft zwischen großen Felsblöcken hindurchwinden mußten. Mit schweren Lasten auf dem Rücken ist das Springen von Block zu Block unangenehm, denn wir wollten mit unseren empfindlichen Sachen nicht gern lang hin auf die Steine schlagen. Schließlich kamen wir zu einem Rest einer alten Seitenmoräne, die dort unmittelbar am Rand der Steilabstürze in Form eines Schuttdammes auf dem schrägen Hang lag.

Bei meinem ersten Besuch hatte ich mir die ganze Umgebung meines Zeltplatzes genau angesehen, ich war viel an allen Abhängen herumgeklettert und auch zu diesem Moränenrest gekommen. Einen besseren Punkt zum Filmen der Gletscherfront gab es gewiß nirgends. So beschlossen wir, hier unsere Zelte aufzuschlagen.

Wie wenn man von einem Balkon auf die Straße heruntersieht, so erschienen Fjord und Gletscher von diesem wunderbaren Aussichtszeltplatz. Von der Gletscherfront waren wir nur noch 500 m entfernt, und selbst mit unserem unmodernen Filmapparat mit seinen kleinen Brennweiten (35 und 50 mm) hofften wir schöne Aufnahmen zu bekommen. Für kurze Großaufnahmen hatte Kegl noch eine Handfilmkamera der Firma Bell and Howel mit Federwerk bei sich. Damit konnte er allerdings nur 30 m Film hintereinander aufnehmen, während die Ernemann-Kamera mit Handkurbelbetrieb ausgestattet war und eine Filmrolle von 120 m Länge enthielt.

Jeder suchte sich eine möglichst steinfreie Stelle auf der Moräne als Zeltplatz aus, und sehr bald erhoben sich an dieser einsamen Gegend der Erde vier Zelte, in denen Menschen 14 Tage lang wohnen sollten. Nur ungern gingen wir von diesem schönen Ort wieder zur Landestelle die $1^{1}/_{2}$ km zurück, denn der Anblick des nahen Gletschers war so überwältigend schön, daß sich niemand von uns dem tiefen Eindruck entziehen konnte.

Meine fünf Begleiter hatten natürlich noch nicht ein Gefühl für die ungeheure Größe der Eiswand, da jeder Vergleich fehlt. Da lösten sich einige kleine Eisstücke vom oberen Rand und stürzten im freien Fall herunter. Es sah aus, als wäre die Bewegung mit der Zeitlupe aufgenommen, und es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis die Eisbrocken aufs Wasser aufschlugen. Das Wasser spritzte nach allen Seiten explosionsartig auseinander. Jeder Strahl beschrieb einen hohen Bogen wie eine Rakete, und langsam wie fallende Leuchtkugeln überschüttete ein Sprühregen die spiegelglatte Wasserfläche.

Nach und nach ahnten alle, welche ungeheuren Kräfte hier am Werk sind, und welche Riesenausmaße auch scheinbar geringfügige Vorgänge haben. Spätere Messungen ergaben für die herunterstürzenden Eisstücke eine Fallzeit von $4^{1}/_{2}$ Sekunden. Aus dem Galilei'schen Fallgesetz folgt daraus eine Fronthöhe von rund 100 m. Diese Messung ist natürlich nicht vergleichbar mit den Winkelmessungen, aus denen die Höhe der Gletscherfront viel genauer berechnet wurde.

Es dauerte drei Tage, bis wir das ganze Gepäck am Zeltplatz hatten. Eine wüste Schlepperei war das Hinauftragen der mehr als zentnerschweren Batteriekästen von Kegls Tonfilmapparatur. Die ganze Konstruktion der Apparatur war auf Atelier zugeschnitten und nicht im geringsten feldmäßig durchkonstruiert, wie es für schwierige und gefährliche Expeditionen notwendig ist, bei denen mit jedem Gramm gespart werden muß. Niemand strahlte mehr als Kegl, als er schließlich alle seine Siebensachen beieinander hatte und das Mikrophon an den Aufnahmeapparat anschließen konnte. Er fühlte wohl schon voraus, daß die kommenden Tage am Rinkgletscher für ihn das größte Erlebnis der Expedition werden würden.

Ich benutze den Nachmittag des 24. August, um noch einmal zu meinem alten geliebten Lagerplatz hinaufzusteigen, der 70 m über unserem jetzigen Zeltplatz lag und in einer Viertelstunde bequem zu erreichen war. Ein wichtiger wissenschaftlicher Zweck war damit verbunden, denn von dem früheren Standpunkt konnte ich die Veränderungen der Gletscherfront im Laufe des letzten Monats genau feststellen. Sie hatte sich gegen den 25. Juli erheblich verändert. Von dem schwimmenden Frontteil lag die nördliche Hälfte weiter zurück als damals. Dann kam eine scharfe Ecke, und die südliche Fronthälfte lag weiter vorn als vor einem Monat. Wir konnten also bald wieder einen großen Abbruch erwarten.

Mit ganz anderen Gefühlen stand ich jetzt an der Stelle, wo vor einem Monat ein Wagnis leicht hätte übel ablaufen können. Dieser Moosplatz, der genau so aussieht wie tausend andere, hatte für mich bereits eine persönliche Erinnerung, und geradezu zärtlich betrachtete ich die verkohlten Reste des großen Mooshaufens, dessen Rauch damals Udet meinen Standpunkt angezeigt hatte. Es war dieselbe Stelle, der ich vor einem Monat mit der festen Überzeugung den Rücken gekehrt hatte, nie im Leben wieder zurückzukehren. Und nun stand ich schon wieder hier.

Der Lauf des Lebens ist eben seltsam. Wir bemühen uns, eine Lebenslinie zu zeichnen und sind froh, wenn sie einigermaßen klar ist.

Was wir dabei im einzelnen erleben, was also schließlich den Reichtum des Lebensinhalts bildet, die farbige Ausmalung: das ist Geschenk des Schicksals.

Nachdenklich stieg ich wieder herunter zum Zeltplatz und ging gleich weiter zur Landestelle, denn heute abend wollte Andreas noch auf Seehundsjagd gehen, um unsere Proviantvorräte zu verbessern. Die Jagd war überaus einfach. Während er mit dem Kajak in den Fjord hinausfuhr, stellten wir uns 50 m über Wasser auf den steilen Uferfelsen auf und konnten von dort aus mit dem Fernglas leicht die kleinen schwarzen Köpfe schwimmender Seehunde entdecken. Wir bezeichneten Andreas durch Winken die Richtung, wo er hinfahren sollte, und schon nach wenigen Minuten hatte er einen geschossen. Im Magen des Seehunds waren nur Krabben und nichts von einem Fisch. Die bei Nugatsak geschossenen Seehunde enthielten stets Fische im Magen. Nun erklärte es sich, warum ich vor einem Monat keine Fische hatte angeln können. Der Seehund war noch jung und gab nicht sehr viel Fleisch, aber die Leber bildete gebraten das Feinste, was wir in Grönland je gegessen haben.

In den nächsten 14 Tagen waren wir von Kopf bis Fuß nur auf Warten eingestellt. Ständig saß Kegl an der Tonfilmapparatur, meine Frau oder ich an der Ernemann-Kamera. Es war eine große Erleichterung, daß wir uns ablösen konnten, wann wir wollten. Namentlich konnte ich in der Zwischenzeit mit dem Theodoliten sehr viel neue Messungen machen. So entwickelte sich eine überaus fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Film und Wissenschaft, wie sie wohl kaum je auf einer Expedition in so glücklicher Weise stattgefunden hat.

Die früheren Geschwindigkeitsmessungen wurden noch einmal drei Tage lang wiederholt, und zwar von einer anderen Standlinie aus. Die Ergebnisse stimmten mit den früheren überein. Da wir jetzt dichter am Gletscher waren, konnte die Geschwindigkeitszunahme vom Land nach der Mitte zu noch mehr im einzelnen untersucht werden. Nur unmittelbar am Lande läuft der Gletscher infolge der Reibung an den

Felswänden langsamer, aber schon 200 m vom Ufer hat er seine volle Geschwindigkeit von 18–20 m täglich. Das hängt sicherlich mit dem Querschnitt des Fjords zusammen. Da die Fjordwände sehr steil sind, so nimmt die Dicke des Eises vom Lande her schnell zu und ebenso die Geschwindigkeit.

Wieder wie früher gab es auch Stellen, die sich schneller bewegten. Ein großer Turm in der Nähe der Front hatte eine Geschwindigkeit von 25 m täglich. Damit war bewiesen, daß die früher gefundenen großen Geschwindigkeiten von 27 m keine Zufallswerte waren, sondern an ganz verschiedenen Stellen des Gletschers vorkommen können, denn jene schnellen Türme standen weit drüben jenseits der Gletschermitte (3300 m von unserer Seite), während die neugemessene Stelle bloß 1000 m von unserer Seite entfernt war.

Zu schönen Filmaufnahmen kamen wir in den ersten Tagen noch nicht, da das Wetter trübe, regnerisch und nebelig war. Ich benutzte einen solchen Tag, um mir den Gletscher genauer anzusehen und ging schräge Schutthänge und rundgebuckelte Felsen querend zum Gletscher und noch 1 km neben ihm, zum Teil am Rande auf ihm. Noch nie hatte ein Mensch den Gletscher betreten. Er sieht dort nicht gerade sauber aus, sondern ist durch Moränenschutt, schmierigen Schlamm und Kies schmutzig gefärbt. Die Seitenmoräne bestand aus zwei getrennten Stücken. Der höhere Teil lag auf den rundgebuckelten Felshängen wie angeklebt, der tiefere war ungefähr 20 m tief abgerutscht und lag unmittelbar am Rand des Gletschers oder sogar auf ihm. Die Gletscheroberfläche muß also vor nicht allzu langer Zeit (vielleicht vor einigen Jahrzehnten) etwa 20 m höher gereicht haben.

Das Gehen auf der Moräne ist kein Genuß, denn dicht unter der schmierig-tonigen Oberfläche liegt schon Eis, so daß man leicht ausrutschen kann. Riesige Spalten ziehen sich quer hindurch. Langsam rieseln Ströme von Schutt und Wasser hinein. Der Gletscher ist nur wenige Meter weit vom Lande aus begehbar. Schon der Streifen unmittelbar neben der Seitenmoräne ist unheimlich zerstückelt und



zerbrochen. Es ist völlig ausgeschlossen, den Gletscher zu überqueren. Alpine Gletscherbrüche lassen sich überhaupt nicht damit vergleichen, denn infolge der hohen Geschwindigkeit des Rinkgletschers dröhnt und kracht es in den Spalten fast unausgesetzt. Wenn so ein großer Turm wie vom Blitz getroffen lautlos umsinkt und dann mit dumpfem Dröhnen irgendwo tief unten unsichtbar in den Spaltenlabyrinthen aufschlägt und zertrümmert wird, dann ist jeder, der das aus der Nähe gesehen und gehört hat, vor dem Versuch einer Überquerung genügend gewarnt.

Wenn eine lange Spalte neu aufreißt, was sehr oft geschieht, faucht es im Gletscher wie eine stürmische Böe im Takelwerk eines Schiffes. Gar seltsam erscheinen die Frontveränderungen von einer Stelle hinter der Front betrachtet. Die vielen zackigen Türme heben sich scharf gegenüber dem Fjordwasser ab. Urplötzlich verschwindet hier und da ein Turm, wie von einer unsichtbaren Macht lautlos in die Tiefe gezogen, und erst einige Sekunden später, als ob es keinen Zusammenhang mit dem plötzlichen Verschwinden der Türme gäbe, durchläuft den Gletscher ein dumpfes Grollen wie der Donner eines fernen Gewitters.

Ich ging an der Seite des Gletschers wieder zurück bis unmittelbar an die Front. Von hier konnte ich die Kalbungen aus allernächster Nähe beobachten. Selbst die allerkleinsten hörten sich wie schwere Explosionen an. Daraus wurde mir die Überzeugung, daß wir uns alle immer noch einen viel zu kleinen, schwächlichen, vermenschlichten Eindruck von den Kräften machten, die hier tätig sind. Das Krachen der kleinen Kalbungen, das aus der Nähe fast die Ohren betäubt, war von unserem doch so günstig gelegenen Zeltplatz nur noch schwach vernehmbar. Glücklicherweise schadete das für die Tonfilmaufnahmen nichts, da der Gletscher uns noch mit genügend großen Kalbungen aufwartete.

Trotz der dauernden Fronttätigkeit gab es dort doch Tiere. Jedesmal, wenn ein großer Eisturm abgebrochen war und das Wasser weit-

hin aufgewühlt hatte, stürzten sich Schwärme von Möven herab, setzten sich auf das schäumende, brodelnde Wasser und pickten eifrig die kleinen Tiere auf, die von den Wasserwirbeln an die Oberfläche hochgerissen wurden. Zu unser aller Erstaunen schwammen sogar unmittelbar an der 100 m hohen schroffen Eiswand Seehunde ruhig entlang. Diese Tiere mußten doch eigentlich genügend Erfahrungen mit herabstürzenden Eismassen gemacht haben, und es ist uns auch heute noch unbegreiflich, daß die Nahrungssuche die Seehunde in ein so gefährliches Jagdgebiet lockt. Wiederholt, wenn im Fjord vor der Front die Eisberge krachend aneinander schlugen und zersplitterten, tauchten schon die ersten Seehunde auf. Es ist eigentlich unverständlich und beneidenswert, wie sie sich so dicht an der Gletscherfront am Leben halten können. Sie sind doch sonst gegen jedes Geräusch äußerst empfindlich, aber hier scheinen sie gegen ein Krachen, das ein menschliches Trommelfell sofort zerreißen würde, gänzlich unempfindlich zu sein. Dabei ist noch zu bedenken, daß unter Wasser die Wirkung des zusammenschlagenden Eises auf das Ohr unvergleichlich viel stärker ist als in der Luft.

Dieser kleine Ausflug diente nicht nur wissenschaftlichen Beobachtungen, sondern ich wollte auch Stellen finden, um die Gletscherkalbungen mit verschiedenen Einstellungen filmen zu können.

Bei der Riesenkalbung vom 23. Juli, als der Gletscher bis zum Grund durchriß und die tiefsten Eismassen an die Wasseroberfläche kamen, hatte ich die Gletscherdicke auf 600 m geschätzt. Diese Schätzung ließ mir keine Ruhe, denn bei der allgemeinen Unsicherheit aller Größenverhältnisse konnte sie ja erheblich falsch sein. Um das nachzuprüfen, fuhr ich am 30. August mit einem unserer Faltboote in den Fjord hinaus, um die Tiefe in der Nähe der Front zu messen.

Da der Gletscher sicher dadurch kalbt, daß er sich in den tiefen Fjord hineinschiebt, den Boden verliert und durch den Auftrieb abbricht, so ist die Wassertiefe annähernd ebenso groß wie die Gletscherdicke unter Wasser. Lotungen vor einer so produktiven Gletscherfront

waren wegen ihrer Gefährlichkeit noch nie gemacht worden, und daher konnte ich mich auf keine anderen Erfahrungen stützen, wie weit ich mich heranwagen durfte. Mir stand das Erlebnis mit der Riesenkalbung deutlich vor Augen, und ich wollte nicht gern von den auftauchenden Eismassen hochgehoben werden und dann auf der Spitze eines hohen Eisberges durch den Fjord nach Nugatsak fahren. Ich hatte mir den 30. August ausgesucht, weil an diesem Tage verhältnismäßig wenig Kalbeisstücke im Fjord lagen, und im offenen Wasser konnten mir selbst die größten Kalbungswellen nicht gefährlich werden, weil sie ja völlig glatt ohne die geringste Brandung unter dem Boot durchlaufen. Unsicher war mir nur, wie weit vor der Gletscherfront die unterste Eiskante auftauchen könnte.

Nach der früheren Erfahrung mußte sich eine Riesenkalbung schon mehrere Minuten vorher durch reihenweises Abstürzen von Türmen, Hochschießen von Wasserstrahlen und Bildung von Nebel ankündigen. So glaubte ich, noch genügend Zeit zu haben, mit dem Boot auf und davonzusausen, sobald ich irgendetwas Verdächtiges an der Gletscherfront bemerkte. Für alle Fälle lag im Boot mein Taschenmesser bereit, um im Falle der Gefahr während einer Lotung sofort die Lotleine durchzuschneiden.

Ein Profil quer über den Fjord 5 km vor der Gletscherfront ergab Fjordtiefen von fast 900 m. Dann fuhr ich auf die Gletscherfront zu und lotete an einer Stelle (1000 m vor der Front) 692 m. Inzwischen hatte sich durch mehrere kleine Kalbungen eine ganze Menge Eis gebildet, und ich konnte von dieser Stelle nicht parallel zur Front weiterfahren, sondern mußte einen Bogen von 10 km Länge ausfahren, um an einer anderen Stelle näher an unseren Zeltplatz und dicht an die Front zu kommen. Da alles ruhig war, fuhr ich diesmal auf 400–500 m Entfernung an die Front heran. Die Wassertiefe betrug dort 620 m.

Da diese beiden Lotungen in der Nähe der Front zur angenäherten Bestimmung der Gletscherdicke genügten und da auch schon neun

Gerda Sorge

phot. Sorge



phot. Vogel

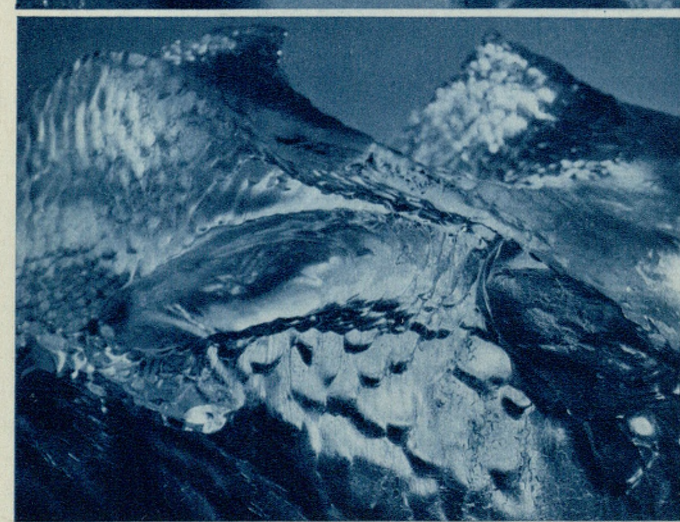
Blick vom Zeltplatz am Umiamako nach Karrat. Die Kalbeisstückchen sind zu größeren Platten zusammengefroren. Gerda Sorge am Filmapparat



„Blaueis". — Es sieht durchsichtig aus wie Glas, da es keine Luftblasen enthält wie das gewöhnliche Eisbergeis
phot. Lindeck



Blaueis
phot. Lindeck



Blaueis
phot. Lindeck

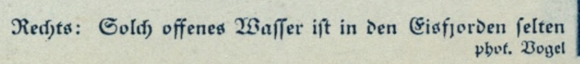
phot. Vogel

Hier ist er deutlicher zu sehen!

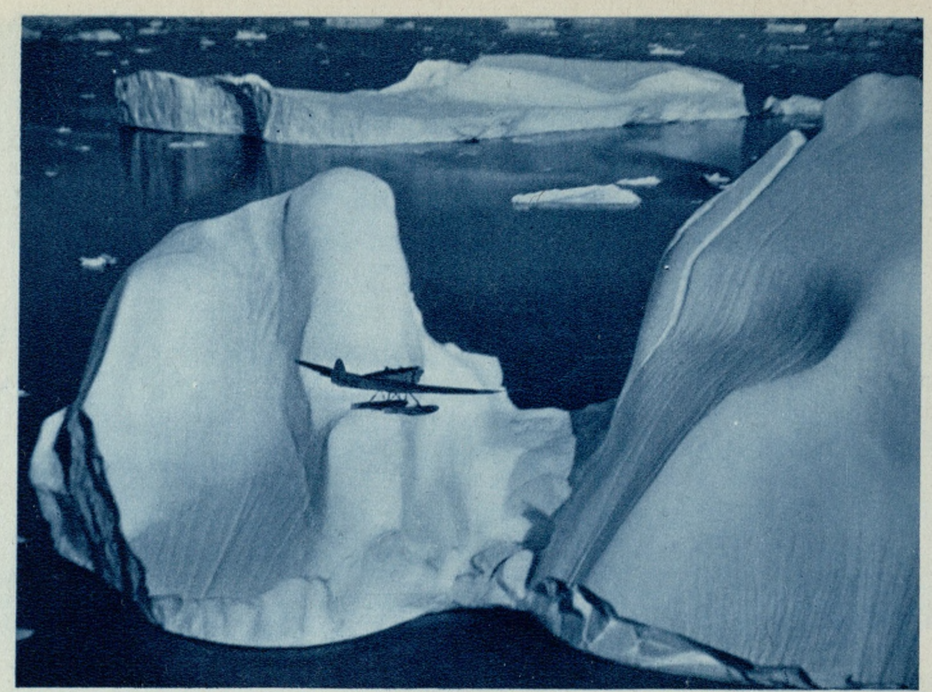


Udet fliegt! phot. Vogel



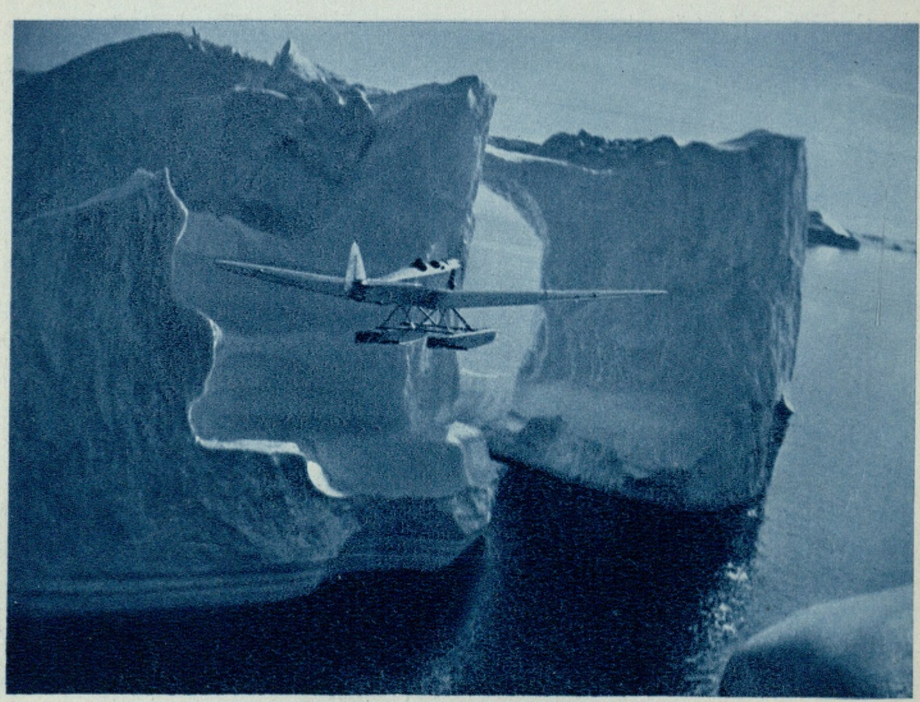


Rechts: Solch offenes Wasser ist in den Eisfjorden selten
phot. Vogel



phot. Udet

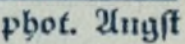
Einige Lücken müssen noch ausgefüllt werden!



phot. Udet

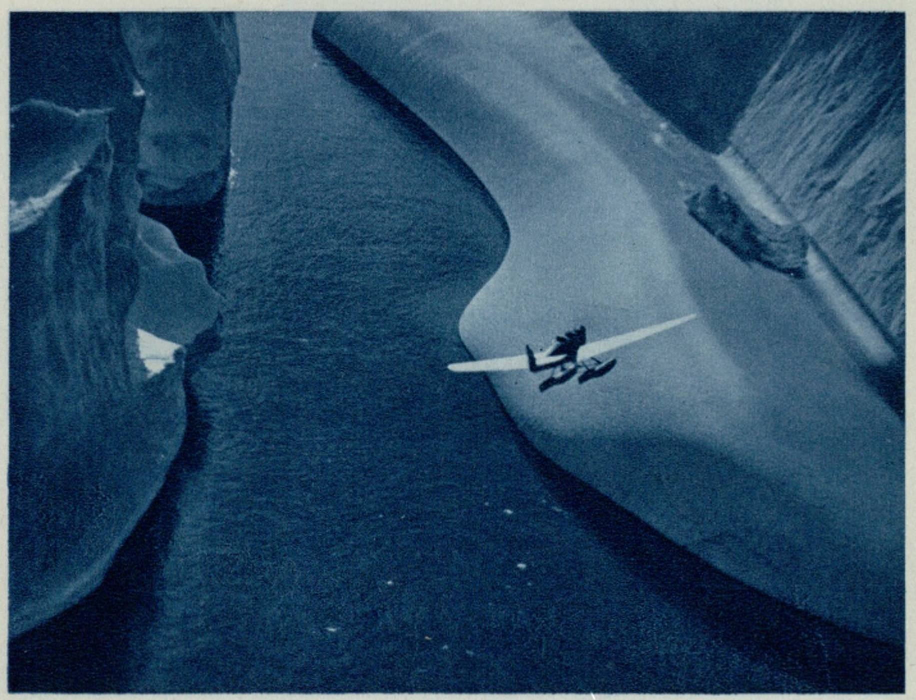
Ob das Tor breit genug ist zum Durchfliegen?





phot. Angst

Akrobatik an der 93 m hohen Eiswand



phot. Udet

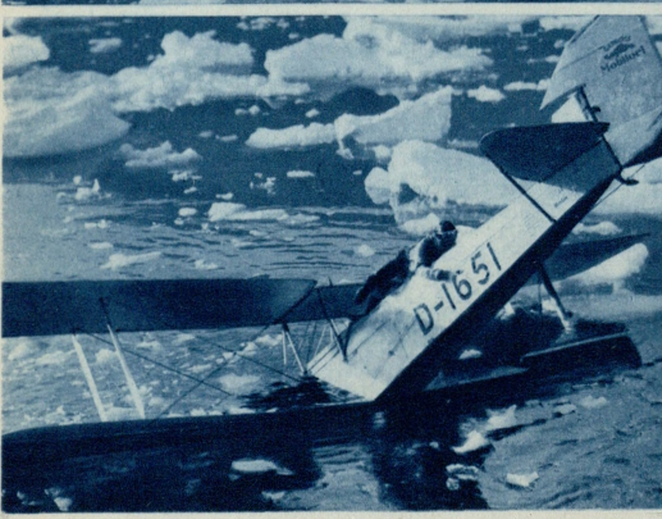
Der Eisberg zeigt dem Flugzeug seinen sauber gewaschenen Fuß



Die Landmaschine, die in Grönland wohl starten, aber nicht landen — —
phot. Vogel



sondern nur wassern
phot. Vogel



und verrecken konnte!
phot. Lindeck

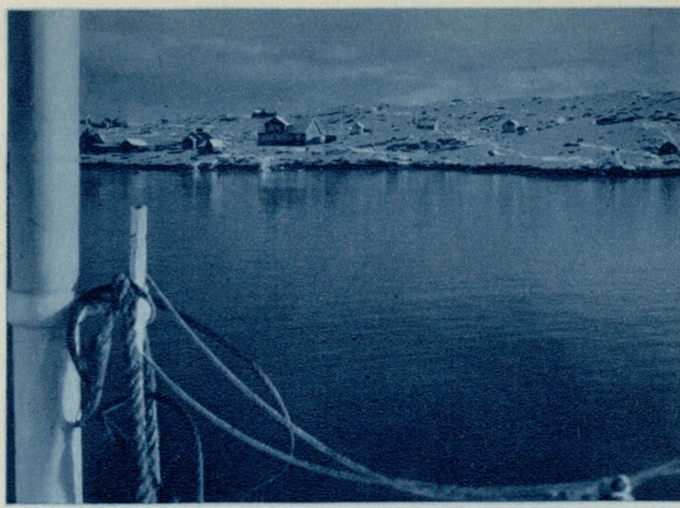


Lichtzauber am Abend



Heimflug nach Igdlorsuit

phot. Udet



Abschied von Godhavn
phot. Vogel



. . . .
phot. Sorge



Ausklang
phot. Vogel

Stunden seit meiner Abfahrt vergangen waren, fuhr ich wieder zum Landeplatz zurück, wo mich die beiden treuen Grönländer schon erwarteten und mir das Faltboot aus dem Wasser tragen halfen. Das war eine große Erleichterung, denn mit dem Faltboot auf dem Rücken steile Felsen hochzuklettern, ist kein Vergnügen.

Ich war glücklich, denn dieser Tag war sehr ergebnisreich. Die Freude wurde noch gesteigert, als mir meine Frau und Kegl erzählten, daß sie inzwischen sehr schöne Kalbungen gefilmt hatten.

In den nächsten Tagen ging Steuri mit der Handkamera näher an den Gletscher heran und stieg den steilen Hang bis zum Meeresufer hinunter, um Kalbungswellen zu filmen. Er hatte damit viel Mühe, aber leider wenig Glück, denn obwohl er ganze Tage dort unten wartete, kamen die Wellen fast nur dann, wenn das Ufer im Schatten lag. Und wiederholt, wenn er auf dem Nachhauseweg war, erschien noch mal die Sonne und zugleich ein Eisabbruch und schöne Wellen.

Alfred Wegener sagte einmal: „Mit den grönländischen Gletschern ist es genau so wie mit den großen Herren. Ehe man vorgelassen wird, muß man lange antichambrieren." Der Rinkgletscher machte hierin keine Ausnahme.

Die nächsten beiden Tage hatte ich mir eine Sonderaufgabe gestellt. Ich wollte nämlich die Gletscherbewegungen mit Einzelaufnahmen filmen, so daß der Gletscher im Film sichtbar wie ein Strom dahinfließen sollte. 20 Minuten vom Zeltplatz entfernt, auf der Seitenmoräne, wurde die Ernemann-Kamera aufgestellt, so daß die Gletscherfront genau im Profil erschien. Der Apparat besaß kein Uhrwerk, und daher wurde alle 30 Sekunden ein Bild durch Drehen der Handkurbel aufgenommen.

Solche Aufnahmen lassen sich in den Alpen nicht gut machen, da die Gletscher sehr viel langsamer laufen, und da außerdem die Aufnahmen nachts lange Zeit unterbrochen werden, wenn man nicht künstliche Beleuchtung verwenden will.

Hier im Norden, unter 72° nördlicher Breite, herrscht dagegen zwei Monate lang Mitternachtssonne und man könnte die Aufnahmen also, gutes Wetter vorausgesetzt, ebenso lange ohne Unterbrechung ausdehnen. Außerdem läuft der Rinkgletscher rund 40mal so schnell wie der schnellste Alpengletscher.

Mit der hellen Jahreszeit war es nun allerdings schon vorbei. Wir hatten nachts schon mehrere Stunden lang den herrlichsten Sternenhimmel und sahen die Mondsichel und die Venus leuchten. Aber einen Versuch wollte ich doch machen, solange es überhaupt noch hell war. Er konnte späteren Expeditionen nützlich sein.

Solche Einzelaufnahmen setzen eine gewisse Geduld voraus, und es kommt alles darauf an, daß man es sich so bequem wie möglich und so abwechslungsreich wie möglich einrichtet, um über die sehr mechanische Tätigkeit hinwegzukommen. Ich hing meine Uhr an das Gestell und drehte jedesmal, wenn der Sekundenzeiger oben oder unten war, die Kurbel einmal herum. Dazwischen machte ich Spaziergänge, d. h. natürlich nur einige Schritte zur Seite und wieder zurück, wie der Wachtposten vor dem Schilderhaus. Zwischendurch beobachtete ich den Gletscher, schrieb etwas ins Tagebuch, betrachtete die Steine ringsherum und sah dann wieder auf den Sekundenzeiger, ob die Zeit zur nächsten Drehung schon da war.

Das Wetter war sehr gut, der Gletscher und die Berge dahinter vollkommen klar. Mittags am 31. fingen die Aufnahmen mit kleiner Blende an. In dem Maße, wie die Abenddämmerung zunahm, öffnete ich die Blende mehr und mehr. Aber die Nacht war doch so dunkel, daß der helle Gletscher vor den dunklen Felswänden sich überhaupt nicht mehr abhob. Morgens zwischen 2 und 4 Uhr wurde der Erdboden und alle Gegenstände von Tau benetzt, so stark war die nächtliche Ausstrahlung. Das Objektiv beschlug infolgedessen und mußte vor jeder Aufnahme abgewischt werden. Der Tau fror sogar zu Glatteis, so daß die ganze Filmkamera mit einer Eiskruste überzogen war.

Unheimlich war während der Nacht das beständige Knacken und Dröhnen im Gletscher, während doch nichts von ihm zu sehen war.

Morgens um 6 Uhr 17 erschienen die ersten Anzeichen, daß an der Front bald eine größere Kalbung stattfinden würde. Ich schaltete daher den Apparat um auf gewöhnliche Filmaufnahmen. In dem vorspringenden Teil der Gletscherfont öffnete sich nach meiner Seite zu ein schmales hohes Tor. Daraus rieselten Eisschuttmassen heraus und erweiterten das Tor an beiden Seiten immer mehr. Dieses Eisschuttrieseln ist ein ganz allgemeines Kennzeichen bei der Vorbereitung eines neuen großen Abbruches. 6 Uhr 30 hatte der Torbogen eine solche Spannweite, daß er sich nicht mehr halten konnte. Die Eispfeiler, die ihn stützten, zerknackten unter der Eislast, und der Bogen brach in Stücke. Kaum hatte sich das Tor nach abwärts in Bewegung gesetzt, als überall große Turmreihen nachfolgten.

Ich hatte rechtzeitig angefangen zu drehen und konnte so den ganzen Vorgang im Film festhalten. Die Stelle am Gletscher lag besonders günstig, da der Vorsprung nur 600 m von mir entfernt war und zu den höchsten Stellen der Gletscherfront gehörte. Die Türme rechts und links vom Tor fielen 111 m tief herab.

So hatte sich das nächtliche Warten doch gelohnt. Ich schaltete wieder um auf Einzelaufnahmen und marschierte meine Pendelstrecke bis 8 Uhr weiter. Mit Windeseile zog von Westen in geringer Höhe eine Wolkendecke in den Fjord hinein mit haarscharfer Untergrenze. Sehr schnell war die Beleuchtung fort, und sehr schnell verschwand auch der Gletscher. Da war nun nichts mehr zu filmen. Ich ließ den Apparat stehen und ging zum Zelt zurück, um etwas zu schlafen, denn ich fühlte mich selbst etwas durchgedreht.

Nachmittags kam die Sonne für kurze Augenblicke wieder durch, aber es genügte nicht zum Filmen.

Abends gab es eine sehr eindrucksvolle Kalbung. 400 m der Gletscherfront rissen bis zum Grund durch. Die abgetrennten Eismassen senkten sich unter Beibehaltung ihrer Stellung, sie verharrten

scheinbar eine Ewigkeit im Gleichgewichtszustand und neigten sich dann ganz langsam nach hinten zur Front. Türme stürzten ab; dadurch stieg die ganze Masse wieder empor, und schließlich legte sich der neugebildete Eisberg ganz lang nach hinten um, und mit sperriger Langsamkeit erschien vorn im Fjord der ganze Eisfuß. Hinter dem Eisberg hatte der Frontabschnitt seinen Halt verloren, und ganze Turmreihen sanken unter dem Abriß nach.

Diese Kalbung erzeugte etwa 12 Millionen cbm Eis; das Kalbeis bedeckte einen Kreisausschnitt von 120° und 3000 m Radius. Die Kalbung gehörte schon zu den größeren. Aber die abgetrennten Eismengen genügten noch lange nicht, um das tägliche Vorrücken der Gletscherfront im Betrag von 20 m täglich wieder auszugleichen. Selbst in Zeiten, wenn fast unaufhörlich kleinere Kalbungen stattfanden, waren die neu entstandenen Eismengen verschwindend gering gegenüber dem Nachschub des Gletschers.

Aus allen Beobachtungen folgte mit Sicherheit, daß wieder ein großer Abriß, so ähnlich wie am 24. Juli, bevorstand. Die Front war auch in den letzten Tagen geradezu unheimlich nähergerückt und größer geworden. Bei uns stieg die Spannung immer höher, wann dieser Augenblick eintreten würde. Meine Kameraden hatten einen ganz großen Abriß noch nicht erlebt. Aber schon die kleineren Kalbungen hatten auf sie den allertiefsten Eindruck gemacht, so daß sie der Meinung waren, nie im Leben etwas Großartigeres gesehen zu haben. Man kann sich also vorstellen, mit welcher Anspannung und Aufmerksamkeit wir aufpaßten, wann der Großangriff des Gletschers mit seinem Trommelfeuer einsetzen würde.

Am 2. und 3. September machten wir noch einmal Einzelaufnahmen von der Gletschergeschwindigkeit. Meine Frau löste mich dabei lange Zeit ab, so daß ich noch einmal in den Fjord fahren konnte, um Tiefen zu loten. Ich fuhr diesmal 12 km vom Gletscher fort, dorthin, wo der Johannesgletscher in den Fjord mündet. In dieser Gegend vermutete ich besonders große Tiefen. Schon die erste Lotung ergab

1056 m. Am Lot klebte nach dem Hochziehen sehr feiner graublauer Schlick. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß der schmierige Ton beim Hochwinden daranbleiben würde. Aus dieser Lotung folgte, daß der Fjordboden mit dem feinen Schlamm der Gletscherabflüsse bedeckt wird und schon wieder etwas flacher geworden ist als ursprünglich.

Die nächste Lotung ergab die Rekordtiefe von 1123 m. Beim Hochwinden riß mir leider das Lot mit 900 m Bindfaden ab, so daß ich die Messungen abbrechen mußte und wieder zu unserer Landungsstelle zurückfuhr.

Mit dieser Tiefe bleibt der Kangerdlukfjord nicht weit zurück hinter den tiefsten Fjorden in anderen Gebieten der Erde. Es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, daß die tiefsten Fjorde in Patagonien, Norwegen und Grönland ziemlich gleich tief sind, nämlich 1100–1300 m.

Am 2. September hatte ich unseren tüchtigen Kajakfahrer Andreas mit einem Brief nach Nugatsak geschickt. Der Brief lautete also:

„An Dr. Fanck. Durch Kajakpost mit Andreas.

Am Rinkgletscher, 2. September 1932, 11 Uhr.

Lieber Fanck! Wir sind alle gesund, wohlbehalten, vergnügt und einmütig. Während unseres Aufenthalts am Rinkgletscher haben wir viele Kalbungen gefilmt und getonfilmt, so daß unsere Filmvorräte größtenteils verbraucht sind. Die Gletscherfront machte mit den Kalbungen auf uns alle einen überwältigenden Eindruck.

Lassen Sie uns bitte am 5. September mit dem Motorboot abholen. Unser Proviant reicht bei normalem Verbrauch bis zum 6. September. Diese Knappheit kommt daher, daß uns eine ganze Kiste Schwarzbrot fehlt, was wir in der Geschwindigkeit des Ausladens nicht sofort bemerkten. Unser Grönländer Andreas hat Seehunde geschossen, so daß wir unsere Vorräte strecken können.

Bitte mit dem Boot sechs Mann zu senden, um beim Gepäcktragen zu helfen. Wenn Grönländer kommen, dann am besten Reepschnur und Stirnbinden zum Tragen mitgeben oder einige Kraxen. Wir

brauchten damals drei Tage mit allem Gepäck von der Landestelle zum Zeltplatz (1 km weit zu gehen, 110 m über dem Meer). Wir wollen noch nicht abbauen, da wir noch eine Riesenkalbung erwarten.

Der Fjord ist durch Föhnwinde völlig reingefegt, so daß für das Motorboot keine Schwierigkeit und Gefahr besteht zu kommen. Auch heute Föhnwind.

Im offenen Wasser sind die Kalbungswellen ungefährlich. Wenn das Motorboot kommt, muß es etwa zwei Stunden im Fjord warten, bis wir alles Gepäck zum Einladen bereit haben.

Wenn Sie es mit dem Filmen vereinen können, kommen Sie selbst! Die Gletscherfront wird für Sie ein unvergeßliches Erlebnis sein, gegen das alles andere in den grönländischen Fjorden nichts ist.

Mit herzlichen Grüßen von uns allen an Sie und alle Expeditionskameraden

Ihr

Ernst Sorge."

Vom 4. September an beobachteten wir unausgesetzt den Gletscher und den Fjord, denn wir erwarteten entweder aus der einen oder der anderen Richtung etwas Neues.

Fritz Steuri, der während des ganzen Aufenthalts am Rinkgletscher mit unermüdlichem Eifer und feinem Geschmack das Essen bereitet hatte, ging am 4. September mittags mit dem Faltboot auf Seehundsjagd. Aber die Seehunde hatten vor dem kleinen roten Ding offenbar mehr Angst als vor der Gletscherfront und tauchten immer so rechtzeitig unter, daß Steuri leider nichts heimbrachte. Ja, er brachte sogar nicht einmal sein Faltboot mit heim, denn als er wieder zurückrudern wollte, da hatten sich so dicke Kalbeismassen vor das Land gelegt, daß er ein großes Stück fjordauswärts fahren mußte, um an einer anderen Stelle 1,5 km entfernt das Boot an Land zu bringen. Dort trug er es hoch hinauf auf die Felsen und kam dann nach längerer Kletterei über Land wieder zu unserem Zeltplatz zurück.

Die Fronttätigkeit hatte in den letzten Tagen und Nächten immer mehr zugenommen. Wenn wir so in Steuris Zelt beim gemeinsamen Essen saßen, und es krachte draußen, dann pflegte einer von uns, der der Tür zunächst saß, hinauszugehen und nachzuschauen. War die Kalbung groß genug, dann sagte er nur: „Es lohnt sich.“ Dann ließen wir alle unser Essen stehen und stürzten hinaus, um den schönen Anblick nicht zu versäumen. „Es lohnt sich“ war eine unserer häufigsten Redensarten geworden.

So saßen wir auch am 5. September morgens beim Frühstück, als es gegen 9 Uhr 20 einen solchen Krach gab, daß es sich bestimmt „lohnte“. Schon der erste Blick zeigte, daß jetzt endlich das große Ereignis im Gange war, worauf wir seit Tagen mit immer größerer Spannung gelauert hatten.

Auf mehr als 1000 m der Front stiegen die Gletschertürme reihenweise bis über 150 m hoch, legten sich nach den verschiedensten Richtungen seitlich um und wühlten tief das Wasser auf. Weit hinten auf dem Gletscher spritzte das Wasser 200 m über der Eisoberfläche empor.

Das war also wieder eine Kalbung ähnlich der vom 24. Juli, aber es sollte doch noch etwas anders kommen. Denn als die großen neugebildeten Eisberge mit rasender Fahrt vom Gletscher fortfuhren, da ereignete sich 10 Minuten nach dem ersten Abriß ein zweiter, noch viel größerer jenseits des ersten, auf mindestens 1000–1500 m Frontlänge. Die Turmgruppen stiegen 200 m, vielleicht sogar 250 m hoch und legten sich dann seitlich um. Wieder gab es ein wildes Geprassel von Eislawinen und Wasserfällen ins Meer. Schon während des großen Abrisses spaltete sich die Eismasse in Streifen, und immer neue Turmreihen schlossen sich nach hinten und seitwärts dem Abriß an. Wieder spritzte das Wasser 200 m hoch. Zeitweise war der ganze Gletscher in eine Nebelwolke von Wasserstaub und Eisstücken gehüllt. Große Teile der Front wurden weiß überstäubt wie mit Puderzucker, und dazwischen krachte es ununterbrochen wie wenn große Munitionslager nacheinander in die Luft fliegen. Ebenso wie früher tauchte weit vor

der Front die untere Eiskante auf, schwarzbraun oder gelblich mit Moränenschutt gestreift. Viele Eisberge, die aus der Tiefe auftauchten, waren ganz schwarz.

Dann liefen die Kalbungswellen in den Fjord hinaus, zertrümmerten auf ihrem Wege die großen Eisberge und liefen an den Küsten entlang. Als die größten vorbei waren, beachteten wir sie nicht weiter, sondern verfolgten besonders die Bewegungen der Eisberge. Der größte eben entstandene war noch um ein Drittel höher als unser Standpunkt, d. h. 140 m hoch. Er bildete eine wundervoll ebenmäßige Spitze. Später brachen große Stücke heraus, und dadurch wurde eine Viertelstunde nach dem Abbruch vom Gletscher seine Höhe auf 113 m erniedrigt.

Meine Kameraden waren ebenso hingerissen und bis ins Innerste ergriffen von diesem Schauspiel wie ich. Für uns alle bestand die Welt im Augenblick nur aus entfesselten Naturgewalten und tobenden, stürzenden und wühlenden Eis- und Wassermassen. Es ist die Freude an der Energie, die den Menschen völlig gefangennimmt.

Auf einmal, als die Spannung schon etwas abnahm, entdeckte jemand von uns ganz weit hinten vor der schwarzen Felswand des jenseitigen Felsufers eine hell leuchtende weiße Wolke wie aus Dampf, und dann noch eine und noch eine dritte. Sie entstanden ganz plötzlich wie der hochgeschleuderte Dampfstrahl beim Anfahren einer Lokomotive. Einen Augenblick nur und schon konnten wir uns diese Erscheinung deuten. Der Gletscher führte uns zu guterletzt noch eine neue Wirkung seiner Kraft vor Augen. Dort drüben spritzten die Kalbungswellen an der Steilküste empor. Reihenweise schossen die Wasserstrahlen 100 m hoch in die Luft. Die Masse und Größe all dieser Eindrücke war kaum noch zu fassen.

Mit unwiderstehlichem Druck breiteten sich die Kalbeismengen aus, erfüllten lückenlos den Fjord und preßten sich gegen die Ufer. 10 Minuten nach dem zweiten großen Abriß hob Jonas plötzlich seine rechte Hand ans Ohr und zeigte mit der ausgestreckten linken in die

Ferne zum offenen Wasser hin. Dann sagte er mit einem feinen Lächeln: „Bubb, bubb, bubb, bubb, bubb." Und tatsächlich, er hatte recht gehört, denn als wir mit dem Fernglas die äußere Grenze des Kalbeises absuchten, sahen wir einen schwarzen Punkt sich langsam nach rechts bewegen. Unser Motorboot war unserem Wunsch entsprechend genau pünktlich eingetroffen. Es war nur gut, daß die Riesenkalbung ihm 10 Minuten zuvorgekommen war. Da draußen im offenen Wasser war das Boot sicher.

Nun war ja alles da, was wir gewünscht hatten, die Kalbung und das Motorboot. Nur war es schleierhaft, wie wir zum Motorboot hinkommen konnten, denn bis das 8000 m lange Kalbeisfeld hinausgetrieben war, konnte noch eine ganz hübsche Zeit vergehen.

Zunächst mußten wir einmal mit dem Motorboot Verbindung bekommen. Daher gingen wir über Land auf den Grasbändern zwischen gestuften Felsen in der Nähe des Fjordufers entlang etwa 200 m hoch über dem Wasser bis zu einem Punkt, wo wir vermuteten, daß wir, vom Motorboot aus gesehen, uns gegen den Himmel abhoben. Dort sammelten wir Gras, Moos und Weidenzweige und zündeten damit ein Feuer an, um uns bemerkbar zu machen. Die Entfernung war aber viel zu groß. Es kam keine Antwort.

Von hier oben konnten wir deutlich sehen, daß es ganz unmöglich war, mit dem Boot durch das Kalbeis bis zu uns zu fahren. Kraus, der vom Motorboot aus natürlich nicht diesen Überblick haben konnte, setzte mit großer Hartnäckigkeit und Ausdauer sieben Stunden lang seine Versuche fort, den Kalbeisgürtel zu durchbrechen. Es war ein hoffnungsloses Unternehmen.

Inzwischen war meine Frau uns nachgekommen. Sie hatte unten an der Landestelle die Höhe der Kalbungswellen gemessen. Diese hatten in der kleinen Landungsbucht an der senkrechten Felswand eine Höhe von 12 m über dem ruhigen Wasser gehabt. Von Wellenberg bis Wellental senkrecht gemessen muß ihre Höhe also etwa 20 m betragen haben. Und dies $2^1/_2$ km von der Gletscherfront entfernt! Damit

stimmt sehr gut unsere Beobachtung überein, daß die großen ruhigen Kalbungswellen in der Nähe des Gletschers etwa ein Drittel so hoch waren wie die Front, d. h. etwa 30 m. Die Messungen meiner Frau waren für eine richtige Beurteilung der Kräfte, die bei den Kalbungen freiwerden, von großer Bedeutung.

Nun versuchten wir, uns mit den Hilfsmitteln, die wir hatten, dem Motorboot noch weiter zu nähern. Der Landweg kam wegen seiner großen Beschwerlichkeit nicht in Frage, und darum versuchten Steuri und ich es mit dem Faltboot. An der Stelle, wo Steuri tags zuvor das Faltboot notgedrungen hatte hinlegen müssen, betraten wir vorsichtig das Kalbeis, und siehe da, die einzelnen Stücke waren so furchtbar zusammengepreßt, daß man darauf über den Fjord gehen konnte. Wir nahmen nun das Faltboot mit und trugen es langsam über das gepreßte Kalbeis, stets in der Nähe des Ufers in Richtung auf die Kalbeisgrenze. Die ersten 50 m gingen ausgezeichnet, so daß wir uns freuten, eine neue Fortbewegungsart über den Fjord gefunden zu haben. Aber leider lag das Kalbeis nicht ganz ruhig, sondern wurde von einer Strömung langsam in Bewegung gesetzt. Dies hatte zwar den Vorteil, daß sich nicht allzu weit von uns entfernt eine schmale offene Wasserrinne zwischen Felswand und Eis öffnete, aber es war gar nicht daran zu denken, das rettende offene Wasser mit dem Boot zu erreichen, denn lange bevor wir dorthin kamen, hörten die Eispressungen auf, so daß wir häufig und immer häufiger bis zu den Knien ins Wasser durchtraten und uns dann schleunigst auf das Faltboot werfen mußten, um nicht im Wasser zu versinken.

Nur noch die größeren Kalbeisstücke trugen uns so gut, daß wir darauf entlanggehen konnten. Die Anstrengungen, uns über Wasser zu halten, wurden bald so groß, daß wir vor Erschöpfung kaum mehr weiter konnten und in immer kürzeren Abständen Pausen einlegen mußten. Wir schleppten uns mitsamt dem Boot 500 m weit und sahen dann, daß die offenen Wasserstellen schon wieder zugeschoben wurden.

Da gaben wir es auf, das offene Wasser zu erreichen und strebten dem Lande zu. Das war nun nicht ganz einfach, denn uns zur Seite waren die Felsen gerade außerordentlich steil, und wir sahen keine Möglichkeit, das Faltboot irgendwo vor späteren Kalbungswellen in Sicherheit zu bringen. Immerhin erreichten wir glücklich die Felswand. Sie war etwa 70–80° steil.

Nun standen wir unten auf ein paar großen Eisschollen und mußten uns wohl oder übel dazu entschließen, mit dem Faltboot eine Hochtour zu machen. Glücklicherweise war die Felswand durch einige Risse gegliedert, so daß wir gute Griffe und Tritte fanden. Wir seilten das Boot an – für die Fahrt im Fjord hatten wir ein 25 m langes Seil mitgenommen – und kletterten etwa 10 m hoch zu einer Stelle, wo ein waagerechter Riß klaffte. Dort hatte das Boot gerade Platz. Mit aller Vorsicht wurde es hochgezogen, damit es nicht allzuviel Schrammen abbekommen sollte, und dann waren wir froh, daß der erste Teil unserer kleinen „Hochtour mit Faltboot" geglückt war. Vom Wasser aus muß das Boot dort mitten in der schroffen Felswand etwas verrückt ausgesehen haben.

Nun mußten wir selbst aber doch irgendwie aus dieser Wand heraus, um zum Lagerplatz zu kommen. Wir kletterten 120 m mit Hilfe von Spalten und Rippen aufwärts, bis die Wand senkrecht wurde und kein weiterer Ausweg zu sehen war. Das hatten wir nicht sehr schlau angefangen. Also wieder herunter zum Faltboot, dieselbe Strecke. Von dort aus sahen wir an einer anderen Stelle, vielleicht 50 m von uns entfernt, ein kleines Gras- und Schuttband schräg aufwärts führen bis zu einem großen, grasbewachsenen, nicht sehr steilen Hang. Von dort würden wir schon weiter kommen. Aber um das kleine Schuttband zu erreichen, gab es keinen anderen Weg, als erst mal wieder ganz herunter zu klettern bis zum Wasser. Dort hangelten wir ein paar Meter an den guten Griffen der Felswand mit angezogenen Knien entlang, krochen über einige Eisschollen auf allen Vieren, um die Last besser zu verteilen, und standen glücklich an der ersehnten Aufstiegsstelle.

Nun gab es keine Schwierigkeiten mehr. Wir stiegen schnell hinauf und kamen bald auf bequemen Grashängen zu unseren Kameraden. Das Ergebnis war nicht nur gleich Null gewesen, sondern wir hatten auch unsere Kräfte nutzlos verbraucht und außerdem das Faltboot an eine Stelle gelegt, wo wir es selbst nicht wieder holen konnten, wenn das Kalbeis fortgetrieben war. Aber doch waren wir froh, daß alle noch heil und gesund beisammen waren.

Eine Vermessung der neuen Lage der Gletscherfront ergab, daß rund 500 Millionen Kubikmeter Eis heute vom Gletscher abgebrochen waren.

Am 6. September bauten wir die Tonfilmapparatur ab und trugen die schwersten Teile zur Landungsstelle hinunter. Draußen fuhr das Motorboot immer noch vor dem Eis hin und her ohne Möglichkeit, näher zu kommen.

Um 10,20 Uhr hörten wir plötzlich das Summen eines Flugzeugmotors. Im nächsten Augenblick flog Udet über unseren Zeltplatz hinweg. Wir kannten ihn gar nicht wieder. Ernst saß er auf seinem Führersitz und winkte nicht einmal. Aus irgendeiner Ursache mußte er traurig sein. Wir winkten und jubelten ihm alle mit großer Begeisterung zu, aber es schien ihn gar nicht zu freuen. Ohne eine Nachricht abzuwerfen, flog er gleich wieder davon. Es war rätselhaft, einfach unbegreiflich.

Abends 18 Uhr 20 Minuten kam Udet wieder und warf uns einen Zettel ab mit der Frage, ob wir nicht das Motorboot gesehen hätten, und ob wir nicht festgestellt hätten, daß dem Motorboot durch die Kalbung ein Unglück passiert sei. Jetzt verstanden wir, warum Udet sich nicht sehr um uns kümmerte. Er hatte bei seinem Flug durch den Fjord das Motorboot nicht gefunden und nahm daher die Möglichkeit an, daß es zertrümmert worden war.

Zwei Stunden später kam Udet zum dritten Mal zu uns. Diesmal Gott sei Dank vergnügt, wie sonst immer. Er warf drei Pakete Lebensmittel und Post ab, dazu die Nachricht, daß er das Motorboot endlich am Johannesgletscher gefunden hatte. Er mußte sich schätzungsweise schon acht Stunden lang im Fjord herumgetrieben haben, wo es im

Fall einer Notlandung für ihn kein Entrinnen gibt – ein ganz tolles Stück. Was Udet durch diese Flüge für die Expedition und besonders für die Wissenschaft geleistet hat, ist unvergleichbar und unersetzlich. Kein anderes Mittel hätte die Verbindung zwischen den verschiedenen Abteilungen herstellen können. Nur das Flugzeug mit einem Udet, wie es ihn nur einmal auf der Welt gibt. –

Der Herbst nahte nun mit Riesenschritten. Seit Tagen schon, wenn der Wind wehte, flogen die seidenweichen Samen der Weiden und des Wollgrases durch die Luft, als ob es schneite, und in der Nacht vom 6. zum 7. September schneite es wirklich. Tief herab bis zum Meeresspiegel lag die weiße Decke. Aber der Boden war noch zu warm, und als die Sonne darauf schien, war unten alles bald wieder fortgeschmolzen. Aber von nun an behielten die Berge ihre weiße Schneedecke für den ganzen Winter.

Der 7. September war nebelig und völlig bedeckt, ab und zu schneite und regnete es. Wir sahen den Fjordausgang in fahlgelbem Licht. Alles schaute heute gespenstisch aus. Gerade wenn die Sonne fehlt, leuchten die Eisberge in allen Spalten und Vertiefungen mattblau, als ob im Inneren ein langsames Feuer glühte. Die Farben sind dann gerade am schönsten.

Bei dieser Wetterlage war nicht daran zu denken, daß das Eis hinaustrieb. Es bedeckte im Fjord eine Fläche von 50 qkm und war durchschnittlich 10 m dick zusammengepreßt.

Kurz vor Mitternacht gab es draußen im Fjord einen Höllenlärm. Schon wieder riß vom Gletscher ein großes Stück ab. Wegen der Dunkelheit war es besonders unheimlich, denn nur ganz schwach angedeutet sahen wir, wie das ganze Fjordeis mit seinen riesigen über 100 m hohen Eisbergen sich in Bewegung setzte und ein Stück hinausgeschoben wurde. Erst am nächsten Morgen überblickten wir das Ergebnis.

Die Front lag im mittleren 2500 m breiten Streifen 300–400 m weiter zurück als gestern. 600 Millionen cbm Eis sind in den Fjord geschüttet worden, er ist jetzt wirklich voller als übervoll. Schon schütten

die nachfolgenden kleinen Kalbungen an der Front schräge Schutthänge aus zermahlenem Eis auf. So stark pressen sich die Eismengen vor der Front zusammen, daß das nachfolgende Eis nicht mehr in den Fjord fallen kann, sondern vom älteren Kalbeis getragen wird.

Niemand von uns hätte vorauszusagen gewagt, daß an der Stelle, wo eben noch die wildesten Bewegungen und Kräfte sich ausgetobt hatten, jetzt statt des Fjordes gleichsam Festland war. Der Fjord sah jetzt selbst wie ein Gletscher aus. Nun schien es uns wirklich unsicher, ob vor Einbruch des Winters mit seiner Eisdecke die riesigen Eismassen wirklich noch einmal hinausschwimmen würden. Wir fragten unsern klugen Jonas, was er darüber meinte. Er antwortete mit der für Grönländer bezeichnenden Wendung: „Imaka akago, imaka akaguago, imaka name.“ (Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen, vielleicht gar nicht.) Wir mußten jetzt energisch daran denken, uns aus eigener Kraft zum Motorboot hin zu retten, denn wir konnten uns doch nicht dauernd von Udet verproviantieren lassen.

Der 8. September diente noch den letzten Messungen der Gletscherfront und der geographischen Länge und Breite. Am 9. ging Steuri los, um den Landweg zu erkunden. Jonas und ich gingen etwas später zum gleichen Zweck hinter ihm her. Wir verloren ihn aber bald außer Sicht, da das Gelände durch Felsbuckel und tiefe Schluchten unübersichtlich war und Steuri sehr schnell vorwärtsstürmte.

Nach einigen Stunden hörten wir Steuris Jodler, dann sahen wir ihn auch schon in Begleitung von zwei anderen Menschen auf dem Rückwege. Sie kamen schnell näher und bald erkannten wir Ertl und Zogg. Mit großer Freude und Herzlichkeit begrüßten wir uns, und dann erzählten sie, daß es tatsächlich einen Weg zum Motorboot gäbe, aber nur ganz knapp, und daß das Motorboot schon eine Strecke in das Packeis hineinfahren mußte, um bis dorthin zu kommen, wo die einzige und letzte Abstiegsstelle war. Jetzt hieß es äußerste Eile, bevor das Packeis sich weiter ausgedehnt und das Motorboot von dieser Stelle abgedrängt hatte.

Der letzte Abend in Steuris Zelt zusammen mit unseren beiden neuen getreuen Kameraden ist uns als letzter Abschied vom Rinkgletscher unvergeßlich. Dabei ereignete sich nichts weiter, als daß wir froh zusammen waren und unsere Erlebnisse austauschten. Aber eben dies ist uns unvergeßlich. Es war kein freiwilliger Abschied, sondern eine Flucht aus der Umklammerung des Eises.

Wir konnten nur das Allernötigste für den langen und schwierigen Fußmarsch mitnehmen, besonders die wertvollen Filme und Tagebücher. Die ganze Tonfilmapparatur im Wert von 100000 Mark mußte noch stehen bleiben. Sie war dort sicherer aufgehoben als im festesten Geldschrank. Der Gletscher mit seinen Riesenkalbungen beschützte sie gut.

Noch einmal legten wir uns zu einem kurzen Schlaf nieder und dann am 10. September in aller Frühe marschierten wir los, nachdem alles Zurückbleibende in mehreren Depots geordnet aufgestapelt worden war. Wir hatten schwer zu schleppen, denn wir wollten so viel wie möglich zum Motorboot mitnehmen.

Zuerst ging es auf Grasbändern 2 km lang waagerecht entlang, dann verlor sich das Gras in schroffen Felswänden. Es blieb nichts übrig, als durch eine 60 m tiefe Steilrinne, die wir tags zuvor bei der Erkundung schon mehrmals durchklettert hatten, unser ganzes Gepäck abzuseilen. Dann folgte eine sehr mühselige und beschwerliche Querung vieler Felsrippen aus brüchigem Gestein. Wir mußten diese Strecke drei Mal machen, um das ganze Gepäck hinüberzutragen, und nirgends gab es einen Fleck, wo wir unsere Rucksäcke sicher hätten hinstellen können. Es war immer dicht daran, daß das eine oder andere Stück abrutschte und dann über senkrechte Felswände ins Meer stürzte.

Solche Arbeit wird auf die Dauer unerträglich, namentlich, wenn in den Rucksäcken so wertvoller Inhalt ist wie in unseren. Hinterher hörte zwar die Gefahr auf, dafür hatten wir nun mehrere Kilometer lose Schutthänge, die durch Bäche tief zerschluchtet waren, zu queren. Wir merkten bald, daß das Gepäck auf die Dauer zu schwer war, und

so hinterlegten wir im Schutze eines riesigen roten Felsblocks ein Depot der weniger wichtigen Sachen.

Wesentlich erleichtert und schneller ging es nun weiter, nur die Bachschluchten hielten uns jedesmal länger auf. In dem feinkörnigen vom Schmelzwasser des Neuschnees durchfeuchteten Grus konnten wir nie festen Fuß fassen. Bei jedem Schritt rutschten wir ein Stück zurück, und jeder war heilfroh, wenn er wieder den oberen Rand der Schlucht erreicht hatte. Die Schutthänge nahmen endlich ein Ende und wurden durch ein Felsmassiv abgelöst, das wir auf Bändern im Neuschnee leicht und schnell an der Fjordseite umgingen.

Die Fjordwände wurden nun wieder steiler und ließen sich nur auf schmalen Schuttbändern queren. Es war ein ungeheurer Vorteil, daß unsere Alpinisten Ertl, Steuri und Zogg diesen Weg gestern schon begangen hatten. Oft sah es aus, als ob das Band, auf dem wir gingen, in der schroffen Felswand plötzlich aufhörte, aber wunderbarerweise führte es um die Felsvorsprünge immer wieder herum.

Nun hörten wir unser Motorboot und sogar Rufe von Kraus, der uns angab, wo der Weg am besten weiterführte. In einer Schlucht rutschten wir dann über Schutt 150 m tief schnell herunter, dann folgte noch ein langes schmales Band an sehr steilen Felsen, nochmals ging es um eine Ecke herum, und wir standen plötzlich am Meer, neun Stunden nach dem Abmarsch. Meine Frau hatte als geübte Alpinistin diesen sehr beschwerlichen Marsch gut durchgehalten, ebenso Kegl, der noch nie Bergfahrten gemacht hatte. Die ganze Wegerkundung und das Hinübertragen des Gepäcks auf so schwierigem Gelände war eine Glanzleistung unsrer Alpinisten gewesen.

Das Motorboot lag 50 m vom Land entfernt zwischen dichten Treibeisschollen. Mit Mühe ruderten die Grönländer ein Boot zum Land und nahmen uns auf.

Wieder mal waren wir dem Rinkgletscher entronnen. Um unsertwillen hatte Kraus gewagt, mit 3 großangelegten Versuchen 4 Tage lang mit dem Boot die Eissperre zu durchdringen, und auch jetzt lag er



Panorama Kangerdluk von Süden (8. Juli 1932) phot. Sorge

Panorama von Nuliarfik mit Zelten und Umiamako phot. Sorge

am äußersten Punkt, der sich wegen der Eisverhältnisse gerade noch verantworten ließ. Aber eine andere Möglichkeit, uns abzuholen, hätte es nicht gegeben. Schon etwas weiter fjordauswärts mündet ein sehr zerrissener Gletscher mit 20 m hoher senkrechter Front in den Fjord. Wäre das Motorboot nicht näher an uns herangekommen, so hätten wir vor der fast unlösbaren Aufgabe gestanden, am Land noch weiter zu marschieren und diesen Gletscher zu queren.

Nun, das war ja Gott sei Dank nicht mehr nötig, und eine halbe Stunde nach unserer Ankunft beim Boot schwammen wir schon im offenen Wasser auf der Heimfahrt nach Nugatsak. Bald kamen wir in die Dunkelheit hinein, und der letzte Teil der Fahrt spielte sich „in Nacht und Eis" ab. Es war ein ganz toller Abschluß, stilvoll passend zum Verhalten des Rinkgletschers. Plötzlich brach ein Schneesturm in der stockdunklen Nacht los, wir fuhren wie die Nachtwandler zwischen den gespenstischen Eisbergen hindurch, die mehr zu ahnen als zu sehen waren.

Auf einmal durchschnitt ein heller Schein die Finsternis. Unsere Kameraden in Nugatsak hatten sicherlich das Motorboot gehört und schossen Leuchtsignale ab. Jedesmal schimmerten dann für Augenblicke rings um uns die Eisberge aus dem Nichts hervor, und das mußte genügen, um den Weg weiter zu finden.

Nun waren wir querab von Nugatsak, nun an der Landspitze, jetzt kam der letzte Bogen in der Bucht, und dann liefen wir in stockfinsterer Sturmnacht unter dem Krachen und Blitzen der Raketen zwischen zwei tief verschneiten zertrümmerten Flugzeugen in den Hafen ein.

Mit dieser wilden Fahrt endete das zweite Abenteuer am Rinkgletscher.

Filmarbeit auf Eisbergen

Es soll niemand denken, daß die Expeditionsarbeiten am Rinkgletscher den Hauptinhalt der Expedition darstellen. Das war ja doch nur der äußerste Vorposten, der eingerichtet wurde, um wissenschaftliche Messungen zu machen und um die Gletscherkalbungen zu filmen und um damit allen Menschen einen Vorgang zu zeigen, den man weder durch Worte noch durch einzelne photographische Aufnahmen schildern kann.

Das Hauptlager unserer Expedition befand sich nach wie vor in Nugatsak. Nach unserer Rückkehr vom Rinkgletscher erfuhren wir aus den Berichten, welche Arbeit unsere Kameraden dort inzwischen geleistet hatten. Viele Szenen waren auf Eisbergen gedreht worden, und wie früher so zeigten sich auch jetzt die Eisberge als widerspenstig und gefährlich.

Einmal sollte sich Leni Riefenstahl von einer schroffen Eiswand abseilen. Zogg und Ertl bereiteten oben das Abseilen vor und wollten gerade die Filmapparatur hinaufbringen, als der ganze Eisberg zu schwanken und dann mit unheimlicher Lautlosigkeit sich umzuwälzen begann. Das Motorboot, das am Eisberg angelegt hatte, konnte in letzter Sekunde gerade noch abgestoßen werden. Nur so wurde verhindert, daß es von dem gewaltigen Eisfuß erfaßt und auf den Gipfel des Eisberges gehoben wurde. Es muß ein furchtbar aufregender Anblick gewesen sein, wie Zogg und Ertl vom Meeresspiegel bis zur Höhe eines fünfstöckigen Hauses emporgehoben wurden und während der ungeheuren Schwankungen immer so mitzulaufen hatten, daß sie nicht herunterfielen. Es war so ähnlich, wie wenn ein Akrobat auf einer rollenden Kugel seine Kunststücke vorführt. Als der Eisberg eine mächtige Bewegung zurück ausführte und so die Eisfläche, auf der Zogg

und Ertl standen, steiler und immer steiler wurde, so daß die Gefahr bestand, daß beide von der überkippenden Eiswand erschlagen werden konnten, sprangen beide ins Meer, um sich durch Schwimmen zu retten. Sepp Rist fuhr mit vorbildlicher Ruhe im Ruderboot dicht an den Eisberg heran, fischte beide auf und brachte sie wohlbehalten zum Motorboot.

Der ganze Vorgang ist ein bezeichnendes Beispiel, dafür, daß es unnötig und sinnlos ist, in Grönland besonders „interessante und aufregende Szenen zu stellen". Denn in Wirklichkeit übertreffen die Vorgänge in den Eisfjorden an Gewalt und Größe alles, was der kleine Mensch etwa aufbauen könnte. Und so ist das wesentliche an den Expeditionsaufnahmen, daß nichts gestellt sondern alles Natur ist. In der Echtheit liegt auch der unvergleichliche Wert dieser Aufnahmen.

Leni Riefenstahl litt eine Zeit lang sehr an einer Erkältungskrankheit. Sie siedelte darum von ihrem Zelt in eine kleine Kammer im Haus des Kolonieverwalters über. Hier hatte sie es sich so nett wie möglich eingerichtet. Sie besaß eine kleine Bücherei, darunter auch Reisebeschreibungen aus der Südsee, denn sie plante schon wieder einen neuen Film. Außerdem gehörte zu ihrem eisernen Bestand Adolf Hitler „Mein Kampf". Mit größter Begeisterung las sie darin und vertrat mit offener Entschiedenheit ihre Ansichten, die aus innerster Überzeugung mit denen des Buches übereinstimmten. Ihre besondere Verehrung drückte sie dadurch auch sichtbar aus, daß sie in ihrem Zelt und nun auch in ihrem neuen Wohnraum Adolf Hitlers Bild in einem Rahmen aus Seehundsfell aufgehängt hatte.

Bei einer anderen Eisbergszene hatten unsere vier Hauptdarsteller Rist, Holsboer, Gowland und Riml und außerdem unser Eskimohund Nakinak von einer treibenden Eisscholle aus auf einen Eisberg zu springen. Rist mußte den Sprung als erster unternehmen, dann sollte er auf dem Fuß des Eisberges den Halt verlieren, fallen, wieder aufstehen, und dann die anderen, auf der Eisscholle Zurückbleibenden mit dem Seil heranziehen.

Das Motorboot fuhr an den Eisberg heran, und die Kamera wurde unter allen Vorsichtsmaßregeln auf dem Fuß des Eisberges aufgestellt. Das Motorboot selbst wartete dann seitlich außerhalb der Bildgrenze.

Am besten ist es, wenn unser Regieassistent Werner Klingler, der diese Szene leitete, selbst erzählt:

„Die Szene war drehbereit, und so rief ich das übliche: ‚Achtung! Kamera!'. Rist sprang – rutschte, fiel, kurzum, die Szene entwickelte sich wie vorgeschrieben, als wir plötzlich einen ungeheuren, explosionsartigen Krach vernahmen, dem ein langanhaltender Donner folgte, ein Donner wie aus Tausenden von Geschützen – ein wahres Trommelfeuer.

Im ersten Moment wußten wir nicht, was geschehen war. Wir nahmen an, daß ein Teil unseres eigenen Berges abgebrochen sei und sich der Berg durch die Verlagerung des Schwergewichtes in den nächsten Augenblicken um sich selbst drehen würde. Da riefen plötzlich die auf der Scholle Zurückgebliebenen:

„Schnell – zieht uns heran – der Berg da drüben kalbt."

Unter dem fortdauernden Getöse waren diese Worte kaum zu verstehen. In wenigen Sekunden hatten wir die Scholle an unsern Berg herangezogen. Von unserem Standpunkt in einer Talsenke aus konnten wir den kalbenden Eisberg nicht sehen, da uns die hohe Eiswand die Sicht sperrte. Wohl aber sahen wir die Wirkung der Kalbung. Eine ungeheure Kalbungswelle rollte auf uns zu und drohte, den Eisbergfuß, auf dem wir alle beim Apparat standen, zu überfluten. Instinktiv und blitzschnell ergriff von uns jeder ein Stück der Kameraapparatur und rannte damit den Berg hinauf.

Von der Bergspitze aus bot sich uns ein geradezu grausig-schönes Schauspiel: ein ungefähr 70 m von uns entfernter Eisberg von ungeheuren Dimensionen kalbte, d. h. er warf Stücke von Tausenden von Tonnen Gewicht von sich, die unter ohrenbetäubendem Getöse in die Tiefe sausten und das Wasser fontänengleich gegen den Himmel peitschten. Das Getöse war so groß, daß wir unsere eigenen Worte nicht mehr verstehen konnten.

Inzwischen rollten die Kalbungswellen an unserem Berg vorbei, brachten ihn ins Wanken, so daß wir fürchten mußten, daß unser eigener Berg bersten könnte. Der kalbende Berg hatte sich in der Zwischenzeit um sich selbst gedreht, so daß die dauernd entstehenden Kalbungswellen immer größer wurden. Da wir jeden Augenblick das Bersten unseres Berges befürchten mußten, rannten wir wieder hinunter und hofften, daß es unserem Motorboot gelingen würde, am Eisberg anzulegen und uns zu holen. Das Boot war aber unterdessen weit in den Fjord hinausgefahren, um nicht von den Kalbungswellen gegen die Eisberge gedrückt zu werden. Als wir am Fuße unseres Eisberges angekommen waren, erkannten wir auch selbst, daß ein Anlegen sowieso unmöglich gewesen wäre, da ein Brei von größeren und kleineren Eisbrocken die Wasserfläche bedeckte und den Eisberg einschloß.

Die nächsten Minuten waren von Spannung geladen. Denn keiner von uns nahm wohl mehr an, von dem Eisberg lebend herunterzukommen. Die Wellen des benachbarten kalbenden Eisberges brachten jetzt unseren eigenen Berg zum Kalben. Langsam schwankte er von links nach rechts und dann wieder von rechts nach links. Wir spürten die Vibrationen der krachenden Detonationen unter unseren Füßen – ein Gefühl, das einfach nicht zu beschreiben ist. Uns war allen klar: wenn der Berg jetzt in der Talsenke brach, dann waren wir verloren, denn ein Millionengewicht von Tonnen würde von beiden Seiten auf uns niederstürzen und der Wasserstrudel uns in die Tiefe ziehen.

Doch ein Wunder geschah: der Eisberg beruhigte sich allmählich wieder, das pendelartige Schwanken unseres Berges verringerte sich, die Kalbungswellen verebbten, der Eisbrei tat sich auf und wurde von der Fjordströmung erfaßt und in langen Streifen ins offene Meer hinausgetrieben.

Endlich hörten wir in der Ferne wieder das gleichförmige Tacken unseres Motorbootes, das sich seinen Weg durch den Eisbrei zu uns bahnte.

Trotz dieses Abenteuers, das leicht uns allen zum Verhängnis hätte werden können, mußten wir am nächsten Tage wieder auf den Eisberg.

Der Film „SOS. Eisberg" mußte ja nolens volens auf diesen unheimlichen Ungetümen zu Ende gedreht werden".

Auch die Eisbären mußten noch oft mitwirken. Im August war endlich der nachbestellte Zwinger in Nugatsak angekommen, so daß Kraus seine beiden Eisbärkisten endlich von Bord geben konnte. Schwer ist ihm der Abschied sicherlich nicht geworden.

Auf der Eisbäreninsel wurden beide Kisten ans Ufer gesetzt und anschließend der neue Zwinger mit seinen mächtigen Eisenstangen aufgestellt, so daß die Eisbären entweder auf dem Lande liegen oder ins Wasser gehen konnten. Jeden Tag fuhr einer von uns von Nugatsak mit dem Ruderboot hinüber und fütterte sie mit Seehund, Fischen und Eis. Für die Filmszenen wurden immer abwechselnd der eine oder andere ins offene Wasser herausgelassen. Tobias hatte eine fabelhafte Fertigkeit darin, den Bären die Schlinge umzuwerfen. Der Bär wurde dann mit dem Motorboot zu dem Eisberg hingeschleppt, wo gefilmt werden sollte.

So waren die Aufnahmen der Eisbären nach langen Versuchen und vielem Mißgeschick technisch durchorganisiert. Eine Szene, die hohen persönlichen Mut verlangt, führte Holsboer mit geradezu erschütternder Naturwahrheit aus. Die verschollene Expedition leidet an Nahrungsmangel, und Holsboer geht auf Eisbärenjagd. An die Spitze seines Skistockes bindet er sein Jagdmesser. Mit dieser behelfsmäßigen Harpune lauert er Eisbären auf. Er benutzt den Augenblick, wo zwei Eisbären sich um einen erbeuteten Seehund streiten, wirft aus naher Entfernung seinen Speer und trifft den einen Eisbären, der schwer verwundet ins Wasser stürzt. Holsboer selbst rettet sich vor den wütenden Tieren mit knapper Not. Auch an dieser ganzen Szene ist nicht die geringste Kleinigkeit gestellt. Es ist klar, daß dazu nur ganz außerordentliche Menschen befähigt sind.

Am Schluß der Expedition wurden beide Eisbären erschossen, da es sehr schwer möglich gewesen wäre, sie wieder nach Europa mitzubringen. Lebend aussetzen, woran wir oft gedacht hatten, konnten wir sie nicht, weil die Gefahr für die Grönländer zu groß ist. Gewiß hätten

die Grönländer die Bären sehr bald erschossen, aber die eigentliche Gefahr wäre erst dann eingetreten. Eisbären in Gefangenschaft werden nämlich manchmal mit trichinenhaltigem Fleisch gefüttert, und es ist nicht sicher, ob ein Mensch, der Eisbärenfleisch genießt, daran erkrankt. Darum wurden nur die Felle unserer Eisbären aufgehoben, das Fleisch wurde im Meer versenkt.

Wenn man die verschiedenen Möglichkeiten durchdenkt, so kann man zu keiner andern Lösung kommen als zu der von uns gewählten. Tierquälerei war damit jedenfalls nicht verbunden.

Nochmals zu den großen Gletschern

Am Rinkgletscher stand seit dem 10. September unsere Tonfilmapparatur und wartete auf Abholung. Soviel hatten wir nun schon durch unsere zehn Versuche gelernt, daß der Fjord in einer Folge von 10 bis 20 Tagen abwechselnd befahrbar und nicht befahrbar ist. Denn alle 10 bis 20 Tage geschieht ein großer Abriß. Der Fjord wird dann mit Eis vollgestopft und ist in seiner inneren Hälfte nicht befahrbar. Wenn nun mehrere Tage kräftiger Ostwind herrscht, treiben die Eisberge und Kalbeismengen in riesigen Feldern zum Fjord hinaus. Unmittelbar danach ist die Wahrscheinlichkeit am größten, zum Gletscher zu kommen. Wir sahen also in Nugatsak eifrig nach der Windrichtung und nach jedem Eisberg, der sich im Fjord blicken ließ und nach Westen trieb.

Am 12., 13. und 14. September, besonders nachts, wütete der ersehnte Oststurm und trieb das Eis vor sich her. An diesen Tagen wurden Aufnahmen der Brandung an Eisbergen gemacht. Die Luft war erfüllt von dem spritzenden Gischt, der hoch über das Eis hinwegpeitschte und überall – auch auf den Objektiven der Filmkameras – sich als Salzkruste niederschlug. Diese Aufnahmen zeigen die Gewalt der Föhnstürme in den Eisfjorden. Wir konnten aber noch nicht losfahren, da in der Nacht vom 14. zum 15. auf Kelbls Motorboot ein kleiner Unfall dazwischenkam. Der nächtliche Sturm hatte es so gut gemeint, daß er sogar das Motorboot mitsamt dem Anker forttrieb. Zwar wurde der Motor sofort angeheizt, aber unglücklicherweise kam noch die Trosse in die Schraube, so daß das Boot ausgerechnet an diesem wichtigen Zeitpunkt hilflos auf Felsenklippen geworfen wurde. Am nächsten Morgen bei Niedrigwasser saß es hoch oben auf den Klippen, zum Glück unbeschädigt. Aber zum Rinkgletscher fahren konnten wir nicht.

Am 16. trieben wieder ungeheure Kalbeismengen und Eisberge hinaus. Es war jetzt sehr dringend geworden, zum Rinkgletscher hineinzufahren, denn wer wußte, ob nach der nächsten großen Kalbung der Fjord sich noch einmal öffnete. Außerdem schien jetzt der Mond, so daß wir auch nachts fahren konnten. Es brauchten nur ein paar Tage mit Frost und Windstille zu kommen, und dann hätten wir die Tonfilmapparatur vielleicht überhaupt nicht mehr vor unserer Abreise abholen können. Dann hätten im nächsten Frühjahr Grönländer mit Hundeschlitten über das Eis bis hinten hinfahren müssen, und das hatte noch niemand gemacht. Wer weiß, ob es möglich war, durch das 10 km lange Trümmerfeld, das sich im Lauf des Winters dort aufstaut, mit der schweren Apparatur auf den Hundeschlitten wieder zurückzukommen, ohne daß Schlitten und Apparate zerbrachen.

Bei Hochwasser wurde Kelbls Motorboot wieder zu Wasser gebracht, und damit war alles bereit zur Fahrt. Am 17. September fuhren wir ab, diesmal kam Fanck selbst auch mit, da er gern den Rinkgletscher selbst kennenlernen wollte, zweitens aber, weil in Anbetracht der großen Wichtigkeit dieser Fahrt unter Umständen schwierige Entscheidungen zu erwarten waren, und diese wollte er selbst treffen.

Die Fahrt verlief, wie mit großer Wahrscheinlichkeit vorherzusehen war, ohne Schwierigkeit. Nur in der Meerenge von Nugatsak lag eine Eisberganſammlung. Sonst war überall offenes Wasser, und viele Kilometer weit sahen wir manchmal nicht ein einziges Eisstück. Nach etwas mehr als sechs Stunden legte das Boot bereits am Tonfilmdepot an. Schnell wurde alles eingeladen, und damit war eine kostbare und im wahren Sinne des Wortes zentnerschwere Last von Fancks Schultern genommen.

Die Gletscherfront war seit unserem letzten Hiersein schon wieder erheblich höher geworden und nähergekommen. Es war also bald wieder ein großer Abriß zu erwarten (er fand tatsächlich vier Tage später statt).

Schwer beladen und doch wesentlich erleichtert, fuhren wir mit dem Boot in der Nähe der Felswand entlang und entdeckten bald einen

kleinen roten, wagerechten Strich an den hellen Felsen. Fanck freute sich über das ideale Lager des Faltbootes so, daß er es am liebsten dort oben liegengelassen hätte. Aber das tat uns ebenfalls leid, und so fuhren wir hin und holten es ab. Schließlich räumten wir auch noch das Depot am großen Felsblock und sagten dann für dies Jahr dem Rinkgletscher Lebewohl. Elfmal hatten wir im Sommer mit Faltboot und Motorboot versucht, zu ihm durchzudringen, und nur viermal war es gelungen.

Erst frühmorgens um 1 Uhr trafen wir wieder in Nugatsak ein. Die Rückfahrt bei Mondschein zwischen den blausilbernen Eisbergen war wirklich im schönsten Sinne romantisch. In der Meerenge von Nugatsak kamen wir eine kurze Zeit in Eispressungen hinein, aber der Mond leuchtete uns heim. Angst war der Mann am Ruder. Wenn er nicht filmte, so steuerte er am liebsten das Motorboot. Das war schon seine Lieblingsbeschäftigung auf einer früheren Expedition mit Dr. Villinger in Ostgrönland gewesen.

Aus Freude über die glückliche Heimkehr der Tonfilmapparatur wurde für die gesamte Einwohnerschaft am Sonntag, den 18. September, ein großes Fest mit Kaffeemik und Danzemik wie früher veranstaltet. In manchen von uns regten sich heimatliche Gefühle, als mit Maßkrügen voll schäumenden Münchener Löwenbräus angestoßen wurde. Da ging es: „Oans, zwoa, drei, gsuffa!" Ertls Lieblingstrinkspruch war: „Prost, Kameraden, heut nacht wird's kühl."

Dieses wirklich phantastische, echte Münchener Bier war mit allem Zubehör – Kohlensäureflaschen, Gläser, Maßkrüge, Untersätze, Aschenbecher – auf Bestellung von Udet direkt aus München gekommen. Die Stimmung, die bei manchen durch die äußerst schweren Expeditionsarbeiten mit ihrer fast übermenschlichen körperlichen und seelischen Belastung gesunken war, stieg wieder zu lichten blauen Höhen empor. Nun konnte die Expedition keinesfalls mehr scheitern.

Um die letzte Expeditionszeit und die beiden kleinen Filmapparate auszunutzen, statteten wir nun noch einmal dem Umiamako einen achttägigen Besuch ab. Es war nur eine ganz kleine Abteilung. Kraus

brachte unseren Standphotographen Ferdinand Vogel, meine Frau und mich am 19. hin und holte uns getreulich am 27. wieder ab.

Diese Zeit war nach den früheren Aufregungen eine gute Erholung für uns. Der Umiamako war träge und zeigte nur ein paar kleine Kalbungen.

Die Nächte erhielten einen besondern Schmuck durch die zauberhaften Nordlichter. Lange weiße Bogen schlängelten sich bei klarem Wetter zwischen den Sternen hindurch über den ganzen Himmel und bewegten sich lautlos in langen Wellen. Oft standen am Horizont lichte Streifen wie Vorhänge mit scharfer unterer Grenze. Die wechselnden hellen Linien und dunklen Schatten ähneln einem wallenden Tuch. Die Farben sind immer matt, meist gelblich-grün, bläulich oder auch schwach rötlich, und alle Gebilde sind zart wie ein Hauch. Sie bewegen sich ruhig und lautlos in der einsamen, stillen Nacht, und man wagt kaum zu atmen, um den Frieden nicht zu stören. Das Ganze ist wie ein Zeichen aus einer überirdischen Welt.

Filmisch gesehen, gab der Gletscher wegen seiner geringen Tätigkeit nicht viel her. Außerdem regnete und schneite es häufig. An solchen Tagen ließen sich wenigstens einige Lotungen und trigonometrische Messungen machen. Hundert Meter vor der Front war der Fjord 320 m tief. Am Tage nach dieser Lotung wollte der Gletscher offenbar zeigen, daß er einen solchen Annäherungsversuch nicht duldete. Denn genau an derselben Stelle der Front riß er bis zum Grund durch, und die untere Kante des neuen Eisberges tauchte 250 m vor der Front auf. Es war nur gut, daß der Gletscher einen Tag zu spät kam.

Das Herabrinnen und Plätschern des Schmelzwassers in zahllosen Bächen, das die grünen, blumigen Hänge der grönländischen Berge im Sommer so anmutig belebt, hörte nun im Herbst ganz auf. Statt der Wasserfälle hingen über die Felsen meterlange dicke Eiszapfen herab, und die Felsflächen überglasten sich mit Eiskrusten. Nur wenige Stunden tagsüber tropfte es von den Zapfen herab. Das waren die Stellen, wo wir unser Trinkwasser in einer Schüssel sammelten. Die Berge ringsum

hüllten sich immer tiefer in Schnee, und nur an den sonnigsten Stellen schimmerte noch grün und braun das Land hindurch. Das Laub der Weiden überzog mit seinem leuchtenden Rot alle Hänge, die noch nicht verschneit waren.

Abends, wenn die Sonne hinter den Bergen versunken war, entfärbten sich die eben noch karminrot glühenden Hochlandeiskappen zu einem kalten, bleichen, schattenlosen Leichentuch. Jede Plastik und Tiefenwirkung verschwindet und verliert sich im blaßblauen Licht. So bringt der Wechsel von Tag und Nacht neue Wunder in Farbe und Stimmung, die dem Sommer fremd sind.

Arbeit im Fluge

Die Flugzeuge der Fliegergruppe waren im Herbst abgekämpft und schwer verwundet. Am 25. August schied das erste Wasserflugzeug aus. Schneeberger filmte gerade von Schriets Flugzeug aus Udets Flüge über den Eisbergen, da brach plötzlich das Benzinrohr. Was nun? Schriek wasserte glatt mitten im Eismeer bei schwerer Dünung. Die Wellen spielten der hilflos treibenden Maschine böse mit und beschädigten den Rumpf schwer. Udet wasserte neben Schriek und schleppte das Flugzeug mit Besatzung glücklich bis in die Bucht von Nugatsak, wo sie als Wrack noch lange stand.

Auch Udets Wasserflugzeug war durch das monatelange Stehen im Freien und durch die vielen Flugstunden und Wasserungen in schwerer See nicht mehr in einwandfreiem Zustand zu halten, trotz der rührenden Sorgfalt, mit der Udets Monteur Erich Baier das Flugzeug betreute.

Eine besondere Aufgabe war dem Landflugzeug, der Motte, im Film zugedacht. Es sollte sich an der Suche nach der verschollenen Expedition beteiligen und dabei zugrunde gehen. Die Motte war bereits am 13. August in Nugatsak an Land gebracht und von Baier in einem Tage montiert worden. Die besondere Schwierigkeit lag darin, daß es in Grönland keine Landeplätze für Landflugzeuge gibt, da das Land überall felsig, uneben und mit Felsblöcken bedeckt ist. Die Landmaschine konnte also wohl starten, aber nicht mehr landen. Sämtliche Aufnahmen mußten daher in einem einzigen Flug gedreht werden. Und so geschah es auch. Die Aufnahmen in der Luft wurden bei guter Beleuchtung gefilmt; danach setzt Udet als „Flieger Petersen" planmäßig das Landflugzeug mitten in ein großes Kalbeisfeld hinein. Rettungslos wird die Maschine vom strömenden Eis ins offene Meer hinausgeführt und

versinkt langsam mit dem Flieger. Dies Bild führt die grausige Unerbittlichkeit des Eismeeres mit erschütternder Wahrheit vor Augen. Die tiefe Tragik von Amundsens Schicksal auf der Suche nach Nobile ist hier in ihrem ganzen Ernst wiedergegeben.

Udet blieb bei alledem völlig unverletzt, aber er erkältete sich schwer durch die Nässe und Kälte, genau so wie Sepp Rist, der in dieser Zeit bei —10° im Eisbrei noch mehrmals schwimmen mußte und sich dabei Rheumatismus und eine steife Hand holte. Diese Anforderungen sind so groß, daß sie beinahe über das hinausgehen, was ein Mensch von einem anderen verlangen kann.

Die letzte Sensation bei den Fliegern war ein Bravourstück von Schriek. Er fliegt mit dem letzten Wasserflugzeug auf einen hohen Eisberg zu und prallt beim Wassern gegen die Eiswand. Das Flugzeug verbrennt dabei, der Flieger springt heraus ins Wasser und rettet sich durch Schwimmen.

Von dieser Szene, die das Glaubhafte beinahe überschreitet, ist genau wie bei allen anderen Aufnahmen nichts gestellt. Die Kunst der Flieger war so groß, daß sie diese Aufgaben lösen konnten.

Zu den Expeditionsarbeiten, die „im Fluge" verrichtet wurden, gehörten auch Loewes aerologische Messungen. Er hatte in Nugatsak ein Lager von Wasserstofflaschen, aus denen Gummiballone gefüllt wurden. Diese ließ er dann hochsteigen und beobachtete ihre Bahn mit einem Theodoliten. Dabei half häufig seine Frau oder Franz Schriek. Dadurch, daß in jeder Minute der Höhen- und Seitenwinkel der Richtung zum Ballon abgelesen wurde, konnten Windrichtung und -stärke in verschiedenen Höhen gemessen werden. Durchschnittlich wurden die Ballone bis über 6000 m Höhe und einige bis zu 30 km Entfernung verfolgt. Die Höhenwinde zeigten sich weitgehend unabhängig von den Luftströmungen in der Nähe des Erdbodens. Eine Tatsache, die in Grönland auch sonst oft beobachtet worden ist. Die Windbeobachtungen der Wetterstationen an der Küste haben daher nur für ganz kleine Gebiete Bedeutung, können aber nichts über die große Zirkulation aus-

sagen. Bei unseren vielen Bootsfahrten und Flügen haben wir die schnell wechselnden Windrichtungen immer wieder kennengelernt.

Loewes zweites Forschungsgebiet lag dagegen im Wasser. Er untersuchte die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Meerwassers in verschiedenen Tiefen. Dazu gebrauchte er eine schwere Metallwinde und einen langen Lotdraht, an dem Kippthermometer und Wasserschöpfer angehängt wurden. Im Karajakfjord und im Kangerdluk fand Loewe als Hauptergebnis seiner Messungen dieselbe doppelte Wasserschichtung wie im offenen Meer wieder.

Ende gut, alles gut

Der grönländische Sommer überschüttete uns mit so vielen und großartigen Eindrücken, daß wir die Menge bald nicht mehr fassen konnten, und wie es auf Expeditionen immer zu gehen pflegt: zum Schluß macht sich eine gewisse Übersättigung mit dem Erlebten und Gesehenen fühlbar. Um so höher ist die Leistung der Filmleute zu bewerten, die bis zum letzten Tage mit derselben Zuverlässigkeit und Ausdauer an ihrer Kamera und auf den Eisbergen arbeiteten wie am Anfang. Die Flieger hatten bereits 380 Landungen im Eismeer hinter sich, 85mal waren die Schwimmer schon geflickt worden. Und dennoch führte Udet mit dem letzten Flugzeug, dessen zerbrochenes Benzinrohr wieder ausgebessert war, immer noch die schwierigsten Flüge aus. Am 8. Oktober endete die Filmarbeit unserer Expedition mit einem würdigen und unvergeßlichen Erlebnis. An einem Eisberg von ungefähr zwei Millionen Tonnen Gewicht waren gerade die letzten Aufnahmen (Abseilszenen) beendet. Unsere beiden Motorboote, Udets Wasserflugzeug und 30 Kajaks lagen noch um ihn herum. Plötzlich brach der Berg mit Donnerkrachen auseinander und wälzte sich um. Die Motorboote wurden durch die Kalbungswellen beinahe aufs Ufer geworfen, die Kajaks stoben in wilder Flucht davon. Udet warf auf dem schaukelnden Flugzeug den Motor an und konnte nichts anderes tun, als mitten durch die Eisbrocken starten, sogar noch auf den sich wälzenden Eisberg zu. Ehe er in der Luft war, hatte ihn der auftauchende Eisfuß erfaßt. Zum Glück rutschten die Schwimmer ab und ins Wasser zurück. Udet kam hoch und umkreiste den schwankenden Eisberg.

Allmählich beruhigten sich die Wellen wieder, und die Kajakfahrer kamen alle wieder zurück. Beide Filmapparate standen noch am Ufer,

so daß der ganze Vorgang mit den Kajaks und dem Flugzeug gedreht werden konnte.

Diese herrlichen Aufnahmen sind freilich durch Zufall entstanden. Aber wenn man es sich richtig überlegt, war es kein Zufall, sondern bei den Hunderten von Eisbergen, die im Lauf des Sommers gefilmt wurden, doch sehr wahrscheinlich, daß ein Eisberg bei diesen Aufnahmen sich wälzte. Das Unwahrscheinliche lag nur darin, daß es erst ganz zuletzt stattfand. Dadurch bekam die Expedition einen so glänzenden Abschluß.

Froh im Bewußtsein, einen großen Schatz mit nach Deutschland zu bringen, packten unsere Operateure Kisten über Kisten mit Filmrollen voll. Nicht weniger als 42000 m waren in diesem Sommer gedreht worden.

Wir alle waren so heimisch in Grönland geworden, daß der Abschied nicht ganz leicht war. Wir hatten Leid und Freud mit den Grönländern geteilt und hatten in ihnen treue Kameraden gefunden, auf die man sich auch in schweren Stunden verlassen kann. Solche Menschen verläßt man nicht gern. Und doch mußte es sein. Das Schiff war telegraphisch bestellt, und wir blickten schon dauernd übers Meer nach Süden, wo es irgendwann einmal auftauchen mußte. Natürlich waren die Grönländer wieder die ersten, die es entdeckten, und als der langgezogene Ruf „umiarsuit“ (das große Schiff) durch das Dorf hallte, da wußte jeder, daß ein schöner Abschnitt des Lebens beendet war.

Am 10. Oktober mittags ankerte der norwegische Dampfer „Tordenskjöld“ draußen vor dem Hafen, und sogleich begann das Verladen aller Sachen. Abends fand der Abschiedstanz im Packhaus statt, und am nächsten Morgen wurde dann endgültig von jedem einzelnen Abschied genommen.

Noch einmal legten wir in Godhavn an und feierten ein kurzes Wiedersehen mit dem freundlichen Leiter der Radiostation Holtenmöller, dem Kolonieverwalter Krüger und dem neuen Landsvogt Bruun.

Es war mehr als eine Förmlichkeit, daß wir uns von den dänischen Behörden mit besonderem Dank verabschiedeten. Unsere Expedition, die natürlich in das gewöhnliche Wirtschaftsleben der Grönländer manche Störungen gebracht hatte – schon allein durch die Zuhilfenahme vieler Grönländer für die Kajakszenen und durch die Benutzung des Packhauses und der Schule in Nugatsak –, wäre ohne die Zuvorkommenheit und vielfältige Unterstützung durch die dänischen Beamten nicht zu verwirklichen gewesen.

Schnell ging es nun mit dem schönen Schiff nach Süden, und vier Tage später rundeten wir Grönlands Südspitze. Zum letztenmal sahen wir hier vertraute Gestalten, denn gar nicht weit weg vom Schiff trieben von Osten her um das Kap Eisberge und Eisschollen, die gewiß schon einen weiten Weg hinter sich hatten. Die großartige alpine Gebirgslandschaft mit ihren himmelan strebenden Spitzen und ihren schimmernden Gletschern in Abendbeleuchtung machten uns den Abschied schwer. Aber unaufhaltsam zog das Schiff seine Bahn. Der Name des Südkaps „Farvél" spricht den letzten Freundschaftsgruß aus für die lange, lange Fahrt über den Atlantik.

Ein Orkan südlich von Island rüttelte und schüttelte uns noch einmal gründlich durcheinander. Der Atlantik bewies uns, daß hohe Wellen auch ohne kalbende Eisberge entstehen können.

Und dann kam der Abend, an dem wir ganz weit vor uns ein Leuchtfeuer aufblitzen sahen, das unser Herz traf: Helgoland. Wenige Stunden später, als wir an Cuxhaven vorbeiliefen, stieg der Lotse an Bord und sprach mit Worten, die wieder unser Herz trafen: er sprach Deutsch. Da fühlten wir, daß Grönland hinter uns verblaßte und ein Land sich vor uns auftat, dem unsere größere Arbeit und ganze Liebe gehört: Deutschland. –

Ein Kapitel Gletscherkunde

Umiamako- und Rinkgletscher

(Kurzer Bericht über meine wissenschaftlichen Arbeiten auf der Universal-Dr.-Fanck-Grönland-Expedition 1932.)

1. Geographische Übersicht, Vermessung und Kartierung des Kangerdluk

(vgl. hierzu die Karten und Zeichnungen am Schluß!)

Die mittlere Westküste Grönlands zwischen 69° und 73° Nord enthält die bedeutendsten eisbergerzeugenden Gletscher der nördlichen Halbkugel. Der dänische Geologe Hinrik Johannes Rink gab 1848 bis 1851 zuerst eine Beschreibung der grönländischen Gletscher und verband damit eine wissenschaftliche Vorstellung vom Inlandeise. Er stellte vier Klassen von eisbergausstoßenden Fjorden auf und rechnete zur ersten produktivsten Klasse folgende fünf Fjorde der Westküste: Jakobshavner, Torsukatak-, Großer Karajak-, Kangerdluk- und Upernivikfjord. Die in diese Fjorde mündenden Gletscher wurden mit Ausnahme der Gletscher des Kangerdluk besucht, ihre Frontlage wurde wiederholt bestimmt und photographiert und ihre Geschwindigkeit gemessen. (Rink, Helland, Hammer, Nordenskjöld, Steenstrup, Ryder, Sören-Hansen, Drygalski, Engell, J. P. Koch, A. Wegener, Georgi, Loewe, Sorge.) Rinks Einschätzung der fünf Eisfjorde hat sich durchaus bestätigt; tatsächlich übertreffen diese Fjorde alle anderen an Größe und Zahl der jährlich in den Atlantischen Ozean entsendeten Eisberge. Am wenigsten bekannt blieb der Kangerdluk. Rink hat den nach ihm benannten Gletscher nur von weitem gesehen. Steenstrup war am 25. April 1880 mit Hundeschlitten in die Nähe der Front des Umiamakogletschers gekommen, hatte die Frontlänge zu 5300 m, die Fronthöhe in der Mitte zu 45 m über Wasser bestimmt. Da es ihm nicht

möglich war, neben dem Gletscher an Land zu gehen, konnte die Bewegung nicht gemessen werden. Drygalski war mit Hundeschlitten vom 22. bis zum 26. April 1893 im Kangerdluk, kam bis etwa 12 km vor die Front des Rinkgletschers und entwarf eine Kartenskizze des Fjordes. Er gab die Höhe der Umiamakofront mit 40–60 m über Wasser an. 1929 durchfuhren Alfred Wegener und Johannes Georgi den Kangerdluk bis zum Johannesgletscher, um einen Aufstieg auf das Inlandeis zu suchen. Durch die Messungen von Ernst und Gerda Sorge auf der Fanckexpedition von 1932 wurde eine neue Karte des Kangerdluk im Maßstab 1:100000 gewonnen. Zu ihrer Herstellung wurden benutzt: 1. Vorwärtseinschnitte, die mit einem Hildebrand-Einheitstheodoliten aufgenommen wurden, 2. mehrere Längen- und Breitenmessungen durch Nehmen von Sonnenhöhen, 3. Entfernungsmessungen von elf erhöhten Standpunkten durch Messung der Tiefenwinkel zu Küstenpunkten, wobei besondere Rücksicht auf unregelmäßige Strahlenbrechung in der Luft genommen werden mußte, 4. photographische Aufnahmen von diesen Standpunkten und vom Flugzeug aus, 5. Skizzen, die bei den zahlreichen Bootsfahrten durch den Fjord gezeichnet wurden. Diese Messungen sind noch nicht vollständig ausgewertet.

Das Fjordsystem mit den einströmenden Gletschern wird von zwei Hauptrichtungen beherrscht: Ost-West und Nordost-Südwest, wobei die zweite Richtung manchmal fast Nord-Süd erreicht. Diese Richtungen treten häufig auch in den nördlich und südlich benachbarten Fjorden auf. Das spricht für tektonische Anlage dieser Fjorde. Der Umiamakogletscherlauf bildet das verkleinerte Abbild des Rinkgletscherstromes samt seiner Verlängerung im Fjord. Das ganze Fjordsystem des Kangerdluk hat drei Ausgänge (der nördliche heißt Tunua), zwischen denen die Inseln Kekertarsuak und Karrat liegen. Weiter, draußen zwischen der Halbinsel Svartenhuk und der Ubekendtinsel, heißt der Fjord Karrateisfjord.

Die Landschaft um den Kangerdluk ist ein Stück des grönländischen Gneismassivs, und zwar herrscht hier Paragneis vor. Er hat in großen

Zügen horizontale Lagerung, aber dazwischen kommen oft plötzliche Faltungen, Zerknitterungen und Überschiebungen vor, so daß man einen sehr lebhaften Eindruck davon bekommt, wie diese sandstein- und lehmartigen, rötlichen oder gelblichen Sedimente durch Hitze und Druck erweicht, gezerrt, gewalzt und gebogen worden sind. In den verschiedensten Richtungen ziehen sich durch die Schichten Spalten, die mit schwarzen oder rostbraunen Ganggesteinen ausgefüllt sind und nachträglich selbst wieder vielfach verworfen wurden. Der Paragneis bildet meist mächtige Felsklötze bis über 2000 m Höhe mit außerordentlich steilen Wänden und horizontalen Oberflächen, die vielfach mit Hochlandeiskappen bedeckt sind. Nach dem Urteil vieler Besucher gehört diese eindrucksvolle Landschaft zu den schönsten von ganz Grönland. Die Schneegrenze im Fjordgebiet liegt 1200–1300 m hoch, auf dem Inlandeise selbst 1400 m. Zahlreiche Hängegletscher münden in den Fjord oder enden mit Eislawinenabbrüchen hoch über ihm.

Aufs stärkste hat die Schliffwirkung der Gletscher und die Wandverwitterung den Landformen ihr heutiges Aussehen aufgeprägt. Die Zerschneidung der Gipfelflächen ist recht verschieden weit fortgeschritten, südlich des Kangerdluk viel weiter als im Norden, so daß die Landschaft südlich mehr den Alpen, nördlich Norwegen ähnelt. Allenthalben finden wir in den tieferen Lagen Spuren der abtragenden oder aufschüttenden Wirkung der Gletscher in Gestalt von Gletscherschrammen, runden Felsbuckeln und Moränen; und im Querprofil der Täler sind deutlich jene Knicke im Gefälle zu beobachten, die uns aus den Alpen als Schliffgrenze und Trogschulter vertraut sind. Das heutige Gefälle der Schliffgrenze an der Südseite des Kangerdluk beträgt talauswärts rund 1:200. Kare kommen häufig vor. Das Gefälle der Fjordhänge ist nirgends ausgeglichen, über die Steilstufen rauschen Wasserfälle hernieder, Stein- und Eislawinen donnern in den Fjord herab; und frisch ausgebrochene Wandflächen zeugen von den Bergstürzen, die hier vor nicht langer Zeit niedergegangen sind.

In den tief eingeschnittenen Bachschluchten bleiben Schneelawinen, die von den 1000–1500 m hohen Graten herabgestürzt sind, oft längere Zeit liegen. An der Südseite des Fjords, also in Nordlage, überdauern diese Schneemassen bis zum Meeresspiegel herab das ganze Jahr. Es bildet sich eine eigentümliche Art von Gletschern, die man nach Entstehung, Aussehen und Tätigkeit als „kalbende Schneekegelgletscher" bezeichnen kann. Sie bilden flache Schneekegel in Form von Kreisausschnitten, und enden mit einer 100–500 m langen und bis 20 m hohen senkrechten oder überhängenden Front. Gewöhnlich reichen sie bis 300 oder 400 m Seehöhe hinauf, wobei die Neigungswinkel der einzelnen Gletscheroberflächen recht verschieden sind. Auf der Oberfläche sieht man Längsspalten (meist Risse von 10–20 cm Breite) und Querspalten (rund 100 cm breit und 20–50 m lang), unten in der Front auch Grundspalten. Die Beziehungen zwischen den Spalten und dem Gletscherbett sind offenbar. Sie sind besonders bei Hindernissen und Verbreiterungen erkennbar. Die Front besteht aus „Firn", nicht aus blankem Eis. Die einzelnen Firnkörner haben weniger als 1 cm Durchmesser. Die Härte ist so, daß man den Firn mit einem Messer nur mit Anstrengung schneiden kann. Die Front ist deutlich geschichtet. Man sieht an dem häufigen Auskeilen der Firnschichten, daß bald hier, bald dort Schneemassen von oben auf den Gletscher heruntergestürzt oder gerutscht sind. Auch Steinlawinen sind am Aufbau dieser Gletscher beteiligt. Daher ist die Front mit Steinen bespickt. Im Sommer schmelzen diese Steine dauernd aus und fallen aus der Front heraus ins Wasser, so daß man beim Heranfahren mit dem Boote vorsichtig sein muß. Einige Schneekegelgletscher tragen eine fast lückenlose Schuttdecke aus Staub und Steinen. Von den bekannten Schneewehengletschern Grönlands und des Franklin Archipels unterscheiden sich diese Gletscher einmal dadurch, daß sie nicht durch Wind, sondern durch die Schwerkraft geschaffen sind, und außerdem dadurch, daß sie kalben. An der Südseite des Kangerdluk wurden etwa zwölf solche Gletscher gezählt, im südlich benachbarten Kangerdlugssuak

wurden aus größerer Entfernung ebenfalls mehrere gesehen. Es handelt sich also um eine anscheinend allgemeiner verbreitete Erscheinung.

Lockerboden ist selten und hat dann meistens eine bestimmte Struktur (Steinringe, Steinstreifen und ähnliches), wie sie aus der Arktis oft beschrieben worden ist. Die Ablagerungen des Eises und Wassers sind zu einer festen Masse gefroren und tauen nur oberflächlich bis zu 150 cm Tiefe im Sommer auf; befinden wir uns doch, bei einer mittleren Jahrestemperatur von – 7° C am Meeresspiegel im Gebiet des ewig gefrorenen Bodens.

Bei solchen Temperatur- und Bodenverhältnissen tritt natürlich das Pflanzen- und Tierleben des Landes und auch der Mensch völlig zurück gegenüber der Fels- und Eiswüste. An wenigen Stellen ist auf kleinem Raum die Vegetationsform der arktischen Steppe entwickelt, mit Polstern von Moos und Polarheide (cassiope), mit Zwergweiden und Flechtenüberzügen. Ab und zu sieht man Schneehasen, Schneehühner, Schneeammern; die Seevögel überwiegen bei weitem. Selten findet man ein gebleichtes, moosüberwachsenes Renntiergeweih. Lebende Renntiere kommen am Kangerdluk heute nicht mehr vor.

Drei Siedlungen liegen am Eingang des Fjords, an Vorsprüngen und zugleich an Buchten. Nugatsak am Südufer von Kekertarsuak hat 129 Einwohner (1932), Karrat an der Südküste und Nuliarfik an der Ostspitze der Insel Karrat gelegen, haben zusammen 111 Einwohner. Sie wohnen in recht armseligen Häusern, die aus unbehauenen Felsblöcken, Rasenstücken, Moos und Erde gebaut sind. Die meisten leben vom Seehundfang. Das Leben in dem eisbergerfüllten und von heftigen Föhnstürmen heimgesuchten Fjord ist sehr hart und mit großen Gefahren verbunden. Namentlich die Eisberge werden dem Menschen gefährlich. Dafür sind zwei Ereignisse bezeichnend, die ein Grönländer erzählte: 1. Im Februar 1932 brach bei Nuliarfik ein sehr großer Eisberg auseinander. Obwohl die Meereisdecke geschlossen war, liefen die Kalbungswellen etwa 5 m hoch am Ufer hinauf und zerstörten das

ganze Innere von zwei Grönländerhäusern. Im Sommer wären die Mauern fortgerissen worden; aber jetzt im Februar waren sie am Boden fest angefroren und blieben daher stehen. Glücklicherweise war niemand in den Häusern, als die Wellen eindrangen. 2. Am 26. September 1932 kippte ein kleiner Eisberg vor Nuliarfik um. Durch die Kalbungswellen wurde in der Nähe ein sehr großer Eisberg zum Kalben gebracht. Zwei Grönländer, Vater und 16jähriger Sohn, die gerade von der Jagd nach Hause kamen und zusammen einen Seehund ans Land ziehen wollten, wurden von den Kalbungswellen erfaßt und an den Uferklippen durch Schädelbruch getötet! –

2. Fjordtiefen

Der südliche Ausgang des Fjords ist so tief, daß die größten Eisberge ungehindert ins offene Meer hinausschwimmen können. Um einen Überblick über die Tiefen zu bekommen, wurde der Fjord vom Faltboot aus mit Hilfe einer Handwinde ausgelotet. Als Lotleine diente kräftiger Bindfaden, als Lotgewicht ein Stück Blei oder ein Stein. Die Längenänderungen durch verschiedene Belastung, Feuchtigkeit und Abtrift wurden berücksichtigt, so daß diese Messungen mit so einfachen Hilfsmitteln einwandfrei sind. Meist wurden Profile ausgelotet, um die Lotstellen durch Peilrichtung und durch die Anzahl der Paddelschläge vom Ufer einmessen zu können. Die Lage der Profile ist in der Fjordzeichnung angegeben, darunter sind die Profile selbst dargestellt. Leider konnte aus Zeitmangel von der mittleren 30 km langen Strecke des Fjords keine Lotung erhalten werden. Auch im Südausgang des Fjords sind die Lotungen spärlich. Doch sind die wesentlichen Züge des Fjordbodens klargestellt: am Rinkgletscher 650 bis 700 m Tiefe, dann Senkung bis auf 1123 m unter den Meeresspiegel (dies ist meines Wissens die tiefste gelotete Stelle in grönländischen Fjorden), weiter draußen Anstieg auf rund 700 m Tiefe im Südausgang. Vor der Umiamakofront ist der Fjord 320 m tief (siehe Profil 4), nur 1 km davon entfernt liegt eine Schwelle (250 m

tief), dann wird der Fjord wieder tiefer (mindestens 470 m tief) und hat zwischen Karrat und Kekertarsuak die Hauptschwelle von 200 bis 290 m Tiefe. Daher entsteht nördlich von Karrat eine dauernde Ansammlung von gestrandeten Eisbergen, die sogar den Eingang in den Fjord zeitweise sperren können („Eisbergbank"), während durch den Südausgang die Eisberge ungehindert hinaustreiben können. Der Tunua-Sund wurde nicht ausgelotet. Wegen der niedrigen rundgebuckelten Felsnase von Niakornakasak und nach Beobachtungen der Drift von Eisbergen ist eine geringe Tiefe wahrscheinlich (weniger als 200 m). Der Umiamako mündet also mit einer unterseeischen Stufe von 500 m Höhe in den Hauptfjord.

Vergleicht man den Kangerdluk mit den anderen tiefsten Fjorden der Erde, so ergibt sich:

Grönland:	Kangerdluk	1123 m
Westpatagonien:	Baker	1244 m
Westpatagonien:	Messier	1296 m
Island:	östliche Fjorde bis . .	1000 m
Norwegen:	Sogne	1244 m

Es ist sehr auffällig, daß die größten Fjordtiefen in weit getrennten Erdräumen fast gleich sind. Hätten wir mehr Lotungen vom Kangerdluk, so würde die Übereinstimmung mit den anderen größten Tiefen wahrscheinlich noch besser werden. Gewiß haben die betreffenden Fjordgebiete postglaziale Niveauveränderungen erlebt, aber doch wohl nur im Betrage von rund 100 m. So wird an der Übereinstimmung nicht viel geändert. Die Vermutung liegt nahe, daß die Tiefe von 1200–1400 m unter dem Meeresspiegel überhaupt die tiefste Erosionsbasis für fließendes Eis ist. Wegen des Auftriebs im Fjordwasser erlahmt die Erosionskraft der Gletscher mit wachsender Wassertiefe und setzt sich damit selbst eine Grenze, die von der Mächtigkeit und Geschwindigkeit des Gletschers, dagegen nicht vom Gestein des Untergrundes abhängt. Die vermutete unterste Erosionsbasis hängt sicherlich mit der maximalen Mächtigkeit der Inlandeise und ihrer Gletscherabflüsse zusammen.

3. Die Gletschermessungen

Umiamako- und Rinkgletscher waren früher noch nicht untersucht worden, weil sie schwer zugänglich sind. Das Wintereis liegt bis Juni oder Juli im Fjord und bildet sich neu im Oktober oder November. Die Meereisdecke wird häufig durch die kalbenden Gletscher und Eisberge zerstört, so daß Schlittenreisen in der Nähe der Gletscherfronten besonders gefährlich sind. Im Sommer, wenn die letzten Wintereisschollen geschmolzen sind, ist der Fjord so dick mit Eisbergen verstopft, daß kein Boot hindurchkommen kann. Von 11 Versuchen, mit Faltboot oder Motorboot zum Rinkgletscher zu gelangen (30. Juni bis 17. September 1932), glückten wegen der schwierigen Eisverhältnisse nur 4. Der Umiamakogletscher ist leichter zugänglich. Er wurde von uns im Sommer 1932 ebenfalls viermal besucht.

Der Umiamakogletscher hat eine 3500 m breite und 40 bis 60 m hohe senkrechte, sehr stark ausgezackte Front. Er taucht 300 m tief ins Wasser ein. Die Front hat Uferlinien, die je nach dem Wasserstand sichtbar sind oder verschwinden. Folglich liegt der Gletscher auf dem Fjordboden auf. Dasselbe beobachteten wir an einem großen Eisberg dicht vor der Front. Dieser hatte sich offenbar erst kürzlich vom Gletscher losgelöst. Von dem mittleren Frontstück des Gletschers trennen sich in Abständen von einigen Wochen oder Monaten Eisberge von der Größenordnung 500 × 500 × 350 m. Sie kippen beim Abreißen nicht um, sondern zeigen die alte Oberfläche nach wie vor nach oben. Wegen der Schwelle von 250 m Tiefe dicht vor der Front können diese großen Eisberge nicht fortschwimmen, sondern bleiben wochen- und monatelang vor der Front liegen, bis ihre Tauchtiefe durch Abschmelzen und Abbrechen genügend abgenommen hat. Das Abreißen solcher großen Eisberge vom Gletscher wurde niemals beobachtet, doch konnten durch die wiederholten Besuche im Laufe des Sommers die Frontveränderungen und die neu gebildeten Eisberge bestimmt werden. Die großen Kalbungen müssen ohne heftige Bewegungen des neu gebildeten

Eisberges vor sich gehen; denn die spitzen Gletschertürme auf der Oberfläche würden bei Schwankungen des Eisberges von etwa 10° umkippen, wie dies oft am Rinkgletscher beobachtet wurde. Tatsächlich unterscheidet sich aber die Oberfläche der neugebildeten Eisberge in nichts von der alten Gletscheroberfläche: sie hat die gleiche Höhe behalten und ist über und über mit spitzen Türmen besetzt und tief zerschartet und zerspalten. Zwischen diesen großen, verhältnismäßig seltenen Kalbungen ereignen sich in kürzeren Abständen (Minuten oder Stunden) kleine Abbrüche, bei denen der Gletscher nicht bis zum Grunde durchzureißen braucht. Manchmal kippen Türme oder Wandteile nach vorn um, manchmal rutschen sie an der Front hinab ins Wasser, manchmal tauchen kleinere oder größere Stücke dicht vor der Front aus dem Wasser empor. Es gibt sämtliche Formen der Bewegung und jede Größenordnung der Massen, vom kleinsten Eissplitter bis zur vielfachen Größe des Kölner Doms. In der Regel zerbricht bei diesen Kalbungen alles Eis in kleinere Stücke (Kalbeis).

Die Gletscherfront liegt jetzt weiter zurück als zur Zeit von Steenstrup und Drygalski. Das Nordende der Front ist seit Drygalskis Besuch (1893) um 3 km zurückgegangen, das Südende nur wenig. Die Neigung der Gletscheroberfläche beträgt für die untersten 5 km recht genau 1° und wird nach oben etwas steiler. Beim Einfluß eines linken Seitengletschers entsteht in der Oberfläche des Hauptgletschers eine nicht steile, aber deutliche Stufe von etwa 150 m Höhe. Oberhalb dieser Stufe fließt der Gletscher in seinem breiten Bett sehr eben dahin wie ein Riesenstrom. Etwa 20 km von der Front hat der Gletscher eine Gabelung, die auf dem Flugbild an dem Ziehen der Mittelmoräne zu erkennen ist. Gabelungen und Vereinigungen von Gletschern im Küstengebiet kommen öfter vor, so daß die Gletscherabflüsse des Inlandeises mit verwilderten Flußläufen Ähnlichkeit haben.

Die Oberflächenmoränen des Umiamako sind schmal und wenig schuttreich. Die frische, spärlich bewachsene linke Seitenmoräne, die an den Felswänden zwischen 50 und 100 m Höhe über dem Gletscher

hängt, zeigt einen Rückgang der Eismenge an, und zwar eine Verringerung der Eismächtigkeit um 60–80 m.

Die trigonometrische Geschwindigkeismessung, deren grundsätzliche Schwierigkeiten nachher beim Rinkgletscher besprochen werden, fand vom 24. bis 26. September 1932 statt und erstreckte sich über eine Dauer von 48 Stunden. 27 Gletschertürme wurden von den Endpunkten einer 290,8 m langen Standlinie neben dem Gletscher angepeilt und die Winkel zwischen den Peilrichtungen und der Standlinie in Zeitabständen von 24 Stunden auf 10 Bogensekunden genau gemessen. Die Horizontalgeschwindigkeit unweit der Front beträgt im größten Teil des Gletschers 5,20 m in 24 Stunden. Die Geschwindigkeitszunahme erfolgt von den Rändern her schnell, was in Anbetracht des ausgeloteten Querschnitts verständlich ist. Rechnet man mit einer Gletscherbreite von 3500 m, einer mittleren Dicke von 300 m und einer mittleren Geschwindigkeit von 5 m, so ergibt sich eine Eiserzeugung von 5 250 000 cbm täglich oder 60 cbm/sec. Das entspricht zum Beispiel der Wasserführung der Enns.

Der Umiamakogletscher gehört nicht zu den ganz großen und schnellen Gletschern Grönlands. Jährlich erzeugt er nur etwa 20 große Eisberge; und davon erreichen nicht einmal alle die Baffin Bai, sondern geraten im Fjord auf Grund und werden durch Abschmelzung, Wind, Wellen und Gezeitenwirkung zerstört.

Der Rinkgletscher übertrifft an Größe den Umiamako ganz gewaltig. Seine Front ist eine lotrechte Eismauer von 5000 m Länge und 90 bis 100 m Höhe über dem Wasser. Die höchsten Turmspitzen der Front liegen 112 m über Wasser, und damit hat wohl der Rinkgletscher die höchste bekannte Gletscherfront der ganzen Erde. Da Größenvergleiche dort fehlen, bekommt man von der gewaltigen Fronthöhe erst dann eine Vorstellung, wenn man sieht, daß ein oben abbrechendes Eisstück erst nach 4,5 sec aufs Wasser aufschlägt. Filmaufnahmen solcher fallenden Eisstücke sehen fast wie mit der Zeitlupe aufgenommen aus. Unter Wasser reicht die Front 600 bis 700 m tief

(nämlich annähernd bis auf den Grund), so daß der ganze Gletscher an der Front 700 bis 800 m dick ist.

Der Anblick aus der Nähe ist über alle Vorstellungen großartig, und bei der Geburt der Eisberge entfalten sich so unheimliche Kräfte, Bewegungen und Geräusche, daß die wenigen Menschen – 6 sind es bis jetzt –, die dies Schauspiel miterlebt haben, sprachlos und in tiefster Ergriffenheit davorstanden und bis ins Innerste erschüttert wurden.

Am 24. Juli 1932 morgens kam ich zum erstenmal mit meinem Faltboot an die Gletscherfront. Kurze Zeit nachdem ich das Faltboot an Land gelegt hatte und zu einem geeigneten Beobachtungsort die Felswände hinaufgeklettert war, ereignete sich eine riesige Kalbung, die aus 1 km Entfernung von einem 180 m hohen Standpunkt am Land schräg der Front unter günstigsten Bedingungen beobachtet wurde. Bei diesem ersten Besuch des Rinkgletschers war ich allein. Die Tagebucheintragung über die Kalbung lautet so (nachträgliche Zusätze und Erläuterungen sind durch das Wort „Zusatz" gekennzeichnet; alles, was sonst in Klammern steht, wurde damals schon geschrieben):

„24. Juli 1932. $03^h 45^m$ M. G. Z. Große Kalbung; wie große Dampfexplosionen; mit Tunneldurchbrüchen (Zusatz: aus Löchern in der Front ergossen sich plötzlich große Wassermengen mit Eisblöcken vermischt in den Fjord).

$03^h 50^m$ M. G. Z. 2. Kalbung. Die Front dampft wie der Vesuv. 1/4 der Frontbreite geht ab mit etwa 20 gleichzeitigen Kalbungen (Zusatz: große Frontteile spalteten sich ab und kippten etwas vornüber oder rutschten unter Beibehaltung ihrer Stellung in den Fjord hinunter).

$03^h 55^m$ M. G. Z. 1/4 der ganzen Front geht ab (Zusatz: in einem Stück), 500 bis 600 m weit hinein (Zusatz: von der Front gletscheraufwärts gerechnet). Am Abriß schießen überall explosionsartig Strahlen von Wasser- und Eisbrocken 300 m hoch empor (Zusatz: die Höhe wurde mit der Fronthöhe verglichen und drei- bis viermal so groß gefunden). Die Front neigt sich nach hinten, der Gletscher schwimmt

also in der Fjordmitte. Sämtliche Riesentürme stürzen um und bilden ein Gebrodel wie ein Wildbach. Die Front hebt sich vorn, einzelne Türme bis zu doppelter Fronthöhe. Langsam erscheint der ganze unter Wasser gewesene Teil der Front schwarzblau und rein grün. Auch auf diesem, eben noch senkrechten (etwa 500 m hohen; Zusatz: die Lotungen ergaben später 650 m) Hang rutschen die Türme wie eine Eislawine herab. Überall dröhnt es wie schwerstes Trommelfeuer und die ganze Front ist in Aufregung (Erdbeben). (Zusatz: Der Felsboden bewegte sich unter meinen Füßen, veranlaßt durch das Anschlagen der neugebildeten Eisberge an die Front.) Das abgerissene Frontstück zerbricht und unter unheimlichen Kalbungswellen rasen etwa 20 riesige Eisberge in 10 Minuten 2,5 bis 3 km vorwärts, alles vor sich her schiebend. Ich bekomme einen Todesschreck. Mein Faltboot!! Ich hatte es (Zusatz: 2,5 km von der Front entfernt) 4 m hoch über Wasser gelegt, das Paddel und die Lotmaschine 6 m hoch. Ich rase hin. Das Boot ist spurlos verschwunden, die Lotmaschine auch. 7 m Höhe haben die Kalbungswellen an dieser Stelle gehabt, wie man an der Wasserlinie (Zusatz: scharfe waagerechte Grenze zwischen nassem und trockenem Felsen an der senkrechten Wand) und an den Eisbrocken sehen kann (Höhe mit dem Bandmaß gemessen). (Zusatz: Der Höhenunterschied zwischen Wellenberg und Wellental beträgt also etwa 11–12 m).

Um $05^{h}\,00^{m}$ M. G. Z. ist der Fjord reingefegt bis etwa 4 km weit vor der Front (Zusatz: alle großen und kleinen Stücke auf meiner Fjordhälfte waren hinausgetrieben. Vor der Gletscherfront war auf meiner Seite bis zur Fjordmitte offenes Wasser).

Plötzlich setzt eine Gegenströmung in den obersten Schichten ein. Lauter kleines Kalbeis schwimmt denselben Weg wieder zurück (bis zu 5 m/sec). Ab $05^{h}\,10^{m}$ M. G. Z. kommt plötzlich quer zum Fjord auf mich zu eine Strömung (2 m/sec), die alle Eisberge heranbringt. Die kleine Strömung taucht darunter. In einer halben Stunde ist der Fjord wieder voll Eis, so daß kein Wasser mehr zu sehen ist.

Die Hauptkalbungswellen wurden durch das Auftauchen des unter Wasser gewesenen Teiles hervorgerufen (Zusatz: sie hatten vor der Front $1/_3$ der Fronthöhe, also 30 m Höhe, und eine Wellenlänge von 300 m). In den Kalbungswellen zerbrachen sehr viele große Eisberge (Zusatz: die schon vor der Kalbung im Fjord gelegen hatten), so daß ein fortgesetztes Dröhnen durch den Fjord lief."

Soweit mein Tagebuchbericht. Unmittelbar nach der Kalbung zeichnete ich eine Skizze in mein Tagebuch, die den Hauptvorgang der großen Kalbung richtig wiedergibt.

Bei einem späteren Besuch des Rinkgletschers wurden ähnliche Kalbungen noch zweimal und ebenfalls aus größter Nähe beobachtet und sogar gefilmt.

Im wesentlichen verlief der Vorgang wie beim ersten Male. Mein Tagebuchauszug lautet folgendermaßen:

„5. Sept. Montag. Ein sehr denkwürdiger Tag! Als wir beim Frühstück in Steuris Zelt saßen, gab es $9^h 20^m$ einen riesigen Abriß an der Front. Türme stiegen bis 150 m hoch, legten sich seitlich um und wühlten im Wasser. Hinter dem Abriß spritzte das Wasser 200 m hoch. Erdbeben während der ganzen Zeit. Abriß geschätzt 700 m breit, 700 m tief, 300 m nach hinten = 150 Millionen cbm. Ein Riesenеisberg war zuerst etwa 120 m hoch, später durch Abbrüche auf 90–95 m erniedrigt. Die Eisberge fuhren mit ungeheurer Geschwindigkeit fort, 2 km in 10 Minuten. $9^h 30^m$ zweiter großer Abriß jenseits des ersten etwa 1000–1500 m breit, 700 m tief, 250–300 m nach hinten = 175–315 Millionen cbm. Turmgruppen stiegen bis 200 m, vielleicht sogar 250 m hoch, legten sich seitlich um. Die Türme zerbrachen und prasselten wie Eislawinen und Wasserfälle ins Meer. Immer neue Turmreihen schlossen sich nach hinten und seitwärts an. Viele kleine Abrisse überall. Wieder spritzte Wasser bis 200 m hoch, zeitweise war der ganze Gletscher in eine Nebelwolke von Wasserstaub und Eisstücken gehüllt. Große Teile der Front wurden weiß überstäubt wie mit Puderzucker. Der Eisfuß war mit Moränenbändern schwarz, braun

oder gelblich gestreift, viele schwarze Blöcke kamen mit hoch. Ein unaufhörliches Krachen, Prasseln und Dröhnen durchlief das riesige Trümmerfeld, wenn Eisberge aneinander stießen oder beim Drehen an andere anschlugen. Die Kalbungswellen erreichten (nach Gerdas Messung) am Landeplatz (2 km von der Front) an der senkrechten Außenfelswand 6 m, am Ufer der benachbarten kleinen Bucht 9 m, ganz im Winkel der Bucht 12 m Höhe über dem ruhigen Wasser. Dabei liegt die Bucht geschützt, nach rückwärts schräg einspringend. Wir sahen am jenseitigen Ufer an allen Vorsprüngen Kalbungswellen unübertrieben bis 100 m hochspritzen. Sehr lange standen die Spritzwolken vor den dunklen Felsen wie bei einer ungeheuren Explosion. Die Eisberge krachen beim Anprall der Wellen in den wildesten Geräuschen wie bei schwersten Granateinschlägen. Der größte Eisberg hatte nach seiner Bildung 140 m Höhe; er bildete eine wundervolle Spitze. Später brachen große Stücke heraus, und dadurch wurde die Höhe auf etwa 113 m erniedrigt. Etwa 15 Minuten nach dem Abriß."

Da die Frontlage wiederholt trigonometrisch vermessen wurde, konnte der Grundriß der Abrisse und in Verbindung mit den Tiefenlotungen vor der Gletscherfront die Eismenge der einzelnen Kalbungen berechnet werden. Es ergaben sich, wenn mit einer Gletscherdicke von rund 700 bis 800 m gerechnet wird, folgende Eismengen:

Kalbung vom	24. 7. 32	$03^h\ 55^m$ M. G. Z.	525–600 Mill. cbm
Kalbung vom	5. 9. 32	$12^h\ 30^m$ M. G. Z.	465–517 Mill. cbm
Kalbung vom	8. 9. 32	$02^h\ 45^m$ M. G. Z.	618–707 Mill. cbm

Jede dieser Eismengen übertrifft beispielsweise die gesamten Aschen- und Lavamengen, die der Vesuv bei dem großen Ausbruch von 1906 auswarf.

Das explosionsartige Hochschießen der Wasserstrahlen, das wiederholt beobachtet wurde, erklärt sich wohl so: unmittelbar nachdem der Gletscher bis zum Grund durchgerissen ist, steht der abgetrennte Teil einige Sekunden fast still. Der Riß füllt sich mit Meerwasser, und wenn sich jetzt der neuentstandene Eisberg nach rückwärts gegen die Front

neigt, passen die beiden Abrißflächen mit ihren Vorsprüngen und Einbuchtungen noch ziemlich genau aneinander. Das dazwischen eingeschlossene Wasser muß also mit ungeheurer Gewalt nach oben hinausgepreßt werden. Große Teile der neuen Front sehen nach der Kalbung wie mit Neuschnee überstäubt aus. Zwei Gründe, die auf Beobachtungen ruhen, können dafür angegeben werden:

1. werden eine Unmenge Eisblöcke beim Anpressen des Eisbergs an die Front zu Eisstaub zermahlen, und
2. dringt Luft in den Riß hinein. Der Gletscher hat großenteils negative Temperaturen (mittl. Jahrestemperatur −7°). Kommt die Luft mit den sehr kalten Abbruchflächen in Berührung, so kondensiert sie sich. Es bilden sich Nebelwolken, und es schneit.

Zum Vergleich sei hier an eine denkwürdige Kalbung des Storströmgletschers in Nordostgrönland (77° Nord) erinnert (vgl. Meddelelser om Grönland 75, 1930, S. 160). Sie fand am 30. September 1912 statt, während die Expedition von J. P. Koch und Alfred Wegener im Zelt auf diesem Gletscher schlief, und hätte der Expedition fast den Untergang bereitet. Dabei brach ein Stück von rd. 800 m Länge, 550 m Breite und 250 m Dicke (= ganze Gletscherdicke) ab, d. h. also 110 Mill. cbm Eis. Der Storström bewegt sich täglich 4,7 m vorwärts, also fast so schnell wie der Umiamako und ist auch fast ebenso dick. Der Kalbungsvorgang wurde damals nicht gesehen, sondern nur gehört; seine Folgen (Zerbrechen der Meereisdecke, Trümmerfeld von Eisbergen, Spaltenbildung im Gletscher) konnten nachträglich festgestellt werden.

Außer den beobachteten großen Abrissen des Rinkgletschers fanden während unseres Aufenthaltes im Expeditionsgebiet noch mindestens zwei weitere große statt, und zwar am 20. August und 21. September 1932. Sie wurden aus 30 bzw. 65 km Entfernung an den Wellen erkannt, die durch ihre ungeheure Länge auffielen. Gerät man in ruhigem, offenem Wasser mit dem Motorboot in solche Wellen, so hat man ganz den Eindruck, als ob man eine Zeitlang bergauf und dann wieder eine Zeitlang bergab fährt. Noch 10 km von der Front entfernt

spritzen diese Wellen an allen schroffen Felsvorsprüngen 100 m in die Luft. Einige Tage nach den Wellen erscheinen die neu entstandenen Rieseneisberge weiter draußen im Fjord. Es ergibt sich für die Befahrbarkeit des Fjords folgende Regel: alle 10 bis 20 Tage geschieht ein großer Abriß. Der Fjord wird mit Eis vollgestopft und ist in seiner inneren Hälfte nicht befahrbar. Wenn dann mehrere Tage kräftiger Ostwind herrscht, treiben die Eisberge und Eisstücke in riesigen Feldern zum Fjord hinaus. Unmittelbar danach ist die Wahrscheinlichkeit am größten, bis zur Gletscherfront zu kommen.

Nach dem Abriß stiegen Eismassen manchmal bis zu doppelter Fronthöhe (also rund 200 m) empor, verloren aber dann das Gleichgewicht und kippten um oder brachen in sich zusammen. Davon abgesehen, ist der erwähnte Eisberg von 140 m Höhe, der sich eine Viertelstunde lang in seiner ursprünglichen Form erhielt, das äußerste, was bisher an Eisberghöhen gemessen worden ist. Eisberge von über 100 m Höhe sind schon selten; von über 70 m kann man stets einige Dutzend im Fjord zählen. Besonders interessant sind die Blaueisberge, die zum Unterschied von den gewöhnlichen Eisbergen keine oder nur vereinzelte Luftblasen enthalten und daher durchsichtig sind wie Glas (man sollte das Wort „Blaueis" nur für diese Art von Eis aufsparen und nicht anwenden auf Eis, das nur bläulich schimmert, weil es frisch abgebrochen ist oder Spalten und Löcher hat). Mit Wage und Meßzylinder wurden eine Anzahl von Eisdichten gemessen. Bei gewöhnlichem weißem, lufterfülltem Eisbergeis schwankte die Dichte zwischen 0,898 und 0,902; bei Blaueis zwischen 0,914 und 0,917 (0,917 ist die Dichte von reinem Eis). Durch eingefrorene Steine kann die durchschnittliche Dichte eines Blaueisberges sogar über 1,000 wachsen. Blaueisstücke sind besonders gefährlich für Schiffsschrauben und beim Wassern von Flugzeugen, weil sie im Wasser kaum zu sehen sind. Die Entstehung des Blaueises kann auf zweierlei Weisen erklärt werden: 1. durch Wiedergefrieren von Gletscherschmelzwasser nahe der Oberfläche, 2. aus gewöhnlichem Eis durch Druck am Boden des Gletschers.

Die Beobachtungen vieler Kalbungen lehrten: sowohl Teile der Gletscheroberfläche als auch des Bodens bildeten tatsächlich Blaueisberge.

Außer den ganz großen Kalbungen, bei denen der Gletscher bis zum Grund durchreißt, ereignen sich fast in jeder Minute Abbrüche jeder Art und Größe, so daß es in der Nähe des Gletschers wie bei schwerem Geschützfeuer dröhnt. Doch gibt es auch manchmal Pausen von 10 bis 20 Minuten Dauer, wo die Gletscherfront in vollkommener Ruhe daliegt. Eine Abhängigkeit der Kalbungshäufigkeit von den Tageszeiten oder den Gezeiten konnte trotz besonderer Beachtung nicht festgestellt werden.

Geschwindigkeitsmessungen.

Da der Rinkgletscher völlig zerspalten und in Türme aufgelöst ist, kann die Geschwindigkeit nur trigonometrisch vom Lande aus gemessen werden.

Die grundsätzlichen Schwierigkeiten der Geschwindigkeitsmessung sind folgende: 1. eine Basis von einigen Hundert Metern Länge muß in schwierigem Felsgelände ausgesucht werden. Sie muß möglichst horizontal und parallel zur Gletscherbewegung sein und von beiden Endpunkten freien Blick über den Gletscher und zum andern Endpunkt haben. Ihre Länge muß sich gut messen lassen. Sie darf nicht zu kurz sein, weil die Parallaxen und damit die Entfernungen der Gletschertürme ungenau werden; sie darf jedoch nicht zu lang sein, weil sonst der Anblick der Türme von den beiden Endpunkten zu verschieden ist. 2. Es müssen ein paar Dutzend markante Gletschertürme zum Anpeilen ausgesucht werden. Diese Türme müssen von beiden Basisendpunkten aus sichtbar sein, auch bei wechselnder Beleuchtung (Sonnenstand). 3. Die Türme müssen mehrere Tage lang immer wieder gefunden werden. Um sicher zu gehen, werden Gruppen von markanten Türmen benutzt, die nach Anordnung und Form nur einmal auf dem Gletscher vorkommen. Schließlich sollen die Türme während der Tage der Messung nicht umfallen oder sich nicht neigen.

Man bestimmt nicht nur Anfangs- und Schlußstellung, sondern möglichst viele Zwischenstellungen jedes Gletscherturmes. Bewegt sich der Turm (s. Zeichnung) z. B. nach links und parallel zur Basis, so wird mit der Zeit der gemessene Winkel β kleiner, der gemessene Winkel α größer, der nicht direkt zu messende Winkel γ auch größer. Bei ungenügender Einstellgenauigkeit des Turms ändert sich γ unregelmäßig, so daß der Turm im Laufe der Tage scheinbar hin und her springt. Da γ selbst sehr klein ist, bewirkt eine Änderung von γ große Veränderungen der Entfernung und damit scheinbar der Bewegung. Man muß daher diejenigen Gletschergeschwindigkeitsmessungen als zu unsicher ausschließen, bei denen sich γ nicht gesetzmäßig mit der Zeit ändert (in erster Annäherung proportional mit der Zeit). Bei der Dreiecksberechnung müssen natürlich die zu verschiedenen Zeiten gemessenen Winkel α und β auf denselben Zeitpunkt umgerechnet werden. Die Fehler in der Geschwindigkeit vergrößern sich, wenn die Basis mit der Fließrichtung des Gletschers einen spitzen Winkel bildet oder gar quer vor dem Gletscher liegt (z. B. auf dem Meereis). Dann gehen alle scheinbaren γ-Änderungen mit voller Größe in die Geschwindigkeit ein. Mehrere kurzfristige frühere Messungen am Upernivik-Gletscher, großen und kleinen Karajak- und Jakobshavn-Gletscher sind hierdurch beeinflußt. Die von den Autoren genannte Genauigkeit von 1 Winkelminute genügt bei den großen Entfernungen nicht. Ist z. B. die Standlinie 343 m lang und steht ein Gletscherturm auf ihrer Mittelsenkrechten (das ist noch der günstigste Fall), 3430 m entfernt, so ist $\gamma = 5° \ 43' = 343'$. Ein Fehler von 1' ändert die scheinbare Entfernung des Gletscherturmes bereits um 10 m. So wird es erklärlich, daß scheinbare unregelmäßige γ-Änderungen unregelmäßige und insbesondere auch zu große Gletschergeschwindigkeiten (über 20 m/24 Stunden) vortäuschen. Man prüfe daraufhin die Messungen von Ryder am Upernivik-Gletscher von Drygalski am Kleinen und Großen Karajak, von Engell am Jakobshavn-Gletscher.

Die Photogrammetrie bestimmt bei der Messung von Gletschergeschwindigkeiten nur die zur Aufnahmeachse senkrechte Verschiebung.

Man kann natürlich auch durch Aufnahmen von beiden Endpunkten der Standlinie die Entfernung der Gletschertürme messen. „Jedoch würde die Genauigkeit dieser Bestimmung nicht genügen, da die Fehler der stereophotographischen Entfernungsmessung voll in die Bestimmung eingehen würden, während die Messung der Verschiebung senkrecht zur Aufnahmeachse mittelst der Parallaxe von diesen Fehlern frei ist." (Richard Finsterwalder in: Zeitschrift für Gletscherkunde XIX 1931, Heft 4/5, S. 254.) „Man wird deshalb von vornherein die Aufnahmeachse so legen, daß sie senkrecht zur Bewegungsrichtung des Gletschers steht. Aus dem Gesagten geht ohne weiteres hervor, daß sich auf diese Weise die Größe der Verschiebung genauer messen läßt als ihre Richtung, die vielmehr als bekannt vorausgesetzt werden muß" (ebenda).

Dasselbe gilt grundsätzlich für jede trigonometrische Bewegungsmessung. Damit ist klar gesagt, worauf die großen scheinbaren Schwankungen in den Geschwindigkeitsmessungen beruhen. Nach dem Verfahren der Photogrammetrie erhält man offenbar Mindestwerte für die Geschwindigkeit. Die Schwierigkeiten werden groß, wenn die Bewegungsrichtung nicht genau bekannt ist, oder wenn man die Standlinie nicht parallel zur Gletscherbewegung legen kann. Beides tritt oft in der schwer begehbaren Gebirgslandschaft Grönlands notgedrungen ein. Leider konnten wir für die Grönlandexpedition keinen Phototheodoliten entleihen, um photogrammetrische und trigonometrische Messungen zu vergleichen.

Die Geschwindigkeit des Rinkgletschers wurde mit dem Hildebrandschen Einheitstheodoliten vom 24. Juli bis 30. Juli und vom 27. bis 29. August gemessen, von zwei verschiedenen 135 m und 95 m langen Standlinien aus. Es war nicht möglich, Gletschertürme im ganzen Querschnitt des Gletschers anzupeilen. In der graphischen Geschwindigkeitsdarstellung ist die Verteilung der Türme zu sehen. Die Geschwindigkeit nimmt vom Rande her sehr schnell zu und hat im weitaus größten Teil des Querschnitts einen Wert von rund 20 m. Außerordentlich hohe

Werte haben die Türme 25, 27, 28 und 29', nämlich bzw. 27,1 m, 27,0 m, 26,5 m und 24,8 m in 24 Stunden. Diese hohen Werte sind durch eine große Menge von Zwischenmessungen vielfach geprüft. Zur Beurteilung der Genauigkeit sind in der folgenden Tabelle die Dreieckswinkel in Abständen von 24 Stunden angegeben.

Die gleichmäßigen Änderungen der Winkel können nicht durch Meßungenauigkeiten, sondern nur durch die wahre Bewegung der Gletschertürme erklärt werden. Danach gehört der Rinkgletscher zu den schnellsten Gletschern der Erde.

Turm		II. Stellung	III. Stellung	IV. Stellung	V. Stellung	VI. Stellung	VII. Stellung
25	α	58° 04′ 40″	58° 10′ 00″	56° 14′ 40″	58° 20′ 50″	— — —	58° 31′ 50″
	β	120° 26′ 00″	120° 20′ 00″	120° 14′ 40″	120° 07′ 50″	— — —	119° 55′ 40″
	γ	1° 29′ 20″	1° 30′ 00″	1° 30′ 40″	1° 31′ 20″	— — —	1° 32′ 30″
27	α	57° 54′ 10″	57° 59′ 20″	58° 04′ 50″	58° 11′ 00″	— — —	58° 22′ 20″
	β	120° 35′ 50″	120° 30′ 00″	120° 23° 40″	120° 17′ 00″	— — —	120° 04′ 10″
	γ	1° 30′ 00″	1° 30′ 40″	1° 31′ 30″	1° 32′ 00″	— — —	1° 33′ 30″
28	α	57° 52′ 20″	57° 57′ 20″	58° 02′ 55″	58° 08′ 25″	— — —	58° 19′ 20″
	β	120° 38′ 20″	120° 32′ 30″	120° 26′ 15″	120° 19′ 55″	— — —	120° 07′ 30″
	γ	1° 29′ 20″	1° 30′ 10″	1° 30′ 50″	1° 31′ 40″	— — —	1° 33′ 10″
29′	α	75° 05′ 50″	75° 48′ 00″	76° 31′ 40″	— — —	— — —	— — —
	β	99° 52′ 35″	99° 02′ 30″	98° 13′ 00″	— — —	— — —	— — —
	γ	5° 01′ 35″	5° 09′ 30″	5° 15′ 20″	— — —	— — —	— — —

Der Gletscher läßt sich in 5 Längsstreifen zerlegen: 2 auf Land, 2 auf Grund, 1 schwimmender. Die Gletscheroberfläche steigt, soweit man sie nach Osten verfolgen kann (15 bis 20 km weit), mit dem Winkel 2° 03' an. Nahe an der Front ist der große mittlere Teil des Gletschers in einer Breite von 3000 m vollständig eben und nahezu horizontal. Auf der Südseite dieses ebenen Mittelstreifens hat die Gletscheroberfläche an einer Stelle sogar rückläufiges Gefälle. Es sieht ganz so aus, als ob der Gletscher hier auf Grund läge und an den betreffenden Stellen über einen niedrigen Felsbuckel hinweggeschoben würde. Nördlich des

Mittelstreifens senkt sich im Gegensatz dazu die Oberfläche mit einer deutlichen Stufe zum mittleren Streifen herunter. Die ganz großen Abrisse finden nach allen Beobachtungen nur im mittleren Teil des Gletschers statt. Beiderseits davon ereignen sich die kleineren, aber um so häufigeren und mitunter sehr heftigen Kalbungen, bei denen Frontteile einstürzen oder aus der Tiefe auftauchen. Jenseits der Oberflächenmoräne ist die Front viel niedriger und kalbt sehr selten. Der rechte Seitenstreifen des Rinkgletschers wird von langsam bewegtem Eis des Seitengletschers gebildet.

Legt man bei der Berechnung der Eiserzeugung eine Breite von 4000 m, eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 18 m in 24 Stunden und eine Dicke von 700 bis 800 m zugrunde, so führt der Gletscher durch seinen Querschnitt täglich 50,4 Millionen bis 57,6 Millionen cbm Eis oder in einer Sekunde 580 bis 670 cbm Eis. Diese Eismenge gleicht der Wasserführung der Elbe bei Hamburg.

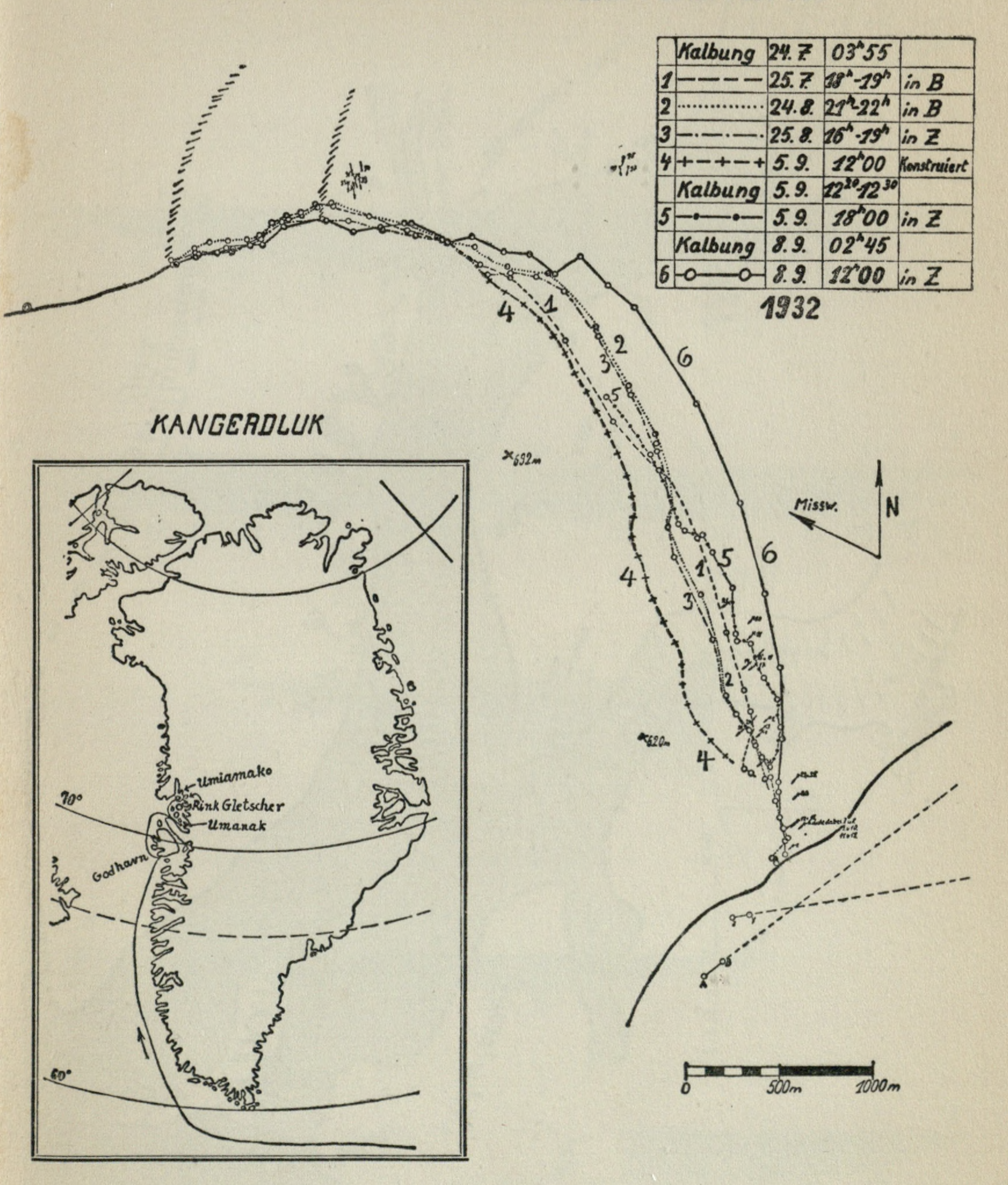
Aus den Beobachtungen sollen nun noch einige Schlüsse gezogen werden. Zunächst folgt, daß die unteren Gletscherteile sich nicht wesentlich langsamer bewegen als die oberen. Wenn nämlich der Gletscher in den Fjord hineinrutscht, bekommt die Gletscherfront den stärksten Auftrieb. Aus diesem Grund hebt sich die Front unmittelbar nach dem Abbruch. Würde die Gletscherfront oben über die unteren Teile hinausragen, so müßte sie nach anfänglicher Hebung wieder nach vorn kippen. Tatsächlich neigt sie sich immer aber weiter nach hinten, bis sich der Eisberg um 90° gedreht hat. Andererseits kann die Gletscherfront unten auch nicht erheblich über die oberen Wandteile hervorragen. Denn das Auftauchen der Eisberge bei kleineren Kalbungen geschah gewöhnlich unmittelbar an der Eiswand. In seltenen Fällen tauchten Eisberge bis 100 oder 150 m vor der Front auf. Diese seltenen Vorkommnisse zeigen, daß sie ausnahmsweise durch seitlich wirkende Kräfte zustandegekommen sind. Es wird vorkommen, daß ein am Boden losgerissenes Stück Eis beim Hochsteigen an Frontvorsprüngen anprallt und dadurch von der Front entfernt wird.

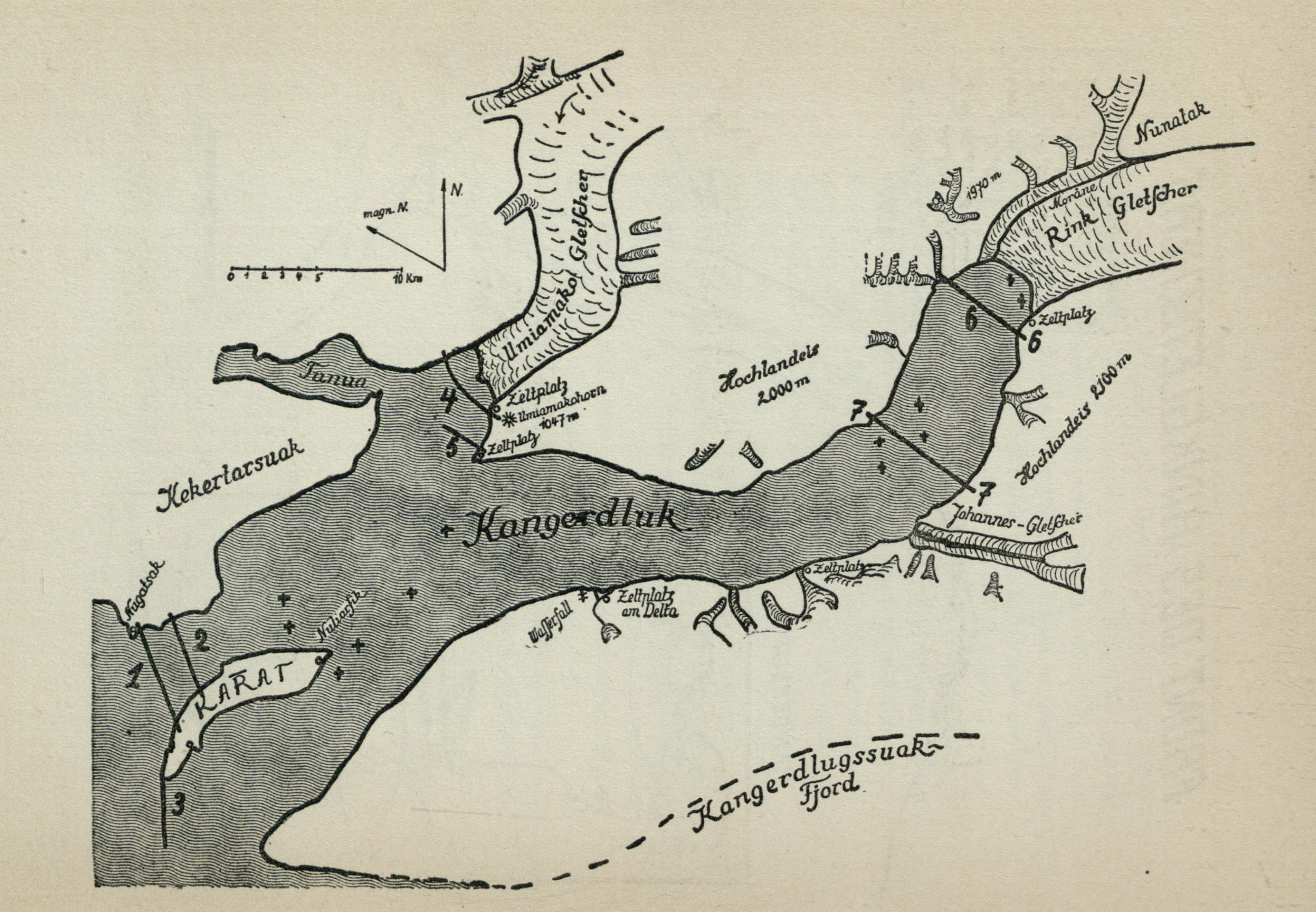
Die Beobachtungen zeigen also, daß der Gletscher sich im größten Teil seiner Mächtigkeit nahezu gleich schnell bewegen muß. Falls Überschiebungen an der Gletscherbewegung teilhaben, können sie jedenfalls nur in den alleruntersten Schichten vor sich gehen. Es ist ferner beim Rinkgletscher oder Umiamako ausgeschlossen, daß an der Wasserlinie die Front in der Weise unterschnitten wird, daß sie über und unter Wasser weit vorspringt. In der kurzen Zeit (einige Tage), in der eine bestimmte Frontstelle nicht kalbt, bildet sich noch keine nennenswerte Hohlkehle. Daher gibt die Zeichnung von Russell ein unzutreffendes Bild, wenigstens für Verhältnisse, wie sie am Rink- und Umiamakogletscher beobachtet wurden. Aber auch beim Besuch von 12 anderen großen Gletscherfronten in Grönland konnte ich niemals eine nennenswerte Unterschneidung in der Wasserlinie beobachten, höchstens einige feine Linien oder die übliche kleine Hohlkehle. Für den Zusammenhalt der Eismassen bildet diese kleine Einkerbung keine Beeinträchtigung. Alle Beobachtungen sprechen also dafür, daß die Front eine senkrechte Wand ist, und daß die Geschwindigkeit von oben bis unten sich nicht wesentlich ändert. Dies gilt wohlbemerkt für Gletscher, die durch die Kraft des Auftriebs abbrechen, also für die großen produktiven, schnell laufenden Gletscher der grönländischen Westküste.

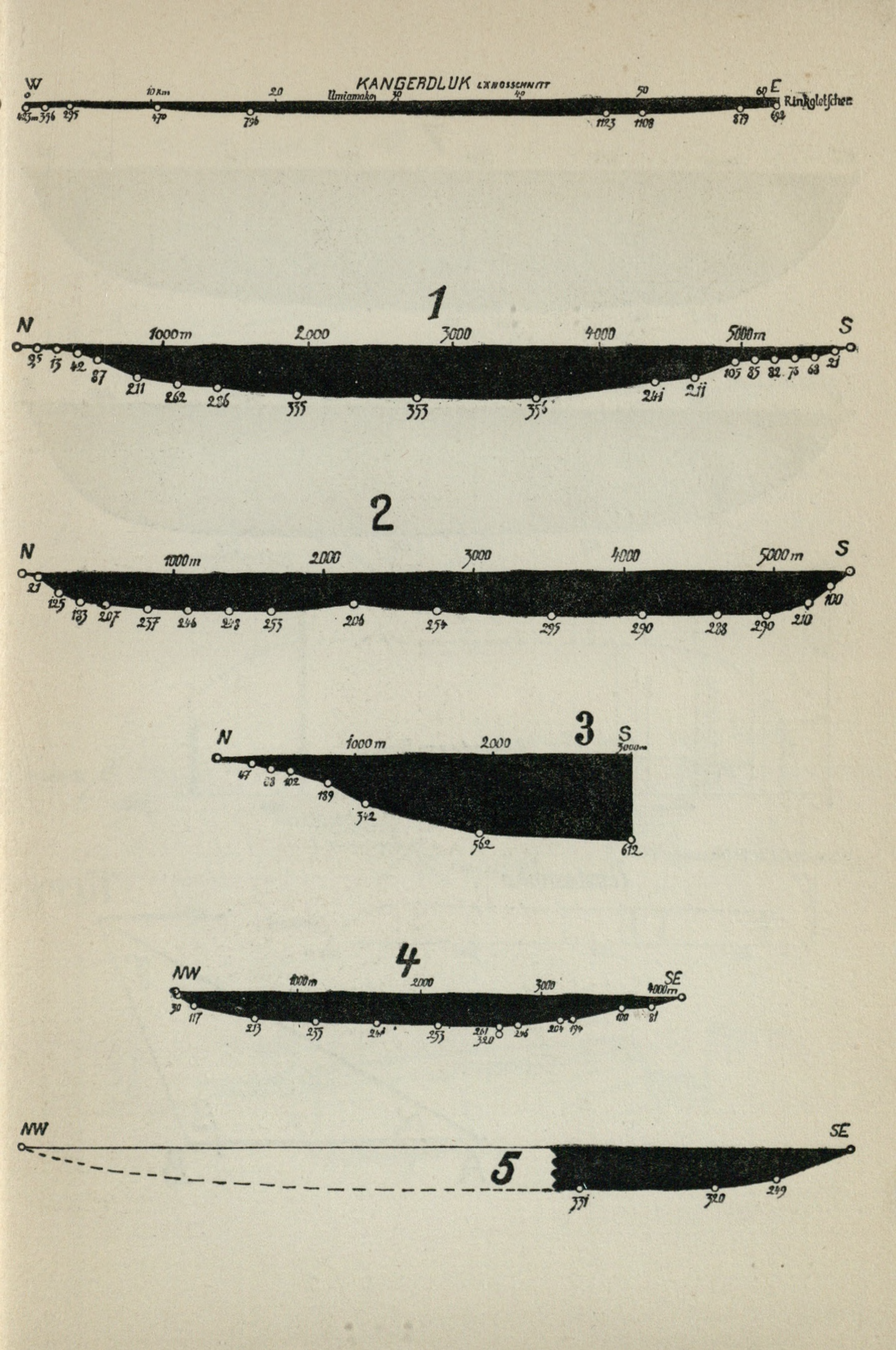
Über weitere Beobachtungen, namentlich über solche, die einen Beitrag zur Frage der Gletschererosion liefern, wird später berichtet werden, wenn alle Messungen ausgewertet sind.

Abgeschlossen am 16. August 1933.

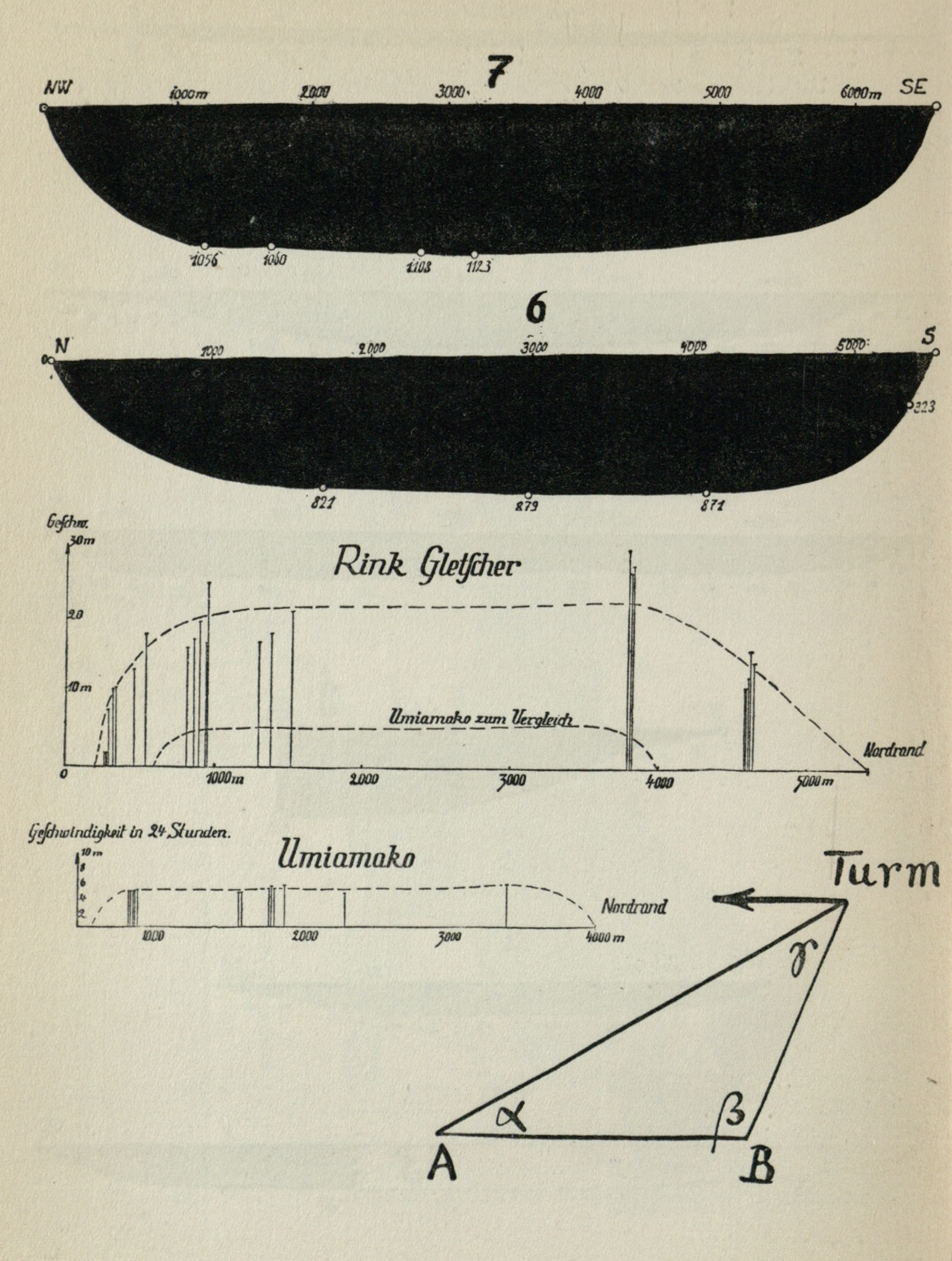
FRONT DES RINKGLETSCHERS




N.
magn. N.
0 1 2 3 4 5 10 Km
Umiamako Gletscher
Tanua
4
Zeltplatz
Umiamakohorn 1047 m
5
Zeltplatz
Kekertarsuak
Kangerdluk
Hochlandeis 2000 m
Nunatak
1970 m
Moräne
Rink Gletscher
6
Zeltplatz
6
Hochlandeis 2100 m
7
7
Johannes-Gletscher
Zeltplatz
Zeltplatz am Delta
Wasserfall
Nugatsak
Nuliarfik
1
2
KARAT
3
Kangerdlugssuak Fjord



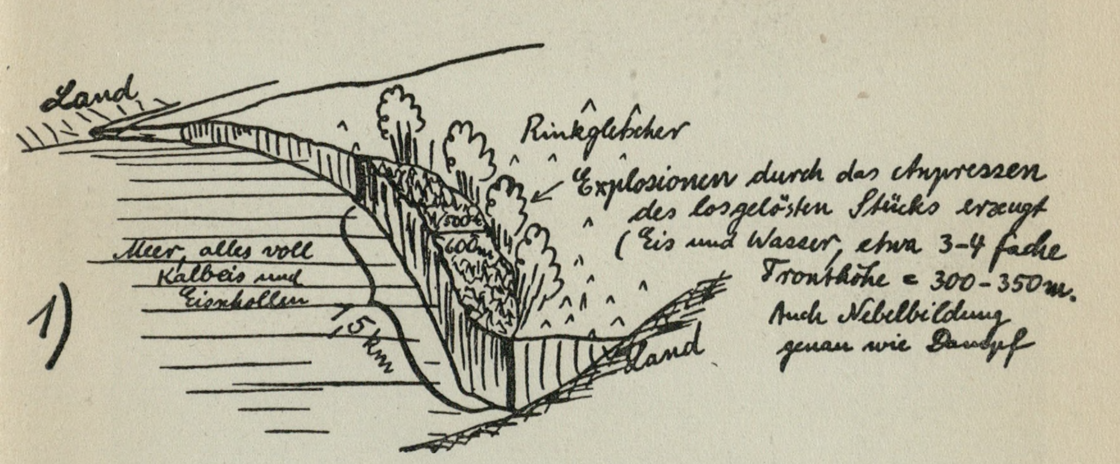
KANGERDLUK LÄNGSSCHNITT
W
E
0
10 Km
20
30
40
50
60
Umiamako
Rinkgletscher
423 m
356
295
470
796
1123
1108
879
692
1
N
S
1000 m
2000
3000
4000
5000 m
25
15
42
87
211
262
286
335
353
356
241
211
105
85
82
75
68
21
2
N
S
1000 m
2000
3000
4000
5000 m
21
125
183
207
257
246
248
255
206
254
295
290
288
290
210
100
3
N
S
1000 m
2000
3000 m
47
68
102
189
342
562
612
4
NW
SE
1000 m
2000
3000
4000 m
30
117
213
255
244
253
261
320
246
204
194
100
81
5
NW
SE
331
320
249

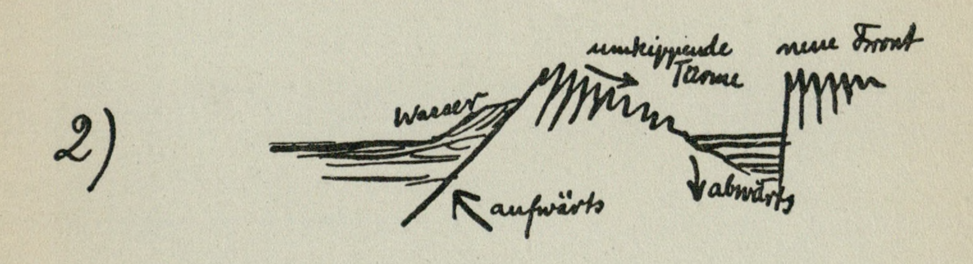


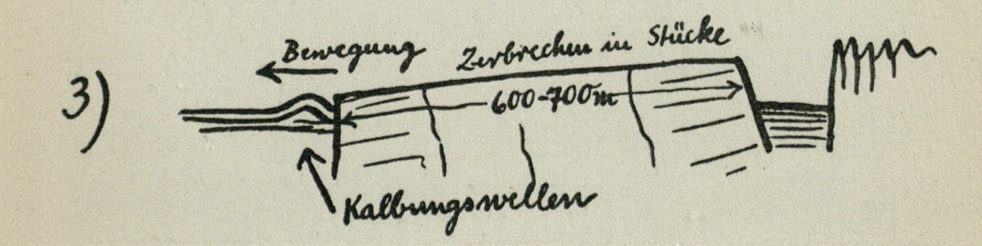
7
NW
1000m
2000
3000
4000
5000
6000m
SE
1056
1060
1108
1123
6
N
1000
2000
3000
4000
5000
S
323
821
879
871
Geschw.
30m
Rink Gletscher
20
10m
Umiamako zum Vergleich
Nordrand
0
1000m
2000
3000
4000
5000m
Geschwindigkeit in 24 Stunden.
10m
Umiamako
Nordrand
1000
2000
3000
4000m
Turm
γ
α
β
A
B

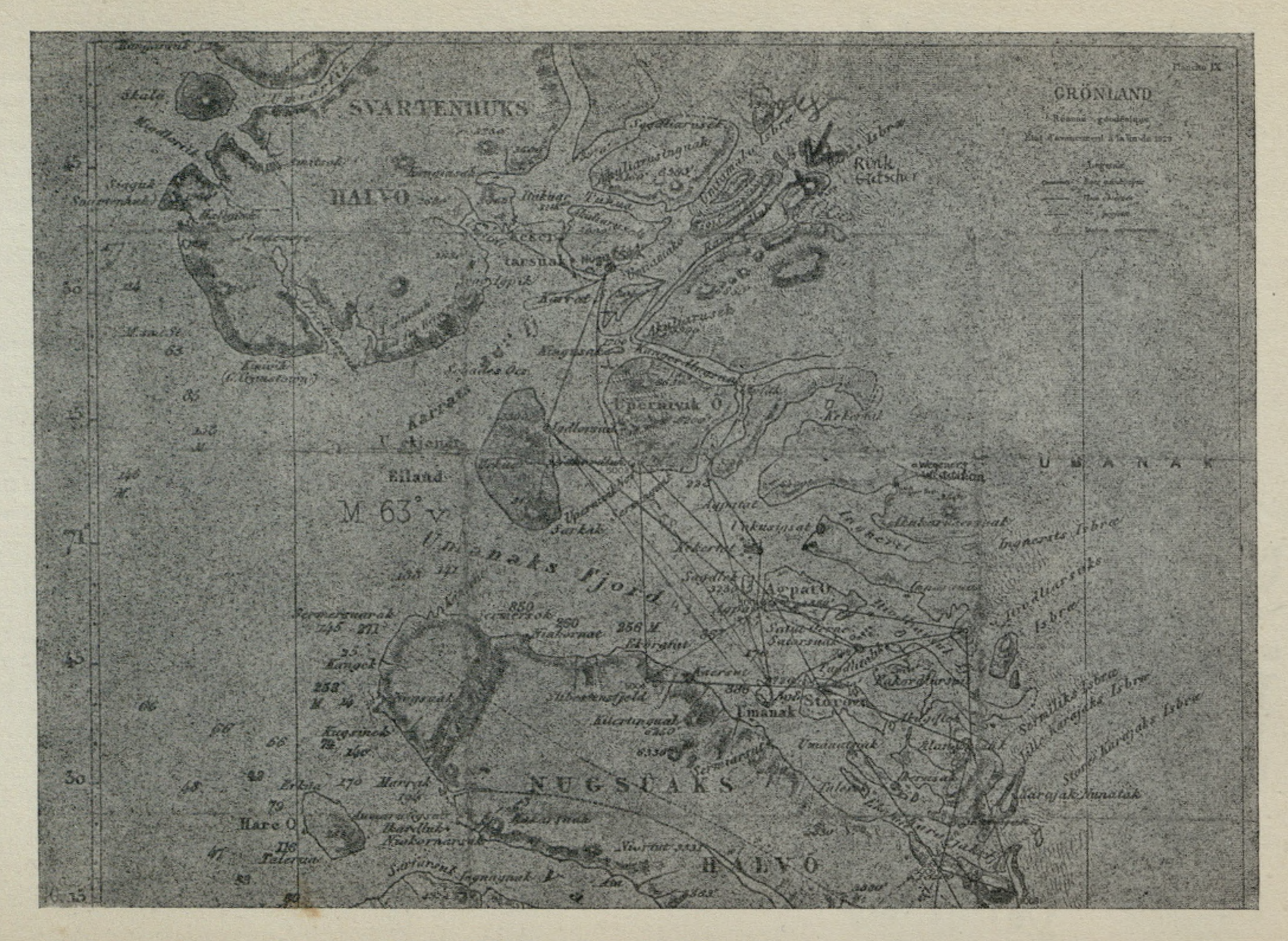
Tagebuch I S. 112

Die große Kalbung am 24. Juli 1932
03h 55m M.G.Z.









Faksimile der Karte des Motorbootes M. B. „PER“, das einzige Hilfsmittel Udets auf der Suche nach uns. — Rechts oben zeichnete Udet meinen Standort (siehe Pfeil) ein

Verzeichnis wichtiger Schriften über Gletscher und Eisberge.

1. R. R. J. Hammer, Undersögelser ved Jakobshavns Isfjord (Meddelelser om Grönland. 4, S. 1, 1883).
2. K. J. V. Steenstrup, Bidrag til Kjendskab til Braeerne og Brae-Isen i Nord-Grönland. (M. o. G. 4, S. 70, 1883).
3. C. H. Ryder, Undersögelse af Grönlands Vestkyst fra 72° til 74° 35′ N. B. (M. o. G 8, S. 203, 1889).
4. H. Rink, Nogle Bemaerkninger om Ilandsisen og Isfjeldenes Oprindelse. (M. o. G. 8, S. 271, 1889).
5. E. v. Drygalski, Grönland-Expedition der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1891—1893. Bd. 1, Berlin 1897.
6. M. C. Engell, Undersögelser og Opmaalinger ved Jakobshavns Isfjord og i Orpigssuit in Sommeren 1902. (M. o. G. 26, S. 1, 1904).
7. M. C. Engell, Beretning om Undersögelserne af Jakobshavns Isfjord og dens Omgivelser 1903—1904. (M. o. G. 34, S. 155, 1910).
8. J. P. Koch und A. Wegener, Die glaziologischen Beobachtungen der Danmark-Expedition. (M. o. G. 46, 1911).
9. Greenland, Verlag C. A. Reitzel, Kopenhagen 1928, mit vielen Literaturangaben.
10. J. P. Koch und A. Wegener. Wissenschaftliche Ergebnisse der dänischen Expedition nach Dronning Louises Land und quer über das Inlandeis von Nordgrönland 1912—1913. (M. o. G. 75, 1930).
11. Edw. H. Smith, Arctic Ice with especial reference to its distribution to the North Atlantic Ocean. (The Marion-Expedition . . . . . . 1928). Washington 1931.

Inhaltsverzeichnis

